Persönliche Erinnerungen

von

Lutz Graf Schwerin von Krosigk

II. Teil
25 Jahre Berlin
1920 bis 1945

Institut für Zeitgeschichte
ARCHIV
Akz. 5291/74 Best. ZS A/20
Rep. — Kat.
Bd. 12

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Inhaltsverzeichnis

		Seite
Kapitel 1:	Die Inflationsjahre (1920 bis 1923)	5
Kapitel 2:	Die "goldenen Jahre" (1924 bis 1928)	23
Kapitel 3:	Die Krisenjahre (1929 bis 1931)	57
Kapitel 4:	Papen- und Schleicher-Kabinett (1932)	94
Kapitel 5:	Die ersten Jahre unter Hitler (1933 bis 1936)	135
Kapitel 6:	Die letzten Friedensjahre (1937 bis 1939)	181
Kapitel 7:	Der Krieg (1939 bis 1945)	221
Kapitel 8:	Inspektionsreisen zum Zollgrenzschutz	256
Kapitel 9:	Andere Auslandsreisen	289
Kapitel 10:	Das Ende (1944/1945)	309

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Kapitel 1: Die Inflationsjahre (192o bis 1923)

Meine Frau war 192o nach unserem Umzug aus Bergen/Rügen nach Berlin mit unserer wenige Monate alten Tochter Annli bei ihren Eltern in Heeren. Als ich sie im März dort besuchte, brach der Kapp-Putsch aus. Über meine Erlebnisse in Heeren und auf der Rückfahrt nach Berlin habe ich schon berichtet. Nach dem Kapp-Putsch mußte ich noch einige Zeit in Berlin allein hausen, bis ich für uns beide und Annli eine Bleibe fand. Die Potsdamer Verwandten, vor allem Mutti Lancken und Lisette Rochow, suchten eifrig nach einer Wohnung für uns. Schließlich fand sich eine Lösung. Der General von Scholl vermietete seine Wohnung möbliert. Sie lag dem Haus von Lisette schräg gegenüber. Wir griffen rasch zu und haben es nicht bereut. Hier wurde im Juli 1921 bei schwebender Hitze unser kleiner Wilfried geboren. Hier haben wir fröhlich gewohnt, bis wir eine unmöblierte Wohnung in Lichterfelde-West fanden. Edi war gern in Potsdam, wir hatten viele Bekannte, und mir machte es nichts aus, morgens zum Bahnhof zu laufen und mit der Vorortbahn nach Berlin zu fahren. Man traf fast immer jemanden, der den gleichen Weg hatte, besonders häufig Onkel Antönchen.

Im Ministerium war ich von der hohen Achtung beeindruckt, die man dort allgemein dem Fleiß und Können von Erzberger entgegenbrachte. Mir selbst imponierte es, daß dieser Mann die Steuerhoheit und eine eigene Steuerverwaltung auf das Reich übertrug und damit den seit 187o größten und bedeutungsvollsten Schritt zur Stärkung der Reichseinheit tat. Ich stand in dieser Frage, in der Erzberger von der gesamten Rechten schärfstens bekämpft wurde, ganz auf seiner Seite. Andererseits stieß mich die Verquickung von Geschäft und Politik ab, die Helfferich, kämpferisch, rednerisch und schriftstellerisch die stärkste Begabung auf der Rechten, ihm in einem unerbittlichen Zeitungskampf zum Vorwurf machte. Ich bewunderte Helfferich wegen seines großartigen Buches "Das Geld", wegen seiner Leistung als Währungsfachmann,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kolonialbeamter, Bankdirektor und Staatsmann. Ich erfuhr, daß er 1917 vor der Wiederaufnahme des uneingeschränkten U-Bootkrieges gewarnt hatte: "Wenn die Karte des rücksichtslosen U-Bootkrieges ausgespielt wird und sie sticht nicht, dann sind wir auf Jahrhunderte verloren." Ich hatte Verständnis dafür, daß dieser Mann, der bis 1914 den Liberalen nahegestanden hatte, sich nun den Deutschnationalen anschloß und die Parteien der Weimarer Koalition erbittert bekämpfte. Aber mir gefielen die persönlichen Verdächtigungen nicht, mit denen er Erzberger ständig angriff und schließlich seinen Rücktritt erzwang. Die unerhörte Schärfe seiner Angriffe erregte jugendliche Hitzköpfe so, daß sie den Minister ermordeten. Dieser Mord rettete Erzberger vor dem ihm damals drohenden bürgerlichen Tod, erhob ihn in die verklärende Märtyrersphäre und beraubte Helfferich, dem die Mörder keinen schlechteren Dienst erweisen konnten, der Früchte des rastlosen Kampfes, den er gegen die durch Erzberger personifizierte Korruption führte.

Helfferichs Schicksal empfand ich als tragisch. Den noblen, vornehm denkenden Mann machte man verantwortlich für die Ermordung von Erzberger und Rathenau. Als den Reichskanzler Wirth die von rechts ausgehende Hetze gegen die führenden Männer von Weimar nach der Ermordung Rathenaus zu den berühmten Worten veranlaßte: "Der Feind steht rechts!", richtete er sie demonstrativ an Helfferich. 1923 trat dieser noch einmal mit seinen Reformvorschlägen als Währungsfachmann hervor, das Direktorium der Reichsbank schlug ihn als Reichsbankpräsidenten vor, aber Reichspräsident und Reichsregierung lehnten ihn wegen seiner politischen Haltung ab. Als Führer der Deutschnationalen hatte er innerhalb seiner Partei eine unbestrittene Autorität wie keiner seiner Nachfolger. Als 1924 die Rechte in die Regierung eintrat, wurde ihr bester Mann Opfer eines Eisenbahnunglücks.

Auch Wirth, Erzbergers Nachfolger als Reichsfinanzminister, wurde im Ministerium wegen seiner Intelligenz, seiner raschen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Auffassungsgabe und seiner vertrauensvollen Zusammenarbeit mit der Beamtenschaft hoch geachtet. Ich konnte bei Vorträgen selbst beobachten, wie rasch er sich in komplizierten Materien zurecht fand. Allerdings interessierte sich Wirth weniger für die sachliche Seite einer Frage; diese zu beurteilen überließ er den Beamten. Er überlegte in erster Linie, wie man eine Entscheidung seiner Partei, dem Zentrum, anrechnen würde. Wirth trug mehr als andere Finanzminister parteipolitische Gesichtspunkte in sachliche Fragen hinein. Er war eben mit jeder Fiber ein homo politicus, der vielleicht auch damals schon seine Blicke auf höhere Ziele richtete. Im Mai 1921 tauschte er den Posten des Finanzministers mit dem des Reichskanzlers. In dieser Stellung konnte er von seiner Gabe, zündende Schlagworte zu prägen, vollen Gebrauch machen.

Das Referat, das ich zu bearbeiten hatte, war schwierig, interessant und unbefriedigend. Es umfaßte die Regelung der Vorkriegsschulden und -forderungen gegenüber dem Ausland und die Entschädigung für das im Ausland und in den abgetretenen Gebieten liquidierte deutsche Eigentum. Die Alliierten enteigneten das deutsche Privateigentum und hatten die Entschädigungspflicht dem bankerotten Reich auf. Sie rechtfertigen den Schlag gegen die Heiligkeit des Privateigentums damit, daß sie die Erlöse aus der Liquidation dem Reich auf Reparationskonto gutschrieben. Den Privateigentümer geschehe kein Unrecht, denn das Reich werde nicht nur durch den Versailler Vertrag verpflichtet, sie zu entschädigen, sondern durch die Gutschrift hierzu auch in die Lage versetzt. Das war eine Heuchelei. Es half dem Reich nichts, daß ihm auf eine Reparationsforderung von schwindelnder Höhe, die niemals bezahlt werden konnte und auch tatsächlich nicht bezahlt worden ist, einige Milliarden "gutgeschrieben" wurden. Dadurch kam kein Pfennig in die Kasse, aus der die Eigentümer entschädigt werden sollten. Eines erreichten die Alliierten: die Wut der enteigneten und verarmten Eigentümer richtete sich nicht gegen sie, sondern gegen die eigene

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

deutsche Regierung. Ihr, nicht den Alliierten, machte man es zum Vorwurf, daß keine angemessene Entschädigung gezahlt wurde. Die verhetzten armen Menschen begriffen nicht, daß das Reich die hierfür erforderlichen Summen nicht aufbringen konnte und daß jeder Versuch, ihre Forderungen zu befriedigen, immer tiefer in die Inflation hineinführte. Daß so viele Menschen durch Liquidation und Inflation um ihr Eigentum betrogen wurden und in das Proletariat absanken, trug wesentlich zu Hitlers Erfolgen bei.

Morgens standen auf dem Flur vor meiner Tür viele Menschen, die ihre "Kriesnoten" eintauschen wollten. Das war Besatzungsgeld, das die Deutschen während des Krieges in Polen unter dem Chef der Zivilverwaltung von Kries ausgegeben und das die Polen nach dem Kriege für ungültig erklärt hatten. Aus Billigkeitsgründen konnte ich einlösen, soweit ein Inhaber ehrlich in den Besitz gekommen und bedürftig zu sein schien. Ich war auf mein Gefühl angewiesen und übte mich in Menschenkenntnis. Zu den Wartenden gehörte regelmäßig ein junger Jude, den ich für einen Spekulanten und nicht für bedürftig hielt. Aber er glaubte wohl, daß seine Zähigkeit die Oberhand behalten und ich seiner satt werden würde. So kam er täglich wieder und wurde täglich abgewiesen. Vielleicht wäre seine Rechnung eines Tages aufgegangen, aber er beging vorher einen Fehler. Er brachte eine "kleine Wurst" für mich mit. Seitdem wurde er nicht mehr vorgelassen.

Die Regelung der Vorkriegsschulden und -verbindlichkeiten im Ausgleichsverfahren war eine besonders harte Nuß. Selbst Spezialisten brachen sich daran die Zähne aus. Meinem Abteilungschef, dem Ministerialdirektor von Brand, war es nicht gegeben, in die komplizierte Materie einzudringen. Er war ein tüchtiger Landrat gewesen und war von seiner Partei, dem Zentrum, dazu ausersehen, das Reparationsproblem zu lösen. Das blieb für Brand aber auch ein Buch mit sieben Siegeln. Ich fuhr einmal mit ihm nach Paris, wo er Reparationsverhandlungen führen sollte. Zufällig teilte unser Abteil der

Institut für Zeitgeschichte / Archiv

Oberlandesgerichtsrat Fröhlich, damals Vertreter des Reiches beim Gemischten Schiedsgerichtshof in Paris. Fröhlich trug seinen Namen mit Recht, er liebte Kalauer und unterhielt den "Branddirektor", wie er meinen Chef nannte, mit seiner Liebhaberei, die Brand in keiner Weise teilte. Schon in Lüttich sagte er mir, dieser Mann gehe über seine Kraft. In Paris war er am Boden zerstört. Dabei stand ihm das Schwerste erst bevor, eine einleitende Besprechung mit seinem Berliner Amtsvorgänger, dem jetzigen Leiter der Kriegslastenkommission, Staatssekretär Fischer. Als der ihn einige Stunden instruiert hatte, konnte er nur noch stöhnen: "Fischer denkt so kompliziert." Da hatte er nicht ganz unrecht. Dem armen Brand war nun alles unklar geworden.

Ich war als Assessor in das Ministerium eingetreten und hatte als Hilfsarbeiter keine große Aussicht auf rasche Beförderung. Da wurde der Referent, Geheimrat Lippert, der früher Justitiar an der Stettiner Regierung gewesen war, den ich von dorther kannte und der mich in das Reichsfinanzministerium (RFM) geholt hatte, in das Preußische Handelsministerium berufen und zum Staatskommissar an der Börse ernannt. Da ich der einzige war, der sich in den Tücken des Referats auskannte, wurde ich sein Nachfolger. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des Referats wurde ich sofort zum Regierungsrat, nach einem Jahr zum Oberregierungsrat und nach zwei weiteren Jahren zum Ministerialrat ernannt. Da ich erst 37 war und erheblich jünger aussah, sagte mir der Staatssekretär Schröder, ich müsse in Ressortbesprechungen wohl eine Hornbrille aufsetzen, um einen etwas würdigeren Eindruck zu machen. In den drei Jahren 1920 bis 1923 erlebte ich die immer weiter um sich greifende Inflation, die eine Zeitlang aufgehalten werden konnte, bis sie nach der Ruhrbesetzung ein reißendes Tempo annahm und im Herbst 1923 zum völligen Zusammenbruch der Währung führte. Diese Entwicklung führte alle Entschädigungsversuche ad absurdum und stellte mich in meiner amtlichen Arbeit vor eine unlösbare Aufgabe, ebenso aber auch Edi als Hausfrau.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Wenn man Geld, das man bekommen hatte, nicht sofort ausgab, war es verloren. In Bamenohl war ein Münsterländer Bauernsohn, Heisiep, der hätte das Geheimnis der Inflation verstanden. Es war ganz einfach: Er borgte sich Geld von der Bank, kaufte damit Sachwerte, gleichgültig was, und zahlte mit entwertetem Geld zurück. So besaß er alles, was man sich wünschen konnte, Schokolade und Fahrräder, Füllfederhalter und Lastkraftwagen. Er mietete ein paar Räume auf dem Bamenohler Hof, um seine Schätze unterbringen zu können. Päppel bewunderte ihn, hatte ihn aber im Verdacht, daß er seine Augen zu meiner Schwägerin Pocki erhöbe. "Und warum nicht?" fragte ich. Die Hohenthals hätten doch auch als Kriegslieferanten und -gewinnler im 18. Jahrhundert ihren Aufstieg begonnen und seien ein großartiges Grafengeschlecht geworden, ebenso gut könne aus Pocki die Stammutter der Grafen Heisiep werden. Man wisse bei mir nie genau, ob ich Unsinn mache oder im Ernst rede, erwiderte mein lieber Schwiegervater.

Der monatliche Zuschuß, den Päppel seinen verheirateten Töchtern gab, wurde sinnlos. Man konnte damit schon längst keine Briefmarke mehr kaufen. Wir mußten eine Erbauseinandersetzung vornehmen. Es konnte natürlich nur eine Übergangsregelung sein. Heeren war Fideikommiß, das bekam Wilhelm-Adolf, der Sohn, die Töchter hatten darauf keinerlei Ansprüche. Kurz vor dem Kriege hatte Päppel die überaus wertvollen Eichen im Heerener Holz schlagen lassen und hatte dafür eine runde Million bekommen. Er legte sie in Kriegsanleihe an, sie wurde ein Opfer der Inflation. Bamenohl war Allod, hier bekam Wilhelm-Adolf die Hälfte, in die andere Hälfte teilten sich die Töchter.

Aber was war Bamenohl wert? Wie hoch war der Pflichtteil, mit dem die Töchter rechnen konnten? Meinen Schwiegereltern lag an einer Regelung, die von allen ihren Kindern als fair und gerecht angesehen wurde und nach dem Tod von Päppel keinen Streit unter den Erben entstehen lassen konnte. So schien es ihnen zweckmäßig, noch zu Päppels Lebzeiten einen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

"Erbvertrag" abzuschließen. Zu diesem Zweck kamen im August 1923, kurz nachdem Wilhelm Adolf, der einzige Sohn, volljährig geworden war, die Heerener Eltern mit ihm und seinen vier älteren Schwestern in Hecklingen zusammen und fuhren von dort nach Staßfurt, um bei einem den Trothas bekannten Notar einen solchen Vertrag abzuschließen. Drei Schwiegersöhne, außer mir Fritz Zitzewitz und Fritz Trotha, unterschrieben.

Mein alter Freund Zitzewitz hatte sich 1920, als Edi und ich von Rügen nach Berlin umzogen und ihre beiden Schwestern Bertchen und Anni die Auflösung des Hausstandes in Bergen/Rügen besorgten, mit Bertchen verlobt. Der Sommer 1920 war infolge der Nachwirkungen des Kapp-Putsches noch so unruhig, daß die Hochzeit im Juni nur im kleinsten Kreis gefeiert wurde; selbst die Eltern Zitzewitz hatten nicht gewagt, Muttrin zu verlassen, und hatten absagen müssen. Um so fröhlicher wurde zwei Jahre später, wieder im Juni, die Hochzeit von Anni mit meinem Vetter und Freund Fritz Trotha aus Hecklingen gefeiert. Da auch die Hochzeit von Edi und mir 1918, im letzten Kriegsjahr, der Zeit entsprechend still begangen worden war, zeigte sich nun, 1922, das alte Haus Heeren zum ersten Male seit der Silberhochzeit meiner Schwiegereltern wieder im vollen Glanze. Die nächstälteste Schwester, Minette (genannt Neckel), war erste Brautjungfer. Sie führte ein Hohenerxleber Vetter, Vollrat Krosigk, der eine bemerkenswert hübsche Brautführerrede hielt und sich zwei Jahre später mit Neckel verloben sollte. Seine Hochzeit, im Juli 1924, war wieder ein stilles Fest, da Päppel im Juni 1924 an der Leukämie starb, an der er schon im Jahre zuvor, zur Zeit des Erbvertrages, litt.

Wir einigten uns im Erbvertrag im Sommer 1923, daß die Höhe des Erbteils der Töchter erst festgesetzt werden sollte, wenn wir wieder stabile Geldverhältnisse hätten. Als es soweit war - im Jahre 1925 - trafen sich die Geschwister erneut, diesmal bei uns in Lichterfelde. Zu Hause blieben nur die

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

beiden minderjährigen Töchter, Auguste (Pocki), die 1934 Herbert Köhne, und Sidonie (Döni), die im gleichen Jahr Rudolf Krieger heiratete. Sie schickten uns ein Telegramm: 2. Samuelis 18, Vers 5. Wir schlugen auf und fanden: Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalom. Die Schwäger fuhren säuberlich. Das Erbteil der Töchter wurde auf je 2o.ooo Mark festgesetzt. Davon wurden später 15.ooo ausgezahlt. Die 1923 getroffene Übergangsregelung bestand darin, daß der monatliche Zuschuß auf 2 Zentner Roggen festgelegt wurde. Dieser Übergang zur Roggenwährung machte es mir möglich, das Potsdamer Haus von Onkel Antönchen gegen lebenslänglichen Nießbrauch und eine Monatsrente von 1 Zentner Roggen zu erwerben.

Es ist Luthers großes Verdienst, daß er als Finanzminister der Inflation ein Ende machte. Die Jahre als Finanzminister waren wohl seine beste Zeit. Seine blendende Auffassungsgabe, seine sprühende Vitalität, seine unbegrenzte Arbeitskraft und Verantwortungsfreudigkeit schienen ihn zu noch höheren Aufgaben zu qualifizieren. Aber je höher er stieg, um so mehr zeigte sich, was ihm fehlte. Er war ein idealer Verwaltungsbeamter, aber bar des schöpferischen Genies. Vor schwierige Entscheidungen gestellte, hatte er nicht die Sicherheit, die Intuition, um instinktiv das rechte Mittel zu finden. Er konnte jedoch die Durchführbarkeit eines von anderer Seite kommenden Vorschlages alsbald begreifen und seine ganze Energie hinter die Durchführung setzen. Luther war kein politischer Mensch, ihm lag das Sachliche zu sehr im Blute. Sein bekannter Aufschrei als Reichskanzler "Irgendwie muß doch in Deutschland regiert werden!" enthüllt ebenso eine erschütternde Kritik an der unsere politischen Parteien beherrschenden Verantwortungslosigkeit wie eine unbewußte Anerkennung der dem eigenen Können gesteckten Grenzen. Aber die Aufgabe, 1924 mit ungeheurer Energie den Ressorts, um die Rentenmark zu sichern, ein unvorstellbar niedriges Manövrierniveau zuzuweisen und an diesen Schranken festzuhalten, war für Luther wie geschaffen. Schon normalerweise, noch

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

mehr aber in solchen Zeiten großer Anspannung mußte Luther seinem Körper erstaunliche Nahrungsmengen zuführen. Der kleine Mann vertilgte kaum glaubhafte Mengen. Wenn er sich im Speisewagen nach dem sehr reichlichen Mittagessen noch zweimal hintereinander Wiener Schnitzel bestellte, hinderten ihn nur das Staunen der Kellner und die Anwesenheit zu vieler Zuschauer, sich ein drittes servieren zu lassen. Es war ein Vergnügen, unter ihm zu arbeiten. Wir trauerten ihm nach, als er Reichskanzler wurde.

Als Luther mal Erholung brauchte, hatte er sich mit seinem Staatssekretär als Onkel und Neffe incognito in einem entlegenen Kurhaus einquartiert. Eines abends ging es ihm nicht gut. Der "Neffe" holte einen Arzt. Der kam nach der Untersuchung mit bedenklicher Miene heraus und sagte, die jetzige Unpäßlichkeit sei ganz leichter Natur, der Onkel habe wohl zum Abendbrot etwas zu viel und zu schwer gegessen. Aber etwas anderes sei sehr bedenklich. Er habe dem Onkel gesagt, für die Nerven brauche er mal einen Aufenthalt von mindestens 6 Wochen in einem Sanatorium. Da sei der Onkel ganz wild geworden und habe gerufen, was sich denn der Doktor vorstelle, er sei der Reichskanzler und habe für solche Kur keine Zeit. Das sei ein schlimmer Fall. Zunächst habe er dem Onkel reichlich Brom gegeben.

Luther betrieb alles, was er unternahm, mit Passion. Noch als Reichskanzler lernte er das Skilaufen und zeigte gern Photographien, auf denen er in gebückter Haltung am steilen Hang zu sehen war: der Kanzler vor der Abfahrt. Er unterschlug auch die Bilder nicht, auf denen man nur einen stiebenden Schneehaufen erblickte: der Kanzler nach der Abfahrt. Stürze verdrossen ihn nicht. Er war ein Stehaufmännchen.

Sein Nachfolger, Otto von Schlieben, war 1918 aus der Reichskanzlei in das Reichsfinanzministerium gekommen. Als Leiter der Etatsabteilung hatte er den Posten erhalten, an dem er die für ihn charakteristischen Gaben zur Geltung und Wirk-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

samkeit bringen konnte. Im Gegensatz zur schillernden Intelligenz und blendenden Dialektik des Staatssekretärs Johannes Popitz lag Schliebens Stärke nicht im Geistigen, sondern im Charakter. Er besaß keine rasche Auffassungsgabe, er war eher langsam, aber er erkannte mit seinem gesunden Menschenverstand, worauf es ankam, und daran hielt er mit der ihm eigenen Beständigkeit fest. Die starke Wirkung, die von ihm ausging, beruhte auf seiner unbedingten Zuverlässigkeit und Anständigkeit. Auf ihm ruhte in den ersten Monaten, in denen die Rentenmark sich zu bewähren hatte, die Hauptlast des Kampfes mit den Ressorts. Wenn Luther in diesem Kampf siegte, verdankte er das weitgehend Schlieben. So war es ganz folgerichtig, daß Luther ihn zu seinem Nachfolger als Finanzminister machte, auch wenn Popitz ihm intelligenzmäßig überlegen war und in seiner sarkastischen Art über die geistlosen und bürokratischen Etatshandwerker spottete.

Ich hatte mit Schlieben, dem allgewaltigen Chef der Etatsabteilung, einen schweren Zusammenstoß, weil ich in dem jahrelangen Streit, wer die von Preußen in Posen und Westpreußen angesetzten und nach dem Kriege "verdrängten" Ansiedler zu entschädigen hatte, das Reich oder Preußen, 5 Millionen auf das Reich übernahm, ohne dazu autorisiert zu sein. Ich konnte es nicht mit ansehen, daß die Ansiedler in den Lagern verkamen, weil Bund und Länder es machten, wie die polnischen Edelleute in dem Heineschen Gedicht, es "zahlte keiner von den beiden." Schlieben pfiff mich mächtig an und zog erst mildere Seiten auf, als ich sagte, er würde an meiner Stelle genau so gehandelt haben. 1925 machte er mich zum Generaletatsreferenten.

Aus voller Überzeugung stand ich hinter der "Thesaurierungspolitik", die mit Schliebens Namen verknüpft ist. Es wurde zum ersten Mal "Etatskonjunkturpolitik" getrieben, die ja darauf hinausläuft, daß der Staat in Krisenzeiten öffentliche Aufträge durch Geld- und Kreditausweitung finanziert, dadurch die Erstarrung löst und belebend wirkt, in Konjunk-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

turperioden dagegen Reserven bildete, Aufträge verknappt und retardierend wirkt. Schlieben folgte bei dieser Politik weniger einer Lehre, für ihn war sie vielmehr in den bösen Erfahrungen begründet, die er, beinahe zum Staatsbankrott getrieben, durchlebt hatte, und in seinem Charakter, in der an die Zukunft denkenden Voraussicht des guten Hausvaters, der es als selbstverständlich ansieht, daß man in fetten Jahren Vorsorge für kommende magere Jahre trifft. Popitz lehnte Schliebens hausväterliche Begründung als antiquiert und "Kleinemann-Politik" ab, stimmte aber einer "Konjunkturpolitik", die auf die gleichen Forderungen hinauskam, voll zu.

Mein Freund Mohl, mit dem ich ein Jahr in Oxford zusammen gewesen war, und der jetzt Regierungsrat im Preußischen Innenministerium war, wurde als Landrat nach Bordesholm versetzt, von wo er später in gleicher Eigenschaft nach Bad Segeberg kam. Er bot uns seine Lichterfelder Wohnung an und erreichte es, daß, als wir begeistert zustimmten, der Vermieter uns in Mohls Mietvertrag übernahm. So fanden wir endlich eine Wohnung, die wir mit eigenen Möbeln einrichten konnten. Beinahe ein Jahr lang war Ottfried Dewitz, der gleichaltrige Vetter, mit dem ich später um Lemmersdorf loste, unsere "Geldquelle". Er wechselte in diesen Jahren zwischen einer Papierfabrik in Spechthausen und der Versuchsanstalt für Luftfahrt in Berlin und wohnte, bis er eine Wohnung in Zehlendorf fand, bei uns, wenn er in Berlin war.

Im Oktober 1922 wurde Ehrengard geboren; ein "Hexlein", sagte Ömi, als sie das Kind sah. Im Februar 1924 kam Almuth in Lichterfelde zur Welt. Sie erschien etwas verfrüht. Fräulein Trautwein, die aus Anhalt gebürtige Pflegerin, die bei allen Geburten dabei war und dann während der ersten Wochen diktatorisch im Hause regierte, war noch nicht da. Fritz Trotha, der zufällig zu Besuch bei uns war, lief am späten Abend los, um eine Hebamme aus Lichterfelde herbeizuschaffen. Als sie ankam, war das Kind schon da. Eine Mitbewohnerin des Hauses hatte mir geholfen. In Wirklichkeit hatten es

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Mutter und Tochter allein geschafft. Getauft wurden die Kinder vom Lichterfelder Superintendenten Stock, der gut predigte und den wir menschlich gern hatten. Als er in der Predigt einmal sagte, man solle nicht des Predigers wegen in die Kirche kommen, stellte ich ihm vor, daß es auch nicht gut sei, wenn man sich über den Pastor ärgerte, und der zweite Geistliche, der "Bruder Antonowitz", ginge über meine Kraft. Ich könne ihm nicht zuhören, sondern überlegte mir während der Predigt nur, was ich über den Text gesagt haben würde. "Sehen Sie", rief Stock, "was wollen Sie mehr!"

Das Jahr unter Schlieben war mit drei Dingen angefüllt: dem Steuerprogramm, das sowohl im Steuerausschuß wie im Plenum des Reichstages Popitz vertrat, dem Etat, der auch die Reservebildung umfaßte und den, nach der Einführung im Reichstag mit der von mir verfaßten und von Schlieben mit schlechter Betonung vorgelesenen Haushaltsrede, im Haushaltsausschuß Schliebens Nachfolger, Ministerialdirektor Lothholz, und ich zu vertreten hatten, und der Aufwertung. Der Streit um die Aufwertung der Schulden nach der Inflation war noch erbitterter als um die Thesaurierung. Die Vermittlungsvorschläge der Regierung wurden wütend bekämpft. Das Unrecht der Inflation hatte das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes tief verletzt, die eingetretene Vermögensverschiebung hatte den Mittelstand proletarisiert und dadurch die Gesellschaft radikalisiert. Der Kampf um die Entschädigung erregte die politischen Leidenschaften derartig, daß die Inflationsgeschädigten eine eigene politische Partei bildeten, die anfangs starken Zulauf hatte. Als sie nicht die erhofften Erfolge hatte, gingen die enttäuschten Anhänger ein Haus weiter, zu den Nationalsozialisten. Luther und Schlieben standen innerlich nach ihrem Gerechtigkeitsempfinden und ihrer konservativen Grundeinstellung auf der Seite der Inflationsgeschädigten, sie durften aber nicht das mühsam aufgebaute Werk der Währungssanierung durch eine zu weitgehende Aufwertung gefährden. Es war vor allem Schlieben, der unermüdlich in den Ausschüssen und im Plenum des Reichstages für die Vorschläge der Re-

Institut für Zeitgeschichte / Archiv

gierung kämpfte, zu verdanken, daß das Sanierungswerk in seinen drei Teilen im Sommer 1925 im wesentlichen nach diesen Vorschlägen fertiggestellt wurde.

Es war ein entsetzlich heißer Augusttag, als Lothholz und ich mittags im schwarzen Rock aus dem Finanzministerium über den Wilhelmsplatz zum Reichspräsidentenpalais gingen, in dem etwa 3o an dem Reformwerk beteiligte Beamte als Ordensersatz zum Frühstück eingeladen waren. Die Republik verlieh keine Orden. Das war ein Fehler. Gerade ein Staat, in dem es noch keine Tradition gab, hätte eine nach außen erkennbare Form staatlicher Anerkennung nötig gehabt. In Frankreich ist die Légion d'honneur, die den Monsieur décoré wegen seiner Leistung aus der Masse hervorhebt, das beste Mittel gegen den Radikalismus. In der Weimarer Republik verfiel man auf den etwas beschämenden Ausweg, den Staatsorden durch das Rote Kreuz zu ersetzen. Herr von Winterfeld-Menkin verlieh das Großkreuz oder den Stern, und zwar, um der Verleihung die nötige Würde zu geben, in Gegenwart des Reichspräsidenten. Der andere Ersatz war eine Einladung des Reichspräsidenten zum Frühstück. Diese Ehrung wurde auch Lothholz und mir zuteil.

Wir waren schon durchgeschwitzt, als wir im Palais ankamen. Lothholz hing der Kragen als trauriger, durchweichter Fetzen um den Hals, und auch meiner behielt nicht mehr lange die erforderliche Straffheit. Es gab aber kühl zu trinken und gut zu essen. Der Präsident ließ sich jeden einzelnen von uns vorstellen und hielt beim Frühstück eine kurze Ansprache. Nach dem Frühstück standen wir in Gruppen umher, Luther in Unterhaltung mit Hindenburg. Luther, der hervorragend fachsimpeln konnte, dem aber die Gabe leichter Unterhaltung nicht gegeben war und dem der Gesprächsstoff ausgegangen zu sein schien, sah sich suchend um. Als sein Blick auf mich fiel, machte er den Reichspräsidenten auf mich aufmerksam. Ich sei schon seit fast vier Wochen Vater eines Sohnes, hätte ihn aber noch nicht zu Gesicht bekommen. Wo ist denn

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ihre Frau? fragte Hindenburg freundlich. Bei ihren Eltern in Westfalen, antwortete ich, ohne Namen zu nennen. Aber mit seinem großartigen Gedächtnis für Verwandtschaften und Personen schaltete der alte Feldmarschall sofort richtig. Ja, meinen Schwiegervater kenne er gut; der sei während des Krieges als Adjutant des alten Kessel, des Oberkommandierenden in den Marken, bei ihm im Hauptquartier im Osten gewesen. Er selbst habe als Kommandierender des Magdeburger Korps einmal in Rathmannsdorf bei einem Gutsbesitzer meines Namens im Quartier gelegen. Ob das mein Vater gewesen sei, oder wohl eher, nach dem großen Altersunterschied, mein Großvater. Es war tatsächlich mein Vater.

Ich hatte später noch öfter Gelegenheit, Hindenburgs erstaunliches Erinnerungsvermögen zu bewundern. Da kamen einmal unter Führung von Hermann Röchling vier Herren aus dem Saargebiet nach Berlin, um in verschiedenen Ressorts Besprechungen zu führen. Im Innenministerium fragte man sie, ob sie schon beim Reichspräsidenten gewesen seien. Sie verneinten, sie seien auch gar nicht angemeldet; ob man denn ohne weiteres um eine Audienz bitten könne. Natürlich, sagte der freundliche Ministerialdirektor, er wolle gleich mal Meissner anrufen. Es sei möglich, antwortete Meissner, aber die Herren müßten sofort kommen. Es blieb keine Zeit, den Reichspräsidenten über die Besucher näher zu informieren. Sie wurden gleich in sein Zimmer geführt, und Meissner stellte vor, als ersten: Kommerzienrat Hermann Röchling. Seinen Vater Karl habe er gut gekannt, sagte Hindenburg, er müsse Hermann aber auch sein Beileid aussprechen, da sei vor drei Monaten eine Frau Unrow, eine geborene Röchling, gestorben, das müsse doch eine Schwester Hermanns sein. Er kannte auch noch andere Familienmitglieder, und Hermann war hingerissen. Als nächster kam ein Apotheker an die Reihe. Den Namen kenne er, sagte der Alte, da habe er 1867 in Saarbrücken bei einem Herrn dieses Namens in Quartier gelegen, die Straße habe noch so einen komischen Namen gehabt. Das ist mein Vaterhaus, rief der begeisterte Apotheker, der seinen Ohren nicht traute. Das würden sie gleich haben, ant-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

wortete Hindenburg; wenn man die Treppe hinaufginge, stehe oben im Flur ein dunkler Danziger Schrank. Es stimmte alles. Als der alte Herr auch bei den beiden nächsten Besuchern Anknüpfungspunkte fand, waren die Saarländer, die aus dem Palais direkt zu mir kamen, so beeindruckt, daß sie von nichts anderem mehr sprechen konnten.

Um diese Zeit kursierten in manchen Kreisen bereits Gerüchte über die angebliche Trottligkeit des alten Herrn. Sie standen auf der gleichen Höhe des Geschmacks und der Wahrheit, wie die während des Weltkriegs über den Kaiser Franz Joseph verbreiteten Scherze; als ihm die Freudennachricht vom Fall Antwerpens gebracht wurde, solle er geseufzt haben: "Mir bleibt auch nichts erspart". Die auf der Rechten über den ehrwürdigen Präsidenten Ebert kolportierten Witze hatten sich auf einem, wenn möglich noch tieferen Niveau bewegt. Mir war es immer unverständlich, daß auch gute Bekannte von mir sich über diese Geschmacklosigkeiten amüsierten. Es gab sogar verständige Menschen, die Erzählungen über Eberts gesellschaftliche Ungewandtheit für wahr hielten. Einer der Hindenburgwitze besagte, der Reichspräsident sei längst tot, an seiner Stelle repräsentiere Adele Sandrock, die durch ihre tiefe Stimme, ihren Schnurrbart und ihren Humor bekannte Schauspielerin. Auch ehrliche Leute glaubten daran, daß Hindenburg nicht mehr im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte sei.

Gelegentlich trug der alte Herr selbst dazu bei, daß dieser Eindruck entstand. Bei einem Presseabend, den der Ministerialdirektor Kiep, der Leiter der Presseabteilung 1925 oder 1926 gab, erschien auch Hindenburg für kurze Zeit, schritt an Kieps Seite durch den Saal und ließ sich die Großen der Presse vorstellen. Als Kiep vorstellte: "Theodor Wolff" und ein kleiner Herr einen tiefen Bückling machte, fragte Hindenburg: "Welche Zeitung?" Ich sah von der Seite, wie ihm der Schalk im Nacken saß. Mit gekränktem Gesicht tauchte

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

der berühmte Leitartikler aus seiner Versenkung auf und sagte mit vor Empörung zitternder Stimme: "Das Berliner Tageblatt." Die Falten in den Augenwinkeln des alten Herrn, der das natürlich genau wußte, vertieften sich. Er stieß noch einmal zu: "Muß es nicht eine schreckliche Arbeit sein, jeden Tag so viel dickes Papier zusammenzuschreiben?", als ob der große Journalist die ganze Zeitung bis zu den Annoncen selbst verfaßte. Wer Hindenburg übel wollte oder ihn gar nicht kannte, sah solche Vorfälle als Beweis für den geistigen Rückgang an.

Der eben erwähnte Hermann Röchling war mir gut bekannt. Ich mochte den lebhaften, energischen Mann besonders gern. Die Völklinger Hütte war die einzige der großen Gesellschaften an der Saar, bei der es in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg nicht einen Centime französischer Beteiligung gab. Als Röchling für die gerade an der Saar unerläßlichen Investitionen Kapital brauchte und in der damaligen Lage nur die öffentliche Hand ausreichenden Kredit geben konnte, kam es, da der Staat an der Erhaltung von Völklingen ein wirtschaftliches und politisches Interesse hatte, zu dem Röchling-Kredit, den das Reich und Preußen gaben und den die Seehandlung in die Form eines wirtschaftlichen Kredits brachte. Deshalb stand der Vizepräsident der Seehandlung, der menschlich und beruflich ausgezeichnete Dr. Brekenfeld an der Spitze des Kreditausschusses, dem auch ich angehörte. Ich entsinne mich noch gut des Besuches, den wir, ich weiß nicht mehr in welchem Jahr, dem Völklinger Werk abstatteten. Jedenfalls herrschte in Frankreich und natürlich auch im Saargebiet, in dem der französische Franken galt, Inflation. Wir rechneten uns aus, daß eine Flasche französischer Champagner, in Mark umgerechnet, uns genau so viel kostete, wie ein großes Pilsener in Berlin. Als wir am Abend vor der Besichtigung in dem Hotel, in dem wir wohnten, aßen, machten wir von dieser günstigen Möglichkeit ausgiebigen Gebrauch. Wir aßen Rebhühner mit Sauerkraut und ließen aus einer schräg auf der Platte liegenden Flasche dauernd Champagner auf das Kraut tröpfeln.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ich esse sonst Sauerkraut nicht besonders gern, machte aber die Erfahrung, daß es in dieser Form ganz ausgezeichnet schmeckt.

Am nächsten Morgen sahen wir uns die Hütte an. Hermann sorgte dafür, daß es gründlich geschah. Er ersparte uns nichts, und es machte ihm diebischen Spaß, die "Berliner Geheimräte" alle schmalen Eisentreppen in den Werken hinauf und hinunter zu jagen. Wir waren etwas erschöpft und sehr durstig, als wir zum Frühstück zu Röchling kamen. Er fragte mich, ob wir einen guten alten Saarwein oder französischen Sekt trinken wollten. Als ich den Champagner vorzog, führte er uns verschiedene Jahrgänge vor, zuletzt einen guten alten, der fast braun war und kaum noch moussierte. Aber er schmeckte herrlich. Ich erfuhr zum ersten Male, wie verschieden auch beim Sekt die Jahrgänge sind. Der Röchling-Kredit war übrigens ein voller Erfolg und ist bis auf den letzten Pfennig zurückgezahlt worden.

Während der großen Ferien 1925 war Edi mit den vier ältesten Kindern nach Heeren gefahren. Dort wurde am 21. Juli unser Tone geboren. Edi nannte ihn ihr "uneheliches" Kind. Denn er war in der Zeit zwischen meiner Adoption durch Onkel Alfred Schwerin im Mai und der gerichtlichen Bestätigung im September zur Welt gekommen. Wir waren uns nicht sicher, ob er ein schlichter (bürgerlicher) Krosigk geblieben war wie seine älteren Schwestern oder ob er den Grafen Schwerin davor zu setzen hatte. Unsere Lichterfelder Wohnung wurde allmählich etwas eng, aber wir zogen doch erst um, als 1929 Alfred geboren wurde.

Edi mußte für die Kinder eine Hilfe haben. Eine kleine Kinderschwester, das "Kesselchen", wurde weder mit den Eltern noch mit den Kindern warm; wir erfuhren erst später, daß das zart aussehende Persönchen kräftig zuschlagen konnte und das auch tat. Wir haben sie nach ihrem Weggang ganz

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

aus den Augen verloren. Ihre Nachfolgerin, die "Markeffska", war eigentlich Malerin, aber Edi suchte sich ihre Mitarbeiter nicht nach dem Wissen, sondern nach dem Charakter aus. Die Markeffska hatte von Pädagogik keine Ahnung, war aber ein herzensgutes Geschöpf, das die Kinder liebte und von ihnen wieder geliebt wurde. Sie hatte keine Autorität, hat aber an den Kindern nichts verdorben. Zunächst wurde sie selbst etwas in Erziehung genommen. Ihr wurde die "Feinheit" abgewöhnt. Als sie den Auftrag bekam, beim Spaziergang mit den Kindern Pferdemist auf der Straße aufzusammeln, den Edi zum Düngen des Gartens brauchte, sagte sie errötend, das könne sie nicht. Also holte sich Edi selbst den Dünger mit der Schubkarre von der Straße, aber die Markeffska mußte ihr helfen.

Auch unsere Hausmädchen wurden mehr nach dem Herzen als nach dem Können ausgesucht. Sie kamen meist aus Rathmannsdorf, manchmal auch aus Heeren. Als ich beim Abendbrot einmal fragte, ob wir eigentlich täglich "Körnige Grütze" essen müßten, jubelten die Kinder, sie hätten schon seit Tagen auf diese Frage gewartet, aber ich hätte offenbar gar nicht gemerkt, daß wir eine "Neue" hätten, aus Westfalen. Die habe geglaubt, wir hätten eine Mamsell und sie würde nur als Hilfe gebraucht, sie könne nämlich gar nicht kochen, nun müsse sie jedes Gericht so lange machen, bis sie es könnte, und wir seien augenblicklich noch bei der Grütze. Am längsten war Anna aus Rathmannsdorf bei uns, die als die "alte Anna" lebenslang mit uns in Verbindung geblieben ist und auch nach ihrer Verheiratung in Berlin zu allen Festen und Geburtstagen schrieb. Sie sprach ein unverfälschtes Anhaltinisch, das sie gern mit Kraftworten würzte. Gegen Anna kam selbst die herrschsüchtige Trautwein, die Wochenpflegerin aus Bernburg, nicht auf. Aber da sie beide den gleichen Dialekt sprachen, waren sie sich nie gram. Für einen Liebhaber saftiger Sprache war es ein Genuß, den beiden Kämpferinnen im derben Zwiegespräch zuzuhören.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kapitel 2: Die "goldenen Jahre" (1924 bis 1928)

Als Schlieben Ende 1925 nach einem Jahr Ministertätigkeit von seinem Posten zurücktrat, trauerte ihm das Ministerium noch mehr nach als seinem Vorgänger Luther. Seine Anständigkeit und Menschlichkeit hatten ihm die Herzen gewonnen. Dazu stammte er aus dem Ministerium selbst, er war der erste Minister "vom Bau", Ministerium und Finanzverwaltung sahen ihn als einen der Ihrigen an und waren stolz auf ihn. Sein Nachfolger, der aus der Wirtschaft stammende, der demokratischen Partei angehörende sächsische Finanzminister Peter Reinhold, "Peterchen" genannt, war dem Hause fremd und ist ihm, bis auf wenige Ausnahmen, fremd geblieben. Er war ein hochgebildeter Mann, der es intelligenzmäßig selbst mit Popitz aufnehmen konnte, der mit leiser, weicher Stimme ausgezeichnet sprach und der von wirtschaftlichen Dingen wirklich etwas verstand. Er mißtraute der Bürokratie, arbeitete dagegen gern mit jungen Beamten zusammen, die er zufällig kennen gelernt und als tüchtig befunden hatte. So traf er eines Tages auf dem Morgengang vom Hotel Adlon, wo er wohnte, zum Ministerium einen jungen Mitarbeiter des Geheimrats Poerschke, des Referenten für das Arbeitsministerium, und erörterte nun mit ihm alle Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, ohne Poerschke zuzuziehen.

Ich konnte mir keinen angenehmeren Vorgesetzten denken. Man erlebte allerdings bisweilen merkwürdige Dinge mit ihm. So erschien eines Tages ein Industrieller bei mir, der Minister habe ihm einen Kredit von 3 Millionen gegeben, und er solle mit mir die Modalitäten des Kredits und der Zahlung besprechen. Ich sagte ihm, er befinde sich in einem völligen Irrtum, das Ministerium sei keine Bank und gebe keine Kredite. Er blieb dabei, daß er sich hierüber mit mir nicht zu unterhalten habe, das sei durch die Zusage des Ministers entschieden, es handele sich nicht mehr um das Ob, sondern nur noch um das Wie. Ich hielt an meinem Standpunkt fest, und wir schieden in Unfrieden. Ich suchte sofort Reinhold auf

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

und machte ihm Vorwürfe. Er blieb völlig gelassen, ich solle mich in meinen sachlichen Entscheidungen nie durch das beirren lassen, was er gesagt haben solle oder vielleicht auch gesagt habe. Er müsse aus politischen Gründen unter Umständen das Odium der Ablehnung seinen Referenten überlassen. Deutlicher konnte man das nicht sagen. Es war Reinholds großer Fehler, daß er nicht Nein zu sagen vermochte. Er kam dadurch häufig in eine merkwürdige Situation und geriet schließlich in den Geruch der Verlegenheit. Ich habe mich oft gewundert, daß der kluge Mann die Wirkung seiner Schwäche nicht sah.

So kam er einmal, als er am Dienstag früh nach seinem ausgedehnten Weekend von Dresden nach Berlin zurückfuhr, in der Bahn mit einem General ins Gespräch, der unter anderem dabei die hohe Verschuldung der Leutnants erwähnte. Reinhold ging freundlich auf das Problem ein und fragte schließlich, wieviel denn eine Entschuldung kosten würde. Der General war in Verlegenheit: forderte er zu viel, schreckte er einen verständnisvollen Minister ab; forderte er zu wenig, versäumte er eine nicht wiederkehrende Gelegenheit. Er sondierte einmal das Terrain und nannte, vorsichtig vorfühlend, den Betrag von 4 Millionen. Reinhold zuckte nicht mit der Wimper und schlug vor, die Reichswehr solle einen schriftlichen Antrag an das Finanzministerium stellen.

Wir trauten unseren Augen nicht, als in der Etatsabteilung ein solcher Antrag einlief. Ich rief bei den Etatsreferenten der Reichswehr an, wir verbäten uns schlechte Scherze. Aber die Herren waren schuldlos, sie hatten sich alle geweigert, diesen Antrag gegenzuzeichnen oder gar zu unterschreiben. Deshalb stand unter dem erstaunlichen Schreiben ein mir völlig unbekannter Name. Im ganzen Wehretat gab es natürlich keinen Fonds, aus dem die Leutnants entschuldet werden konnten. Eine außerplanmäßige Bewilligung entsprach so wenig den in der Reichshaushaltsordnung vorgesehenen Vorschriften, daß

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Rechnungshof und Reichstag die beteiligten Referenten regreßpflichtig gemacht hätten. Die Anforderung von Mitteln in einem Nachtragshaushalt wäre völlig aussichtslos gewesen und hätte uns dem Spott des Haushaltsausschusses ausgesetzt. Das alles wußte Reinhold natürlich, aber er konnte dem netten General den Wunsch nicht abschlagen. Er war ja auch sicher, daß seine Referenten keinen Unfug zulassen würden. Ich einigte mich schließlich mit meinen Freunden in der Bendlerstraße: um dem Reichswehrministerium eine unfreundliche Erwiderung und meinem Minister eine Blamage zu ersparen, würde ich ihnen den Brief ohne Antwort einfach zurücksenden. Aber gerade weil ich Reinhold so gern hatte, gingen mir derartige Vorkommnisse gegen den Strich.

Unter Reinhold setzte eine Entwicklung ein, die auf einen Gedanken von mir zurückging und mir in der Folge ebenso viel Freude wie Arbeit machte. Aus der Zeit der Markstabilisierung floß uns eine Geheimeinnahme von 2o Millionen RM zu. Es war zu entscheiden, ob sie als außerplanmäßige Einnahme verbucht oder einem besonderen Zweck außerhalb des Etats dienstbar gemacht werden sollten. Nun hatte ich als Etatsreferent des Auswärtigen Amtes - ich versah diese Aufgabe neben der des Generalreferenten - dauernd Schwierigkeiten mit Anträgen des Auswärtigen Amtes auf außerplanmäßige Bewilligungen zur Unterstützung deutscher Minderheiten, zu Krediten für deutsche Sparkassen, Banken oder größere Betriebe und für Zuschüsse zu Schulbauten und dergleichen in den abgetretenen Gebieten. Nach meiner Ansicht sollten die kulturellen Einrichtungen von den Deutschen in diesen Gebieten selbst finanziert werden; dazu mußten sie allerdings vom Reich wirtschaftlich so gekräftigt werden, daß sie zu selbständigem Handeln fähig waren. Durch die Zerstörung Österreichs und die Abtretung großer Gebiete Deutschlands an Polen waren alteingespielte Kreditverbindungen zerrissen worden. Die deutschen Geldinstitute in den abgetretenen Gebieten waren auf den Rückhalt in den neuen Ländern angewiesen, aber diese waren entweder dazu nicht in der Lage oder

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

nicht gewillt, ihm deutschen Instituten zu geben. Es kam daher darauf an, ein Zentralkreditinstitut zu schaffen, das Anstalten wie der landschaftlichen Bank in Posen, der Hermannstätter Sparkasse oder der Kreditanstalt der Deutschen in Prag die erforderliche Rückendeckung geben konnte.

Ich schlug vor, die 20 Millionen für die Gründung eines solchen Instituts zu verwenden. Der Betrag sollte als Grundstock, als fonds roulant, benutzt werden. Reinhold war bei seiner Vorliebe für neue, den bürokratischen Trott vermeidende Wege sofort einverstanden. Nun sollte das Kabinett die Neugründung beschließen und das Auswärtige Amt als zuständiges Ressort eine entsprechende Vorlage machen. Ich benachrichtigte das Auswärtige Amt und bat um Beschleunigung, da das Eisen im Augenblick warm sei. Selten wird einem Ressort vom Finanzminister eine namhafte Summe angeboten oder sogar aufgedrängt. Das Auswärtige Amt zeigte Freude, kam aber mit der Vorlage nicht weiter. Woche um Woche verging, die Herren im Auswärtigen Amt kamen nicht von der Stelle. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als die Vorlage selbst auszuarbeiten und einem Bekannten im Auswärtigen Amt in die Hand zu drücken. Nun ging es rasch vorwärts; als der Entwurf im Kabinett vorlag, erkannte ich alle Gesichtszüge meines Kindes wieder, man hatte wenig geändert.

Für die Leitung der neuen Gesellschaft kam nur der Bürgermeister a.D. Max Winkler in Frage, der, selbst aus den abgetretenen Gebieten stammend, seit Ende des Krieges für das Deutschtum jenseits der Grenze, bisher vor allem für die Erhaltung der dortigen deutschen Presse, tätig war. Winkler besaß eine ungewöhnliche geschäftliche und politische Gewandtheit, eine erstaunliche Organisationsgabe und eine phänomenale Arbeitskraft. Für die neue Idee war er Feuer und Flamme und entwickelte sofort Pläne, die sich durch die ihm eigene Verschachtelung verschiedener Gesell-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

schaften auszeichneten. Das Institut sollte auch über eine Neugründung in Holland, die Buitenland-Bank, den deutschen Besitzern in Westpreußen und Posen Einzelkredite zukommen lassen, die diese sonst in Polen nicht bekamen. Die holländische Bank war zugleich dazu bestimmt, Gelder in Holland in den Dienst der Sache zu stellen. Als ich lachend sagte, er türme wieder einmal den Ossa auf den Pelion, rief Winkler erfreut, nun hätten wir auch den Namen für die neue Gesellschaft.

So wurde die Ossa gegründet und hat in fast 2o-jähriger Tätigkeit nach dem Grundsatz, daß hier keine Almosen gegeben, sondern Geschäfte auf wirtschaftlicher Grundlage abgeschlossen, daß vor allem Kredite ordnungsmäßig verzinst, terminmäßig zurückgezahlt und neu ausgeliehen würden, unendlich viel nützliche und erfolgreiche Arbeit geleistet. Sie war mein Lieblingskind. Winkler blieb bis zum Schluß ihr Leiter. Das Merkwürdige an diesem Mann war, daß er die geheimsten Presse- und Kredittransaktionen von Hermann Müller und Severing, von Marx und Brüning, von Cuno und Stresemann, wie später von Goebbels und Funk ausführte, daß er im Dritten Reich Filmdiktator und Leiter der Treuhandstelle Ost war und trotzdem seiner politischen Überzeugung nie untreu wurde. Er machte kein Hehl daraus, daß er Demokrat war, und betonte, als man ihm ohne seinen Antrag die Parteizugehörigkeit verlieh, daß er Demokrat bleibe. Er hatte eine Passion für verwickelte Geldgeschäfte, sie zogen ihn magisch an, er hatte einen untrüglichen Instinkt für die beste Lösung, er war ein Fanatiker der Sachlichkeit. Seine vertrauenswürdige Persönlichkeit, seine verblüffenden Fachkenntnisse und seine sachliche Besessenheit gewannen ihm die Achtung auch der politischen Gegner und machten ihn unter den verschiedenen Weimarer Regierungen ebenso unentbehrlich wie im Dritten Reich. Daß Winkler in der Göring unterstehenden Treuhandstelle Ost den früheren preußischen Finanzminister und demokratischen Abgeordneten, Dr. Höpker-Aschoff, als Abteilungsleiter be-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

schäftigte, ist typisch für den Mann, der weder seine Freunde noch seine Vergangenheit je verleugnete.

Die Ossa wurde, da ihr Kapital aus einer Geheimquelle stammte, ohne Mitwirkung des Parlaments gegründet. Aber der Reichstag wurde aus dem Ausgabenbereich, den sie zu betreuen hatte, nicht ausgeschaltet. Das war nicht möglich, da die Tätigkeit der Ossa den Abgeordneten bekannt geworden wäre. Die Regierung legte aber auch Wert darauf, den Reichstag in die Mitverantwortung zu bringen; sie wollte ihn sich keinesfalls durch Fernhalten zum Gegner machen. Andererseits entzogen sich die Geschäfte der Ossa aus naheliegenden Gründen jeder öffentlichen Diskussion. Eine Beratung im Plenum war ausgeschlossen, aber selbst gegen Beratungen im Haushalts- oder Auswärtigen Ausschuß bestanden Bedenken. Es wurde daher ein Spezialgremium für die Ossa geschaffen, ein Sonderausschuß, in den jede Partei einen Abgeordneten entsandte und dessen Vorsitz der Demokrat Dr. Hermann Dietrich übernahm.

Er erreichte bei den Sozialdemokraten, daß sie einen von der "richtigen Sorte" entsandten. Bei der SPD gab es zwei Strömungen. Die eine war antimilitaristisch und mehr international als national eingestellt; zu ihnen gehörten vor allem die Intellektuellen, Männer wie Hilferding und Herz, die wegen ihrer tadelsfreien Lebensführung allgemein geachtet waren, aber eben nicht die von Dietrich gesuchte Eignung besäßen. Die andere war national gesinnt und hatte, ohne militaristisch zu sein, Gefühl für militärische Notwendigkeiten; dazu gehörten die Arbeiter, Männer wie Ebert, Braun und Severing. Nach meiner Erinnerung war Stücklen der Vertreter der SPD im Ausschuß. Der war nach 1918 Reichskommissar für die deutschen Kriegsgefangenen gewesen. In dieser Eigenschaft mußte er viele Reisen durch Länder machen, in denen sich noch Gefangene befanden. So kam er auch nach Budapest, zur Zeit, als dort Bela Khun regierte. Er ging in das Kriegsministerium und fand im Zimmer des Kriegsministers einen sehr

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

jugendlichen Menschen am Schreibtisch sitzen. "Bist Du der der Kriegsminister?" fragte ihn Stücklen. Der Jüngling hob entschuldigend die Hände: "Einer muß es doch sein." Auch bei den Deutschnationalen gab es zwei Richtungen, den gemäßigten Flügel, der durch den früheren Finanzminister Oskar Hergt, bis Ende 1924 Partei- und Fraktionsvorsitzender, und den Grafen Westarp vertreten war, und die radikale Richtung, deren Hauptrepräsentant Hugenberg war. Im Ossa-Ausschuß saß ein Gemäßigter.

Daß die Arbeit im Ossa-Ausschuß völlig reibungslos vor sich ging, war das Verdienst Dietrichs. Mit ihm war eine denkbar gute Wahl getroffen. Er war ein tüchtiger Jurist, verstand als "Bauer im Schwarzwald" etwas von Land- und Forstwirtschaft, kannte sich als Aufsichtsrat mehrerer großer Gesellschaften in der Industrie aus und hatte als Oberbürgermeister von Konstanz verwaltungsmäßige Erfahrungen gesammelt. Zur Leitung des Ossa-Gremiums war Dietrich wie geschaffen. Er war an allen Entscheidungen aufs höchste interessiert und konnte seine vielfältigen Erfahrungen in dieser Tätigkeit wirkungsvoll zur Geltung bringen. In diesen Jahren gemeinsamer Tätigkeit habe ich den ehrlichen, aufrechten Mann schätzen gelernt. Er ließ sich alles, was im Ausschuß verhandelt werden sollte, vorher von Winkler und mir eingehend vortragen. Oft brachte er auch eine Sache, die unter allen Umständen geheim bleiben mußte, nicht erst vor den Ausschuß, sondern nahm die Entscheidung auf seine Kappe. Durch unsere Zusammenarbeit für die Ossa wurde das gute Einvernehmen hergestellt, das mir später die Arbeit unter Dietrich als Finanzminister so erleichtern sollte.

Der Minister Reinhold hat mir zu ein paar der schönsten Tage meines Lebens verholfen. Im Juni hatte er Heuschnupfen, dann flüchtete er nach St. Moritz, so auch als Minister im Sommer 1926. Aber das Ministerium leitete er weiter von dort. Das geschah in der Weise, daß jede Woche ein Referent mit allen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Unterschriften, wichtigen Entwürfen, Eingängen und Vortragsnotizen in den Engadin fuhr, dort zwei bis drei Tage blieb und mit den erledigten Sachen zurückkehrte. Einmal traf auch mich dieses Los. Ich hatte das Glück, wundervolle Tage zu erleben. Die Berge waren noch schneebedeckt, die Almen tiefgrün oder dunkelblau von Enzian und anderen Frühlingsblumen. Ich fand das Engadin in diesen Vorsommerwochen noch viel schöner als vor über 2o Jahren, als ich mit meinem Bruder Tone und unserem alten Hauslehrer im Hochsommer eine Fußtour durch die Schweiz machte und wir auch in das Engadin kamen.

Reinhold, der in der Art seines Arbeitens immer etwas Bohémienhaftes hatte, erledigte die Unterschriften schnell; während der Vorträge wollten wir aber, schlug er vor, nicht im Zimmer bleiben, sondern spazieren gehen, draußen bekäme man bessere Gedanken. Am Nachmittag ließ er grundsätzlich keine Arbeiten zu, den gab er mir für eigene Spaziergänge frei. Ich genoß es unbeschreiblich, nach so langer Zeit zum ersten Mal wieder in der Schweiz zu sein. Ich kehrte braungebrannt nach Berlin zurück, voller Dankbarkeit gegen Reinhold und seine Frau, die beide in reizender Weise für mich wie für einen besonders lieben Gast sorgten.

Nach dem üblichen Jahr - länger pflegte kein Kabinett und, mit Ausnahme von Stresemann und Gessler, auch kein Einzelminister im Amt zu bleiben - wurde Reinhold 1927 durch den Zentrumsabgeordneten Heinrich Köhler abgelöst. Obwohl er der Reichsfinanzverwaltung angehörte, ursprünglich als mittlerer Beamter, später als Landesfinanzamtspräsident, wurde er als Finanzminister nie in dem gleichen Maße wie Schlieben als "Mann des Hauses" angesehen, sondern galt als Parteiminister. Er besaß nicht die intellektuelle Feinheit Reinholds, er war aus gröberem Holz geschnitzt und hatte in der Art seines Arbeitens etwas mehr Beamtenmäßiges, besaß aber einen gesunden Menschenverstand und die Gabe, finanzielle

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Probleme in gemeinverständlicher Form der Öffentlichkeit nahe zu bringen. Ich bin nie zu ihm in ein so enges Verhältnis getreten wie zu Reinhold oder gar zu Schlieben.

Von seinen Vorgängern hatten Luther und Schlieben die Einnahmeseite stark angespannt und die Etatsausgaben gedrosselt, Reinhold hätte die Anspannung auf der Steuerseite durch die Senkung der Umsatzsteuer gemildert, nun machte der aus der Beamtenschaft stammende Köhler die Besoldungsreform zur Zentralaufgabe seines Ministeriums. Es war politisch notwendig und auch wirtschaftlich vertretbar, die Beamtengehälter wieder denen der Vorkriegszeit anzunähern. Das war man den Beamten schuldig, auf deren Rücken die Stabilisierung der Währung vollzogen worden war. Ich war daher nicht gegen eine Erhöhung der Gehälter, es kam auf das Ausmaß an. Mit einer Erhöhung um 1o Prozent wären die Regierungsparteien einverstanden gewesen. Aber Köhler, der die Frage der Deckung zu leicht nahm, erhöhte in einem neuen Entwurf die Grundgehälter um 17 bis 25 Prozent. Dadurch wurde der laufende Reichshaushalt zusätzlich um jährlich mehr als eine Milliarde belastet und der Schlieben-Fonds schon in einem Jahr aufgezehrt. Da konnte ich nicht mit. Köhler wußte, daß ich das Ausmaß der Erhöhung mißbilligte, und zog mich zu dem Entwurf nicht zu, den er in "Klausur" in einem abgelegenen Gebirgsort mit dem Direktor Lothholz, den Herren der Besoldungsabteilung und zeitweilig Popitz ausarbeitete.

Ich hatte im Jahre 1928, in das Köhlers Amtszeit fiel, eine Sonderaufgabe zu erfüllen, die mich lange in Anspruch nahm. Im Spätsommer 1927 war die Lohmann-Bombe geplatzt. Der Kapitän Lohmann war eine der markantesten Figuren der damaligen Marineleitung. Der begabte, außerordentlich tüchtige Offizier mit lebhafter Initiative, eigenen Einfällen und einer Beschlagenheit in wirtschaftlichen Dingen, die seine Vorgesetzten auf Grund seiner Herkunft aus einer hanseatischen Kaufmannsfamilie noch höher einschätzten, als sie wirklich

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

war, hatte sich in der Marineleitung eine ungewöhnliche Stellung von bemerkenswerter Selbständigkeit errungen. Ihm schwebte vor, in der Marine, zunächst nur als Lehrstätten und Übungszellen, Einrichtungen für Dinge zu schaffen, die nach dem Versailler Vertrag nicht erlaubt waren. So stellte er, um unsere Erfahrung im U-Boot-Bau nicht völlig verkümmern zu lassen, die Verbindung mit spanischen Werften her, richtete die Neustädter Yacht-Schule ein, wo Jungens, die später einmal den Nachwuchs für das Führerkorps der Flotte abgeben sollten, die erste Bekanntschaft mit Aufgaben der Marine machen konnten, und ließ in der richtigen Erkenntnis der ungeheuren Bedeutung, die das Öl einmal für die Flotte haben würde, die ersten Tankdampfer bauen. Für diesen Bau errichtete er eine "Tankreederei", die einer Bremer Werft Bauaufträge gab und die hierfür notwendigen Gelder von Banken, u.a. der Preußischen Staatsbank, der Seehandlung, erhielt. Diese sicherte sich durch eine Garantie, die ihr die Marineleitung ausstellte, mit der Unterschrift "i.A. Lohmann".

Ähnlich wurden alle seine Unternehmungen finanziert; am Ende stand jedenfalls immer die Reichsgarantie, die Lohmann dem Kreditinstitut gab. Lohmann wußte, daß die garantierten Kredite einmal zurückgezahlt werden mußten, und suchte, der Marine durch Beteiligung an leicht und viel verdienenden Unternehmungen Geldeinnahmen zu verschaffen. Waren seine ursprünglichen Ziele vom Standpunkt der Marine aus durchaus verständlich, so war die Finanzierung im höchsten Maße bedenklich. Die Marineleitung ließ ihm freie Hand oder steckte den Kopf in den Sand. Er selbst wurde ein Opfer von windigen Erfindern und Schwindelunternehmern. Die Bacon-Gesellschaft, die den Speck für das englische Frühstück in Massen herstellen sollte und sich hieraus einen enormen Gewinn errechnete, war noch eines der ernsthaftesten. An den Film ging Lohmann in der zutreffenden Einsicht heran, daß einmal mit Filmunternehmungen viel Geld zu verdienen sei. Aber noch war es nicht

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

so weit, seine Beteiligung an einer Filmgesellschaft konnte nicht verborgen bleiben. Als sie zahlungsunfähig wurde, flogen alle Lohmann-Unternehmungen auf.

Es wurde ein großer Skandal. Der Reichstag beschäftigte sich lange Zeit mit nichts anderem als mit dem unglücklichen Kapitän. Es erging eine Lex Lohmann, die vor allem die Übernahme von Garantien durch das Reich neu regelte. Garantien für Beträge von einer Million aufwärts waren ungültig, wenn sie nicht vom Minister selbst unterschrieben waren. Ein Lohmann-Unterausschuß des Reichstages wurde gebildet, der sich mit der Liquidierung aller Lohmann-Geschäfte zu befassen hatte. Drei Beamte, der Staatssekretär des Verkehrsministeriums Dr. König, der Marineintendanturrat Eckardt und ich, wurden beauftragt, unter der Kontrolle des Unterausschusses die Lohmann-Unternehmungen abzuwickeln und ständig an den Ausschuß zu berichten. Es war eine schwierige Arbeit, die uns Monate lang, den Winter über bis in den Frühling 1928 hinein, in Atem hielt.

Am meisten Schwierigkeiten machte uns ein Posten, den wir auf ausdrückliche Weisung des Reichskanzlers aus der Bilanz verschwinden lassen mußten. Wir ahnten nicht, um was es sich handelte. Als aber der Staatssekretär König eine geheimnisvolle Fahrt auf die Nordsee unternahm, über die weder er noch der auf die Reise mitgenommene Ministerialamtmann Genske aus meinem Ministerium etwas mitteilen durften, nahm ich ohne weiteres an, daß sie ein Geheimnis im Meer versenkt hatten und daß es mit dem merkwürdigen Bilanzposten zusammenhing. Als mich 20 Jahre später Genske, der im Nürnberger Wilhelmstraßenprozeß als Zeuge vernommen wurde, im dortigen Gefängnis besuchte, fragte ich ihn, was sie damals in der Nordsee gemacht hätten, jetzt könne er es doch ruhig andeuten. Nein, erwiderte Genske, er habe sein Wort geben müssen, während seines ganzen Lebens nie etwas darüber verlauten zu lassen, was auf dieser Fahrt geschehen sei. Dann müsse es, schlußfolgerte ich, etwas ganz Schwerwiegendes gewesen sein.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Lohmann werde versucht haben, ausländische Noten, Dollars und Pfunde, zu fälschen, die schwerste Sünde im zwischenstaatlichen Verkehr, und König werde beauftragt worden sein, die Noten und die Herstellungsapparate der verschwiegenen See zu übergeben. Ich bewundere Ihre Kombinationsgabe, sagte Genske. Wieder 10 Jahre später bestätigten die Erinnerungen des Ministers Gessler, daß ich mit meiner Annahme richtig lag.

Ich empfand es als eine höchst angenehme Abwechslung nach der Lohmann-Arbeit, daß ich Anfang Mai 1928 mit einem Herrn des Auswärtigen Amtes in Sachsen Mannesmann nach Madrid geschickt wurde. Das Reich hatte sich genötigt gesehen, den Gebrüdern Mannesmann, die aus der von ihnen gegründeten und ihren Namen tragenden Firma längst ausgeschieden waren, einen erheblichen Kredit zu geben. Sie mußten dafür ihre Ansprüche und Besitzungen in Spanisch-Marokko dem Reich verpfänden. Der Besitz bestand vor allem in Schürfrechten und Übertragungen von Grund und Boden auf Grund von Verträgen, die mit den Scheichs marokkanischer Stämme abgeschlossen waren. Die Ansichten darüber, welchen Wert diese Rechte hätten, ja ob die in einer berühmten Eisenkiste enthaltenen Dokumente überhaupt einen Wert hätten, gingen weit auseinander. Nach Ansicht der Mannesmanns hatten die Rechte einen Wert in mehrstelligem Millionenbetrag, nach Ansicht der deutschen Botschaft in Madrid hatten sie überhaupt nur einen Wert, wenn und insoweit die spanische Regierung ihnen einen solchen einzuräumen gewillt war. Im Wege eines - bereits zu gewaltiger Dicke angeschwollenen - Briefwechsels ließ sich die Frage nicht klären. Wir sollten eine Klärung an Ort und Stelle versuchen. Die langwierigen Besprechungen in Madrid führten zu dem Ergebnis, daß tatsächlich alles von dem guten Willen der Spanier abhing. Die Verhandlungen ließen uns genügend Zeit, um Madrid, vor allem den Prado, gründlich anzusehen, und auch Abstecher in die Umgebung zu machen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Am Abend des ersten Tages wollte uns ein Sohn des früheren Kriegsministers von Falkenhayn, der seit kurzem in Madrid die Vertretung einer deutschen Autofirma hatte, zwei typische spanische Lokale zeigen. Als wir im ersten essen wollten, reichte weder das Studium der "1.000 Worte spanisch", das mein AA-Gefährte auf der Bahnfahrt betrieben hatte, noch die in wenigen Wochen von Falkenhayn erworbenen Kenntnisse des Spanischen aus, die Speisekarte zu verstehen. Als meine Begleiter mit ihrem lückenhaften Spanisch nicht weiterkamen, fragte ich den Kellner auf Deutsch, was er uns empfehlen könne. Er war Deutscher und antwortete auf Deutsch. In einem Tanzlokal sahen wir in einer Loge den spanischen Diktator Primo de Rivera sitzen. Er trank Sekt, hatte auf jedem Knie eine Huldin und wurde vom Publikum mit Beifallklatschen begrüßt. Wir konnten uns unseren wackeren Reichskanzler Wilhelm Marx absolut nicht in solcher Lage vorstellen und waren uns uneins, ob die spanische Art, die den Frauen gegenüber so enge Grenzen zog, aber den Männern, auch denen des öffentlichen Lebens, um so weitergehende Freiheiten einräumte, ein Fehler oder ein Vorzug sei.

Auf einer Fahrt nach Toledo besahen wir den Alcazar, der acht Jahre später durch die Verteidigung unter Oberst Moscardo für Spanien eine solche historische Bedeutung gewinnen sollte, und bewunderten in der Kathedrale die wunderbaren, fast modern anmutenden Gemälde Greco's. Erst hier bekam ich einen tiefen Eindruck von diesem Maler, dessen Vorbilder man nicht kennt und der keine Schule hinterlassen hat. Im Escorial, diesem in der Welt einzigartigen Riesenbau, bei dem man nicht weiß, ob man ihn eher ein Kloster oder ein Schloß oder eine Kaserne nennen soll, wurde ich mir der großartigen Herrscherpersönlichkeit Philipps II. am stärksten in seiner engen, spartanisch einfachen Schlafkammer bewußt, aus der man durch ein schmales Fenster direkt auf den Altar der gewaltigen Kathedrale, seiner "Hauskapelle", blickt.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Unter dem Altar liegen Spaniens Könige begraben. Die Grabkammer, eine Krone aus schwarzem Marmor, die in ihren Seitenwänden die Leichen der Könige enthält, alle nur mit dem Namen bezeichnet - Carolus V., Philippus II. usw. -, hatte nur noch für einen Sarg Platz. Drei Jahre später verließ Alfons XIII., der letzte König, sein Land. Am Ende eines langen Gangs, mit Nischen, von denen eine den Marmorsarg von Don Juan de Austria birgt, dem unehelichen Sohn Karls V. und der Barbara Blomberg, der den berühmten Seesieg von Lepanto errang und mit 31 Jahren an der Pest starb, stand als Gegenstück zur schwarzen Grabkammer der Könige die weißgoldene Marmorkrone mit den Särgen der kleinen Königskinder; in einer Halle ruhte Don Carlos neben seiner Stiefmutter.

Auf der Rückfahrt nach Deutschland besuchten wir das mit seinen modernen Gebäuden und seinem emsigen Hafen- und Industriebetrieb gar nicht spanisch anmutende Barcelona und das auf einem scheinbar unzugänglichen, aus der Ebene aufragenden Bergklotz thronende Kloster Montserrat. Da es Mai war, hatte mir Edi fürsorglicherweise für das warme Spanien weiße Hosen eingepackt, aber in Madrid empfing uns ein Schneesturm. Nach dieser Erfahrung gab sie mir, als ich in Berlin umpackte, um noch selbigen abends nach Rußland weiterzufahren, einen Pelz mit, doch in Moskau begrüßte uns der Frühling gleich mit unwahrscheinlicher Wärme.

Um über die wirkliche Lage unserer am Kuban gelegenen Konzession, der "Drusag", an Ort und Stelle ein Bild zu gewinnen, wurden Winkler und ich nach Rußland entsandt. Das Auswärtige Amt nominierte Winkler, weil, wenn überhaupt jemand, dann er durch Verhandlungen mit den örtlichen russischen Stellen eine Änderung des Konzessionsvertrages, dessen Preisbestimmungen für uns sich als unzumutbar erwiesen hatten, herbeiführen konnte. Ein zweiter Grund war der, daß der Leiter der Konzession, Dr. Dittloff, ein Neffe von Frau Winkler war. Sie begleitete uns auf der Reise. Man darf nicht in den

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Fehler verfallen, der so oft von Reisenden begangen wird, aus einem kurzen Besuch ein Urteil über Volk und Land herleiten zu wollen; aber einen Eindruck darf man wiedergeben. Mich beeindruckte in Rußland die unvorstellbare Weite des Raumes, der unermeßliche Reichtum an natürlichen, noch nicht zum kleinsten Teil behobenen Schätzen und die unbegrenzte Duldensfähigkeit des russischen Volkes. Zuweilen spürte man eine Atmosphäre, in der das Atmen schwer wurde. In der Ukraine nahm mich der technische Leiter eines Staatsgutes, auf dem alle modernen landwirtschaftlichen Maschinen in Betrieb waren, auf meine Frage nach der Wirtschaftlichkeit zu einem Ritt in die Ebene mit. Als in einem Umkreis von Kilometern kein Mensch zu erblicken war, sagte der Inspektor, ein Österreicher, hier könne er meine Frage beantworten. Er gab ein düsteres Bild, die Ausgaben verhielten sich zu den Einnahmen wie 3 : 1.

Unsere russische Reise begann in Moskau mit einem Frühstück beim Botschafter Graf Brockdorff-Rantzau. Frau Winkler hatte vor diesem Frühstück schreckliche Angst, sie sei sicher nicht richtig angezogen, worüber der Graf wohl mit ihr sprechen werde u.d. Umso begeisterter war sie dann von der Liebenswürdigkeit des großen Botschafters, der vier Monate später starb. Es war schon ein besonderes Entgegenkommen von ihm, daß dieses Frühstück bereits um 5 Uhr Nachmittags stattfand, also zu einer Zeit, zu der der Graf sonst noch nicht aufzustehen pflegte. Er war allgemein als Nachtarbeiter bekannt und als solcher von seinen Untergebenen gefürchtet, die ihn im übrigen verehrten. Es traf sich gut, daß auch sein russischer Kollege Tschitscherin die Nachtstunden zum Arbeiten bevorzugte. So trafen sich beide gern in den ersten Morgenstunden, lange vor Sonnenaufgang. Den Russen imponierte dieser Mann, der im Äußeren auch nicht die leiseste Neigung zum Osten bekundete, vielmehr bei allen Veranstaltungen durch Zylinder, schwarzen Mantel mit Pelzkragen, Plastron mit Perle den Westler, aber mit eigener Note, betonte.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Er gehörte zu den echten Grandseigneurs, die über die Enge und Vorurteilsbefangenheit ihrer Kaste weit hinausgewachsen sind.

Als vor dem Frühstück alles versammelt war, rissen zwei Lakeien eine Flügeltür auf und herein schritt, wie ein Fürst, der Botschafter. Er trat königlich auf, und doch konnte man ihm schwer abstreiten, daß, wie er selbst sagte, ein Mensch zugleich Graf und Demokrat sein kann. Auf alle Fälle war er ein Aristokrat besten Typs, und ebenso sicher war er ein vollendeter Diplomat. Er selbst sagte einmal, man könne einen Diplomaten an bestimmten Dingen erkennen. Wenn jemand beispielsweise neben der Hausfrau säße und ein wegen seiner Härte ungenießbares Stück Fleisch auf dem Teller hätte, müsse der Diplomat in der Lage sein, die Hausfrau in eine so fesselnde Unterhaltung zu verstricken, daß er unbemerkt das Fleisch mit der Serviette unter den Tisch wischen könne. Es war ein unersetzlicher Verlust für Deutschland, daß der Mann, der Rußland am besten kannte und dort eine hohe Achtung genoß, dessen Autorität auf außenpolitischem Gebiet in Deutschland, über Parteigrenzen hinaus, unbestritten war, schon ein halbes Jahr nach meiner Reise nach Rußland seinem Herzleiden erlag.

Mir fiel in Moskau das Aufsehen auf, das Menschen mit festem Kragen damals noch in den Straßen der Stadt erregten. In die Augen sprang auch der Qualitätsunterschied in der Kleidung der gewöhnlichen Sterblichen von der aller Mitglieder der Kommunistischen Partei. Schon auf weite Entfernung konnte man an der neuen Hose und den leuchtenden Lederstiefeln und -gurten die Angehörigen der regierenden Kaste erkennen. Ich hatte das Gefühl, dem Werden eines neuen Adels beizuwohnen, den die abgeschlossene Kaste der Kommunistischen Partei darstellte. Ihre Mitglieder bewohnten die guten Hotels, fuhren in den Polsterklassen der Züge und besetzten die guten Plätze in den Theatern.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Das Hotel, in dem wir in Moskau einquartiert waren, sollte eines der besten sein, war aber schmutzig und schlecht gehalten. Dagegen war das Restaurant zwar mit viel vergilbter Pracht aus der Zarenzeit versehen, doch das Essen war gut. Wir blieben zwei Tage in Moskau, bewunderten von der Stelle aus, von der Napoleon von draußen sich die Stadt angesehen hatte, ihre tausend Kirchtürme, standen staunend vor den uns bis dahin völlig unbekannten Bildern der großen russischen Maler wie Wereschtschagin und Repin, wanderten durch das an der Kremlmauer auf dem Roten Platz stehende Lenin-Mausoleum, in dem der Gründer des neuen Rußland in einer merkwürdigen Farbenzusammenstellung liegt, Gesicht, Bart, Anzug, Stiefel, alles in Gelb und Grau - und durch das viele Menschen in ehrfurchtvollem Schweigen schritten, und erfreuten uns abends an einem der künstlerisch vollendeten Ballets. Die Polsterwagen des D-Zugs nach Rostow waren sauber und ordentlich gehalten; im Speisewagen oder auf den Bahnhöfen, wo reichhaltige Büffets bereitstanden, gab es gut zu essen. In Rostow erlebten wir einen bunten Markt und einen kurzen Überfall heimatloser Jugendlicher. Von Rostow fuhren wir mit einer Nebenbahn zum Kuban, in dessen Bereich die Drusag lag.

Was der Konzessionsleiter, der tüchtige Dr. Dittloff, in kurzer Zeit an Kulturen aller Art geschaffen hatte, war staunenswert. Quer durch die Konzession lief die Grenze zwischen der Steppe und dem fruchtbaren Weizenboden, auf dem bis zu 20 Zentner auf den Morgen fast ohne Düngung geerntet wurden. Gegen den Versuch übereifriger Deutscher, die Grenze des Weizenbodens vorzuverlegen, wehrte sich die Steppe. Der Wind warf den Sand des umgegrabenen Steppenbodens auf den Weizenacker. Man mußte den Versuch schleunigst rückgängig machen.

Dittloff war praktischer Landwirt. Bei seiner Gefangenschaft im ersten Weltkrieg gab er sich, da er noch nicht Offizier

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

war, auf den Rat von Bekannten als Arzt aus, da er als solcher besser behandelt werden würde. Die ärztlichen "Handgriffe" ließ er sich von einem ebenfalls gefangenen Oberstabsarzt beibringen. Als die Russen die gefangenen deutschen Ärzte für ärztlichen Dienst in Industriebetrieben einsetzten, praktizierte er jahrelang mit Erfolg als Industriearzt und versuchte sich sogar in Zahnbehandlung. In Astrachan holten ihn die beiden in der Stadt tätigen russischen Ärzte, eifersüchtig auf die Erfolge des deutschen Gefangenen, an das Bett der Frau eines Kaviarhändlers, die, mit hohem Fieber und Schmerzen, offenbar an einer Blinddarmentzündung erkrankt war, und baten den berühmten Kollegen, die nötige Operation sofort vorzunehmen. Da sie selbst der Operation nicht gewachsen waren, hofften sie, auch bei dem Deutschen Fehler zu entdecken. Er habe, erzählte Dittloff, so viele Rehböcke aufgebrochen, daß er sich zugetraut hätte, auch den Blinddarm zu finden. Aber die Gegenwart der Russen sei ihm peinlich gewesen. Nach eingehender Untersuchung habe er deshalb erklärt, bei dem schwachen Herzen der Patientin sei eine Operation höchst gefährlich. Man solle deshalb die Nacht über Eisbeutel auflegen; wenn am nächsten Morgen Schmerzen und Fieber nicht verschwunden seien, dann allerdings müsse die Operation als letztes Mittel angewandt werden. Dann habe er sich zu Hause mit Grippe ins Bett gelegt. Die Grippe sei aber nicht nötig gewesen, denn am nächsten Morgen habe ein Bote des Kaviarhändlers dessen, von einem Fäßchen Kaviar begleiteten, herzlichen Dank überbracht; die Entzündung sei zurückgegangen, die Kranke sei schmerz- und fieberfrei. Auf der Drusag war Dittloff weiter als Arzt tätig und hielt jeden Morgen seine Sprechstunde für die Angehörigen der Konzession, Deutsche wie Russen, ab.

Ich war mit Dittloff viel im Auto unterwegs, zunächst auf den Konzessionsgütern, dann in der Umgebung. Im Kuban-Gebiet saßen 6o.ooo Deutsche, zum großen Teil recht wohlhabende Bauern. Es waren meist Nachkommen der unter Katharina der Großen in der Krim angesiedelten Schwaben, deren

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

zweite und dritte Söhne später in das Kuban-Gebiet abgewandert waren und es dort durch Fleiß und Intelligenz zu großem Wohlstand gebracht hatten. Man sah es den Dörfern schon von weitem an, ob Russen oder Deutsche darin wohnten. Die breite Dorfstraße war immer die gleiche, aber in den deutschen Dörfern blinkten die weißen Häuser vor Sauberkeit und in kleinen Vorgärten prangten bunte Blumen.

Als wir nach einem Gewitterregen ein solches Dorf passierten, sperrte ein See die Straße; es war nicht zu erkennen, ob es ein Teich oder eine flache Pfütze war. Wir fragten einen Achtjährigen mit weißblondem Haarschopf, ob man durchfahren könne. "S' isch halt arg schmutzig, aber's geht scho," sagte der Junge mit einem so echten schwäbischen Dialekt, als ob er gradwegs aus Böppinge gekommen sei. Der Gemeindevorsteher war ein prächtiger Mann, Vater von 11 Kindern, mit Ställen voll des schönsten Viehs und einem eigenen Dreschsatz. Nur wenige Monate später war er ein Opfer des damals beginnenden Kampfes gegen die Kulaken geworden und bat auf der Druseg um Arbeit. Aber die Russen erlaubten uns nicht, vertriebene deutsche Bauern einzustellen. So wanderten alle diese prachtvollen Menschen in das Elend der Verbannung, wahrscheinlich in den Tod. Es war ein Jammer um sie.

Zwei Erlebnisse haben sich mir besonders tief eingeprägt, die Ritte durch die Steppe und die Wolfsjagd. Erst als Dittloff die verständlichen Bedenken gegen die Reitkünste eines Berliner Geheimrats überwunden hatte, stellte er mir zu Abendritten durch die Steppe seinen ostpreußischen Hengst zur Verfügung. Wenn ich über den blauen Steppenteppich, aus dem die bunten Finken und die weißen Falken in Schwärmen aufstiegen, in unbegrenzte Weiten hin in den glutroten Sonnenuntergang blickte und aus der Ferne über den Fluß einen Chor der Kubankosaken klingen hörte, verstand ich in der merkwürdigen Stimmung, die mir ans Herz griff, das ständige Heimweh der Russen nach ihrer Heimat, ihrer Steppe.

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

In den Schafherden brächen nachts Wölfe ein und rissen mehrfach Schafe. Unter den Räubern mußte aufgeräumt werden. Dittloff setzte eine Wolfsjagd an, bei der die Wölfe aus dem Dickicht des Kuban-Ufers aufgescheucht werden sollten. Treiber waren Kosaken zu Pferde, mit mittelalterlichen Gewehren ausgerüstet. Zuerst wurde eine breite Ausbuchtung des Flußufers durchgedrückt. Wir Schützen saßen etwa 60 Schritt vor dem Dickicht, hinter Büschen möglichst gut versteckt. Die Hauptsache war, bei dem guten Gesicht der Wölfe, sich regungslos zu verhalten. Deshalb hatten wir auch die Damen mehrere hundert Meter hinter uns unter einem blühenden Apfelbaum zurückgelassen.

Halbrechts vor mir sollte ein Wechsel aus dem Dickicht über das Feld nahe an meinem Stand vorbei führen. Nach stundenlangem Warten hörte ich ein leises Knacken. Ich beobachtete den Wechsel, aber nichts kam. Als ich den Kopf nach links drehte, stand halblinks von mir am Buschrand ein Wolf, aufmerksam das freie Feld prüfend. Obwohl ich gut gedeckt war, bemerkte der Wolf meine kurze Bewegung und ging nun, für mein Gewehr nicht erreichbar, in halbschneller Flucht über das Feld, dicht am Stand meines Nachbarschützen vorbei. Aber Winkler schoß nicht und verwies nach dem Treiben meinen Bericht in den Bereich der Halluzinationen. Bei ihm sei kein Wolf gekommen, Dittloff konnte sich die Geschichte zunächst nicht erklären. Ich wurde aber glänzend gerechtfertigt; der Wolf war direkt auf den Apfelbaum der Damen zu geschnürt und hatte sie sehr erschreckt. Offenbar hatte Winkler in der sommerlichen Hitze, die sich an diesem herrlichen Maitage entwickelte, ein Nickerchen gemacht.

Im nächsten Treiben stand ich an einem Zwangspaß, einer schmalen Stelle des Uferdickichts. Wenn die Wölfe nicht das offene Feld annahmen, was sie nicht gern taten, oder den Kuban überquerten, was wenig wahrscheinlich war, da am Tage viele Fischer mit ihren Booten auf dem Fluß waren,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

mußten sie mir kommen. Wieder hörte ich ein leises Knacken. Dann erschien vor mir ein Wolf und sauste, sobald er mich gewahr wurde, in voller Flucht dicht an mir vorbei. Als der starke Rüde den Schuß erhielt, überschlug er sich mehrmals wie ein Hase und verendete neben mir. Frau Winkler, noch ganz verängstigt durch das Erlebnis des ersten Treibens, dankte mir durch einen unerwarteten Kuß.

Durch unseren Besuch und die daraus resultierenden Verhandlungen mit den Sowjetbehörden gelang es, im Konzessionsvertrag die entscheidende Änderung durchzusetzen. Fortan war Dittloff nicht mehr genötigt, an die Russen zu den unzureichenden "ortsüblichen" Preisen zu verkaufen. Die Konzession war vielmehr berechtigt zu exportieren. Wollten die russischen Stellen Produkte haben, mußten auch sie Exportpreise bezahlen. Seitdem florierte die Konzession. Wir hielten uns insgesamt 10 Tage auf der Konzession auf. Ich blieb in Verbindung mit Dittloff; er schickte mir während der Hungersnot, die ein paar Jahre später Rußland heimsuchte und nach der Schätzung Landeskundiger rund 14 Millionen Opfer forderte, erschütternde Fotos, die einen starken Eindruck dieser Katastrophe vermittelten.

Die Heimfahrt traten wir nicht wieder über Moskau an, sondern über die alte grusinische Heerstraße, die von Wladikawkas über den Kasbeckpaß nach Tiflis führt, von dort mit der Bahn nach Batum, mit einem Dampfer nach Konstantinopel und mit dem Orientexpreß heimwärts. Aber an Ort und Stelle mußten wir feststellen, daß entgegen den bestimmten Versicherungen der amtlichen Stellen eine Autobus-Linie zwischen Wladikawkas und Tiflis überhaupt nicht existierte, und daß, als wir mit einem Mietauto über den Paß fahren wollten, er auch nicht schneefrei war. Die Fahrt in den Kaukasus hinein, der sich aus der ciskaukasischen Ebene steil in den Himmel emporreckt, war herrlich. Hoch über uns im Himmelsblau prangte der über 5.000 m hohe Zuckerhut des Kasbeck, dessen berühmte Spitze

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

sich meist hinter einem Wolkenkranz verbirgt und manchmal wochenlang nicht zum Vorschein kommt. Wir dachten an Strachwitz'sche Verse: "So weiß und rot, so rot und weiß, wie Morgenrot auf Kasbecks Eis." Die Straße wand sich an steilen Felswänden entlang, in tiefen Felstälern brodelten schäumende Wasserkessel, über unzugängliche Klippen und schneebedeckte Gipfel stieg der Blick hinauf zu dem sie alle überragenden Bergkönig. Das Panorama war so großartig, daß die Alpen im Vergleich hierzu ein mäßiges Mittelgebirge zu sein schienen.

Als wir die 2.000 m-Grenze überschritten hatten, blieben wir rettungslos im Schnee stecken. Von einer Schneeräumung war nicht die leiseste Rede. Wir luden unsere Koffer auf den Schlitten eines grusinischen Bauern und zogen zu Fuß los, Frau Winkler allerdings nur kurze Zeit, da ihre Berliner Stöckelschuhe auf Schneewanderungen nicht vorbereitet waren. Wir wanderten beschwingt und leicht wie in Champagnerluft. Zu uns gesellte sich ein fröhlicher junger Grusinier, der pfeifend und singend seine Straße zog und mit dem unser Dolmetscher sich leidlich verständigen konnte. Er setzte uns auseinander, weshalb sie nichtsgegen die Bolschewisten machen könnten, die im Besitz von Waffen und aller wichtigen Punkte seien und jeden, der als Führer einer Gegenbewegung gefährlich werden könnte, vorher beseitigten. Auf dem Grund des Kuban könne man die Leichen stehen sehen; von einer Eisenkugel festgehalten, schwankten sie im Strom wie Binsen hin und her. Unsere Frage nach dem Touristenhotel auf dem Kasbeckpaß rief bei ihm stürmische Heiterkeit hervor. Es existierte ebenso wenig wie die Autobuslinie und die Schneeräumung. Wir nahmen deshalb gern die Einladung des jungen Fürsten - so nannte er sich, wenn das auch wohl nicht viel bedeutete - in das "Schloß seiner Väter" an.

Auf dem Paß gab es tatsächlich nur ein paar Bauernhäuser und einige - alte oder neue - Ruinen, in denen die drei hier

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

oben stationierten Sowjetbeamten notdürftig untergebracht waren. Ihr Dienst bestand darin, das Wetter zu beobachten und ihre Beobachtungen dreimal am Tag nach unten zu melden. Im Übrigen mußten sie wohl sich gegenseitig kontrollieren. Sie schienen aber eng befreundet zu sein. Unser Erscheinen war sichtlich eine erfreuliche Abwechslung in ihrem müßigen Einerlei. Sie halfen uns bestens dabei, aus Tiflis ein Mietauto an die Schneegrenze zu bestellen. Der in Wladikawkas uns als absolut sicher in Aussicht gestellte Omnibusdienst Tiflis-Kasbeckpaß war ebenso blauer Dunst wie alle übrigen Zusagen.

Nachdem wir eine Abholung für den nächsten Nachmittag sichergestellt hätten, suchten wir die Behausung auf, in die uns unser grusinischer Freund eingeladen hatte. Der erste Eindruck war nicht erhebend; in einem langgestreckten, niedrigen Gebäude wohnten mehrere Familien, darunter auch die fürstliche, hinter je zwei Türen. Eine führte in den Stall, die andere in den einzigen Wohnraum der Familie, der zugleich als Küche und Schlafraum diente und warm eingebettet zwischen zwei Ställen lag. Die Luft, die uns beim Eintritt entgegenschlug, war atemberaubend; der Anblick des alten Fürstenpaares, dessen letzte Wäsche wohl einer Periode des vergangenen Jahrhunderts angehörte, erweckte bei uns Zweifel, ob es nicht besser gewesen wäre, irgendwo im Freien zu nächtigen. Aber wie schon so oft seit unserer Abfahrt von der Drusag erwartete uns wieder eine Überraschung.

Um das nur aus dem Erdgeschoß bestehende Gebäude führte in zwei Meter Höhe eine Holzveranda, in die man über eine Hühnerleiter und durch eine Falltür gelangte. Oben waren aus dem Dach ein paar Dachstuben, wohl je eine für jede Familie, ausgebaut. Ebenso verblüffend wie der Schmutz unten war die Sauberkeit in diesen Gaststuben. Zwei Betten und eine breite Truhe bildeten ihr Hauptmobiliar. Die Hausmutter, die uns heraufgebracht hatte, holte aus der Truhe Kissen und weißes

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

reines Bettzeug. Im Nu waren drei Lagerstätten frisch bezogen. Wir saßen an einem weißgedeckten Tisch mit Samowar und Zinntellern, die auch die Truhe ans Licht befördert hatte, und aßen Bauernbrot und Schafkäse. Ob die Schätze der Gastzimmer auf eine bessere Vergangenheit schließen ließen, konnte ich nicht ermitteln, jedenfalls empfand ich staunende Dankbarkeit für diese Menschen, die aus ihrer tiefen Armut heraus eine so reiche Gastfreundschaft mit solcher Selbstverständlichkeit zeigten.

Am nächsten Morgen kletterte ich, während wir auf unser Auto aus Tiflis warteten, auf eine der über den Paß aufsteigenden Höhen. An einer Stelle, wo die Sonne schon die grüne Alm aus dem Schnee hervorgelockt hatte, weidete ein Hirte ein paar Schafe. Als ich ihm zuwinkte, rief er fröhlich "Grüß Gott". Das hatten ihm zu Ende des ersten Weltkrieges bayrische Funker beigebracht, die von Tiflis aus heraufgeschickt worden waren. Am Nachmittag kam tatsächlich unser Mietauto bis zur Schneegrenze, dorthin brachte uns der Schlitten unseres Gastfreundes. Als wir auf der Abfahrt eine kleine Pause bei einem Bauern machten, um in seiner Teestube eine Tasse Tee zu trinken, bot er uns Pferde für einen Ausflug zu einer nur wenige Kilometer entfernten "Kreuzfahrersiedlung" an. Wir hatten leider keine Zeit und verstanden den Bauern zunächst auch nicht ganz.

Aber auf dem Generalkonsulat in Tiflis wurde uns bestätigt, daß die im Fußmarsch heimkehrenden Teilnehmer der Kreuzzüge längs der grusinischen Heerstraße, der einzigen Paßstraße, die über den Kaukasus führte, im Abstand eines Tagesmarsches voneinander entfernt, Niederlassungen errichteten, die zunächst nur für kurze Zeit bestimmt waren, aus Marschkranken und Handwerkern bestanden, allmählich jedoch zu Dauersiedlungen wurden. Die Kreuzfahrer vermischten sich nur wenig mit den Kaukasus-Völkerschaften, bildeten einen sofort zu erkennenden, blonden Menschenschlag, sprachen Altgrusinisch und sollen zum Teil noch lange Waffen mit deutschen Zeichen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

gehabt haben. Im Kaukasus ging eine Redensart um: "Das Wort eines Kreuzfahrers ist mehr wert als der Wechsel eines Russen."

Durch unsere Verspätung auf dem Kasbeck hatten wir weder Zeit für einen Ausflug zu einer dieser Niederlassungen noch für das interessante Tiflis. Auch in Batum reichte es nur zu einem Spaziergang durch den wunderbar angelegten Botanischen Garten, der mit südlichen Gewächsen alle Merkmale der russischen Riviera trug. Der Dampfer, auf dem der Generalkonsul in Tiflis Kabinen für uns bestellt hatte, war ein Tankdampfer, der zwischen Batum und Colombo hin- und herfuhr. Die Offiziere, vor allem der Kapitän, freuten sich über unsere Gesellschaft. Sie litten unter der Eintönigkeit ihres Lebens und unter der Hitze, besonders im Roten Meer. Die Biervorräte des Kapitäns waren unerschöpflich, und er suchte zu jeder Tages- und Nachtzeit jemanden, der bei einer Flasche Bier mitmachte. Auf meine Frage nach dem Eigentümer des Schiffes konnte er nur ungenaue Auskunft geben, betrieben werde es von der Atlantik-Tank-Rederei. Das war Lohmanns Gründung, wir fuhren auf einem der Lohmann-Dampfer, die jetzt dem Reich gehörten. In dem Kapitän hatten wir für die Fahrt nach Konstantinopel einen ausgezeichneten Führer, der jeden Hügel und jedes Bauwerk kannte.

In Konstantinopel hatten wir zu wenig Zeit, alle Sehenswürdigkeiten auch nur im Fluge zu sehen. Am meisten beeindruckte mich die Blaue Moschee und der Sommersitz des deutschen Botschafters, das wunderschön an den Dardanellen gelegene Therapia. Dorthin lud uns eines nachmittags der Botschafter Nadolny zum Tee ein. Von dem hinter dem Palais aufsteigenden Garten hatte man eine herrliche Fernsicht. Auf dem höchsten Punkt war ein Begräbnisplatz der Deutschen angelegt, die während des Weltkrieges in der Türkei im Dienst gestorben waren. Hier ruhten nebeneinander der Feldmarschall Von der Goltz und der Botschafter von Wangenheim, der einfache Musketier und eine Prinzessin, die Rot-Kreuz-Schwester gewesen war.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ein Meer von Kletterrosen und der Blick in die Weite machten diesen Ruheplatz zu einer Stelle vollkommener Schönheit und tiefsten Friedens. Eltern, die ihr totes Kind in die Heimat bringen wollten, sahen davon ab, wenn sie die von der Familie Nadolny liebevoll gepflegte Stätte erblickt hatten. Nadolny, ein Vertrauter Hindenburgs, vertrat uns in Genf bei der Abrüstungs-Konferenz und wurde später Botschafter in Moskau.

Das Jahr 1929 brachte einige bedeutungsvolle Änderungen für uns. Die Markeffska bekam ein gutes Angebot zum Botschafter von Uruguay. Sie gab das Malen endgültig auf und machte Kindererziehung zu ihrem eigentlichen Beruf. Bei uns war Weihnachten 1927 das schrecklichste Erlebnis für sie gewesen. Edi hatte Masern bekommen und lag im Krankenhaus. Ich wollte, daß die Kinder die Krankheit wenigstens gemeinsam bekämen und sich die Masernzeit nicht zu lang hinzöge; ich ging daher trotz des tränenvollen Protestes der Markeffska von Bett zu Bett und "durchseuchte" die Kinder mit einem Taschentuch. Mein Zweck wurde voll erreicht, und in den Weihnachtstagen ging ich hin und her zwischen dem Krankenhaus, wo Edi lag, und dem Heerlager in unserer Wohnung. Die Markeffska blieb auch nach dem Wechsel mit uns in ständiger Verbindung und endete später beim Fürsten Bismarck. An ihre Stelle trat nun Fräulein Schulze, genannt Schülchen, die 40 Jahre, bis zu ihrem Tode, bei uns blieb.

Die zweite Änderung war unser Umzug von Lichterfelde nach Dahlem. Die Lichterfelder Wohnung wurde wirklich zu eng für uns, als Alfred geboren wurde. In Dahlem hatte das Reich Zweifamilien-Häuser gebaut, die an kinderreiche Beamtenfamilien vermietet wurden. In eine solche Wohnung zogen wir ein und haben dort 12 Jahre glücklich gelebt. Wir gingen ungern von Lichterfelde fort. Wir hatten viele Bekannte dort und waren mit unseren Kindern im ganzen Ort bekannt. Die Kirchgänger freuten sich, wenn unsere Fünf uns am Sonntag von der Kirche abholten und mit ihren hellen Stimmen leb-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

hafte Fragen stellten. Edi hatte ihnen erzählt, Päppel habe in seiner Gardehusaren-Uniform der Kaiserin einmal die Hand geküßt und ihr dabei mit dem hohen Reiherbusch die Nase gekitzelt. Nun baten sie die Mutter dringend und laut: "Erzähl uns doch noch einmal, wie Opa die Kaiserin immer geküßt und gekitzelt hat!"

Die dritte wichtige Änderung war: ich wurde unter Hilferding Ministerialdirektor und als Nachfolger von Lothholz Leiter der Etatsabteilung. Als Lothholz seinem Wunsch entsprechend Landesfinanzamtspräsident in Kassel wurde, sagte mir Hilferding, er möchte mich zum Etatsdirektor machen, aber seine Partei habe politische Bedenken. Er wisse, daß ich sachlich und loyal arbeite und alle fachlichen Qualitäten für die Leitung der Etatsabteilung besitze; ihm persönlich sei auch meine politische Einstellung gleichgültig, er nehme an, daß ich deutschnational sei; mit Rücksicht auf seine Partei müsse er mich aber fragen, ob ich Mitglied der DNVP sei. Das konnte ich verneinen; ich erzählte Hilferding, ich hätte 1918/19 für die Deutschnationalen gesprochen, mich aber seitdem politisch überhaupt nicht betätigt, sei auch keiner Partei beigetreten und hätte mich, seit Hugenberg die DNVP führe, innerlich von ihr entfernt - oder sie sich von mir. Nach dieser Erklärung sagte Hilferding erfreut, nun könne er die Bedenken seiner Partei zerstreuen und mich zum Etatsdirektor machen. Ich war dem klugen, gütigen Mann für seine großzügige und vertrauensvolle Einstellung dankbar und stand mich mit ihm ebenso gut wie mit Schlieben und Reinhold, und später mit Dietrich.

Der arme Hilferding hatte Pech. Seine beiden Vorgänger, Reinhold und Köhler, konnten, wie das Mädchen aus der Fremde, Gaben austeilen, ihm fiel nun die undankbare Aufgabe zu, da die Schlieben'schen Reserven verbraucht waren, wieder auf Sparen zurückzuschalten und den durch Reinhold und Köhler verwöhnten Reichstag zu einer knappen Etatspolitik zurückzuführen. Aber Hilferding konnte sich schon nicht in seiner

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

eigenen Partei, geschweige denn im Reichstag durchsetzen. Und so scheiterte der persönlich so anständige und herzensfreundliche Mann, für den ich menschlich immer mehr Achtung und Sympathie empfand, trotz allen Wissens und aller Intelligenz, genau wie 1923 an der Schwäche, die ihn für das Amt eines Ministers untauglich machte.

Es war unvermeidlich, daß Hilferding in immer stärkeren Konflikt zu Schacht kam, der an der Finanzpolitik des Ministers kein gutes Haar ließ. So passiv sich Hilferding gegenüber dem Etatsdefizit verhielt, so erfindungsreich und aktiv war er gegenüber den Kassennöten. Hier halfen ihm seine zahlreichen Bekanntschaften mit Bankkreisen des In- und Auslandes. Auch der Gedanke, bei Schweizer Banken einen Kassenkredit im Sommer 1929 aufzunehmen, war allein dem Minister zuzuschreiben. Das Reich war aber verpflichtet, sich bei allen Kreditaktionen der Reichsbank zur Durchführung zu bedienen. So waren die Schweizer Banken durchaus bereit, dem Reich den erbetenen Kredit zu gewähren, aber es bedurfte dazu Schacht's Mitwirkung.

Schacht jedoch saß in Paris und verhandelte über den Young-Plan. Das Ersuchen der Reichsregierung, zu Verhandlungen über einen Kredit nach Berlin zu kommen, lehnte Schacht glatt ab, ebenso den Vorschlag, Hilferding werde ihm halbwegs nach Köln entgegenfahren und es ihm dadurch möglich machen, mit einem Tag Abwesenheit aus Paris auszukommen. Es war unwürdig, daß sich die Reichsregierung in dieser Form von ihrem Reichsbankpräsidenten behandeln lassen mußte. Da ihr aber die Not auf den Nägeln brannte, telegraphierte sie an Schacht, ich würde nach Paris kommen. Ich mußte mir dort bittere Wahrheiten sagen lassen, wurde aber dadurch belohnt, daß ich ein Gespräch zwischen ihm und dem früheren Reichsschatzminister Heinrich Albert mit anhören durfte. Albert, der in geschliffenen Aperçus beinahe mit Schacht selbst konkurrieren konnte, erkundigte sich nach Schachts Befinden und

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

sagte, ihm falle, wenn er an Schacht in seiner jetzigen Lage denke, immer Dickens' köstliche Geschichte aus den Pickwickiern ein: Mr. Pickwick fällt ins Wasser und seine Freunde stehen am Ufer und rufen: "Halt den Kopf über Wasser, tu es um uns, deiner Freunde willen!"; Dickens aber setzt hinzu: Mr. Pickwick würde es, wenn er gekonnt hätte, um seiner selbst willen getan haben. Nachdem Albert dem Reichsbankpräsidenten noch einige faustdicke Schmeicheleien gesagt und ihn mit den ganz großen Männern der Geschichte verglichen hatte, fragte ihn Schacht, worüber man in Deutschland spreche. "Vor allem über unsere miserable Finanzpolitik", erwiderte Albert. "Sehen Sie", rief Schacht mir zu, "das sage ich Ihnen ja dauernd". Alberts Besuch hatte mir die Verhandlung mit Schacht erschwert. An diesem Abend sprachen wir nicht weiter. Ich mußte in den nächsten Tagen wieder allerhand einstecken, aber schließlich kam ich mit Schachts Zustimmung nach Berlin zurück.

Ich habe mich mit Schacht, bis auf einen Streit 1o Jahre später, gut vertragen. Ich bewunderte sein eminentes Können seine Schlagfertigkeit und seinen Mut, amüsierte mich über seine Bonmots und ärgerte mich häufig über sein kolossales Selbstbewußtsein. Ich konnte es auch verstehen, daß empfindliche Menschen sich über Scherze ärgerten, die auf ihre Kosten gingen. Bei einer Abendgesellschaft am runden Tisch im Hause Schacht's frug ihn der italienische Botschafter Attolico: "Nicht wahr, Ihr Vorgänger Dr. Luther war doch Bankier und ist jetzt Diplomat?" "Nein", sagte Schacht, "er ist nicht Diplomat, er ist Botschafter in Washington". Als alles lachte, fuhr er mit dem gleichen unbewegten Gesicht fort "ich will dem guten Dr. Luther nicht zunahe treten, Diplomat mag er vielleicht geworden sein, aber Bankier ist er nie gewesen". Natürlich kam diese Story Luther zu Ohren und der leicht piklerte Mann, der sowieso seinem Nachfolger (und Vorgänger) nicht grün war, ging in die Luft.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Als Etatsdirektor war ich von Amts wegen Vorsitzender der Vereinigten Ausschüsse des Reichsrats für Finanz- und Haushaltswesen. Hier war eine Elite der Beamtenschaft der Länder versammelt. Das Plenum trat nur in Aktion, wenn gegen Beschlüsse der Ausschüsse von einem Land Einspruch erhoben wurde. Da das nur selten geschah, lag in Finanzfragen das Schwergewicht bei den erfahrenen Bevollmächtigten zum Reichsrat. Ich unterhielt mich gern mit den klugen Senatoren der Hansestädte, dem Hamburger Strandes und dem bremer Nebelthau, dem Vertreter Preußens, dem "blonden" Brecht, dem netten Oldenburger Ahlhorn und dem ausgezeichneten Mecklenburger Gesandten Tischbein. Ich bewunderte den Braunschweiger, Exzellenz Boden, der schon zur Kaiserzeit Vertreter Braunschweigs im Bundesrat gewesen war und nun die manchmal entgegengesetzten Ansichten von Braunschweig und Anhalt vertreten mußte, was er mit unvergleichlicher Würde tat. Das verstand auch der Sächsische Bevollmächtigte Graf Holtzendorff, der bisweilen recht radikale Ansichten seiner Regierung zu vertreten hatte. Ich habe erst 40 Jahre später aus einem Buch seines Sohnes erfahren, welche Rolle der Vater im gesellschaftlichen und politischen Leben Berlins gespielt hat und wieviel führende Männer sich in der sächsischen Gesandtschaft getroffen haben.

Im Reichsrat waren die Referate über die einzelnen Abschnitte des Reichsetats auf die Länder aufgeteilt. So hatte z.B. traditionsgemäß Mecklenburg den Marineetat. Den Pensionsetat hatte Hessen. Bei der Etatsberatung zu einer Zeit, als die viel gelesene Berliner Illustrierte einen Roman brachte: "Wohin rollst du, Äpfelchen?", referierte zum ersten Mal der neuernannte hessische Gesandte Nüsslein über den Pensionsetat. Es war nachmittags, es war heiß im Saal, an diesem Etat war wenig zu ändern, so fand der Vortrag nur geteilte Aufmerksamkeit. Es herrschte Schlummerstimmung. Da wurde plötzlich das Interesse durch die Bemerkung des Referenten geweckt, man käme nunmehr zu der größten Position, die es im Reichsetat über-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

haupt gebe. Und er nannte eine schwindelerregende Zahl von über 2 Milliarden. Nanu, erkundigte ich mich, ebenfalls aus leichtem Schlummer aufgescheucht: wo ist er denn? Der neben mir sitzende Etatsreferent wies, sich mühsam das Lachen verbeißend, auf die betreffende Seite. Der Gesandte hatte aus Versehen den Übertrag, der allerdings mehr als 2 Milliarden betrug, mit der dicht darunterstehenden Summe des in Frage kommenden kleinen Etatstitels verwechselt. Ich bemerkte, hier sei eben wohl ein kleiner Irrtum passiert, und nannte die richtige Zahl. Der Reichsrat schmunzelte, aber die stille Heiterkeit schlug in brausendes Gelächter um, als ein preußischer Reichsratsbevollmächtigter in den Saal rief: "Wohin rollst du, Nüsslein?"

In den Reichstag bin ich in den ersten Jahren meiner Berliner Zeit nur selten gekommen. Gelegentlich mußte ich in einen der Ausschüsse gehen, wenn dort über einen mein Fachgebiet betreffenden Gegenstand verhandelt wurde. Als ich Generalreferent geworden war, mußte ich an allen Sitzungen des Haushaltsausschusses teilnehmen, wenn dort Etatsfragen besprochen wurden. Als ich in das Ministerium eintrat, fragte mich Schröder, auf welchem Gebiet ich gern tätig werden möchte. Ich antwortete ihm, mir sei jede Arbeit recht, mit Ausnahme des Etats, den dächte ich mir schrecklich langweilig. Schröder lachte: das habe er auch mal geglaubt und habe dann im Ministerium gesehen, wie interessant gerade diese Arbeit sein könne. Ich machte dieselbe Erfahrung, als ich 1923 Generaletatsreferent und 1929 Budgetdirektor wurde. Die Verhandlungen im Haushaltsausschuß konnten sogar ganz heiter sein.

Bald nach 1920 beantragten im Haushaltsausschuß die Kommunisten, den Namen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft abzuändern. Die Parteien der Weimarer Koalition, Sozialdemokraten, Zentrum und Demokraten, waren in Verlegenheit. Sie wollten nicht für den Antrag stimmen, konnten doch aber auch schlecht für

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kaiser Wilhelm stimmen. Auch die Herren des Innenministeriums, zu dessen Etat die Gesellschaft gehörte, wußten nicht, was sie sagen sollten. Da zitierte man den Präsidenten der Gesellschaft, den berühmten Professor von Harnack, in den Reichstag. Der große Gelehrte erzählte lächelnd, kurz nach der Revolution sei er an einem Bau seiner Gesellschaft vorübergegangen und habe ein Gespräch zwischen zwei Maurern mitangehört. Der eine habe gesagt - und nun sprach die alte Exzellenz klassisch Berlinisch -, es ginge doch nicht an, daß "det Ding" nach Kaiser Wilhelm heiße "trotz der Revolution". Der andere habe aber entgegnet: "Mensch, du heesst doch ooch noch Müller, trotz der Revolution." In brausendem Gelächter ging der Antrag der Kommunisten unter. Sie wagten nicht mehr, ihn zur Abstimmung bringen zu lassen.

Ähnliches geschah im Strafrechtsausschuß. Dort hatte Dr. Rosenfeld von den Kommunisten den Antrag gestellt, daß nach Erreichung des 7o. Lebensjahres alle Täter straffrei sein sollten. Da erhob sich der berühmte alte Direktor der Strafrechtsabteilung des Reichsjustizministeriums, der, seit vier Jahren pensioniert, nur noch dem Ausschuß vorsaß, ging langsamen Schritts durch den Saal, pflanzte sich vor Rosenfeld auf und sagte: "Kollege, in zwei Monaten werde ich 7o, dann schlage ich Sie tot." Damit wanderte er wieder auf seinen Platz zurück. Über den Antrag wurde auch nicht abgestimmt.

Im Haushaltsausschuß griff bei der Etatsberatung des Auswärtigen Amtes die Linke die übermäßige Zahl der Corpsstudenten, vor allem des weißen Kreises, und hier wieder der Bonner Preußen, im Auswärtigen Amt an. Der Staatssekretär von Schubert, selbst Bonner Borusse, verteidigte, etwas stockend, die Lage. Man solle doch nicht übertreiben, unter den Ministerialdirektoren sei überhaupt nur <u>ein</u> Corpsstudent. "Von welchem Corps?", rief man. - "Heidelberger Saxoborusse" - "Hört, hört", riefen, schon heiter gestimmt, die Kritiker im Ausschuß. Bei den Dirigenten, fuhr Schubert, etwas aus dem Text gebracht, fort, sehe es "allerdings erheblich schlimmer"

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

aus. Der Ausschuß lachte Tränen; ein junger Legationssekretär flüsterte mir zu: "Jetzt hat er sich ums Band geredet." Stresemann mußte geholt werden. Er verteidigte nicht, er griff an: er verbitte sich, daß man von ihm annehmen könne, er verteile Posten nach der Corpszugehörigkeit, er ernenne nur auf Grund von Leistungen und kümmere sich nicht darum, ob und welchem Corps jemand angehöre. So habe er auch erst nach der Ernennung des Sozialdemokraten Ulrich Rauscher zum Botschafter in Warschau erfahren, daß der alter und vielsemestriger Corpsstudent sei.

Auch im Plenum des Reichstags konnte es gelegentlich zu heiteren Szenen kommen. In den 2oer Jahren wollte der Reichstag den Reichsetat einmal fristgemäß am 31. März verabschieden. Die Sitzung des Reichstags zog sich am 31. März bis in die Nachtstunden hin. Alle Haushaltsexperten, für die Deutsche Volkspartei auch Katinka von Oheimb, die hernach den Abgeordneten von Kardorff heiratete, waren zur Stelle. Katinka, abends eingeladen, war in großer Toilette erschienen. Sie mußte einmal auf die Rednertribüne; bei ihren lebhaften Bewegungen konnte nicht verborgen bleiben, daß sie tief ausgeschnitten war. Nach ihr sprach der sozialdemokratische Abgeordnete, der "Zehn-Gebote-Hoffmann", ein echter Berliner. Er begann: "Nachdem soeben die verehrte Abgeordnete von Oheimb ihre nackten Tatsachen vor uns ausgebreitet hat" - weiter kam er nicht, Müdigkeit, Langeweile und Ärger der Reichstagsabgeordneten lösten sich in einem wändeerschütternden Gelächter. Der Haushalt wurde fristgemäß verabschiedet.

Selbst in Wahlversammlungen konnte es zu erheiternden Szenen kommen. Ich selbst besuchte keine mehr, freute mich aber, als eines Tages ein Bekannter, direkt aus einer solchen Versammlung kommend, mir lachend den Verlauf erzählte. Der Reichstagsabgeordnete von Campe von der deutschen Volkspartei war für eine anständige Führung des Wahlkampfes eingetreten. Auch politische Gegner sollten den Kampf mit geistigen Waffen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

führen und sich immer dessen bewußt sein, daß sie alle Glieder eines Volkes seien. "Oller Bulle!" brüllte eine heisere Stimme von der Galerie. Campe winkte anerkennend hinauf: "Der erste Versuch eines Kampfes mit geistigen Waffen."

Über die Verhandlungen Schachts im Sommer 1929 über den Young-Plan in Paris habe ich schon an anderer Stelle berichtet. Eine kleine Episode verdient nachgetragen zu werden. Bei diesen Beratungen schilderte Schacht die Ärmlichkeit des deutschen Lebensstandards. Als Beispiel führte er an, daß der Anzug, den er selbst trug, schon einmal gewendet sei. Als einige Tage später über Landwirtschaft gesprochen wurde, erklärte Schacht, er könne hierüber aus eigener Erfahrung sprechen als Besitzer eines Gutes, das er sich gekauft habe. Hier unterbrach ihn der englische Vertreter Lord Revelstoke: "Ich hätte mir an Ihrer Stelle zunächst einen neuen Anzug gekauft."

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kapitel 3: Die Krisenjahre (1929 bis 1931)

Unter der Abhängigkeit der Reichsregierung vom Reichsbankpräsidenten litt besonders der Staatssekretär Popitz. Schacht suchte - mit Recht - die Bewilligung von Auslandsanleihen für öffentliche Körperschaften zu beschränken. Das Innenministerium und Popitz kamen deren Wünschen, besonders bei den Kommunen, mehr entgegen. In erregten Auseinandersetzungen wurde Schacht vorgeworfen, er strebe eine diktatorische Aufsicht über die Gemeinden oder sogar die gesamte öffentliche Hand an. Schacht dagegen erhob den Vorwurf, daß die plan- und uferlose Ausgabenwirtschaft der Gemeinden jede vernünftige Finanz- und Währungspolitik im Reich sabotiere. Mochte Schacht sachlich Recht haben, die schneidende Art, mit der er seine Ansicht verfocht, verlieh dem Streit eine unnötige Schärfe.

Popitz strebte an, das Reich unabhängiger von der Reichsbank zu machen. Das konnte nur durch einen größeren und längerfristigen Auslandskredit erreicht werden. Der Schweizer Kassenkredit vom Sommer war schon verbraucht. Für das Jahresende 1929 kündigten sich Ultimoschwierigkeiten drohend an. Popitz ließ durch Bekannte mit amerikanischen Banken verhandeln. Er fand dort Verständnis und Entgegenkommen, beachtete aber nicht, daß die amerikanischen Banken die Mitwirkung der Reichsbank als selbstverständliche Voraussetzung ansehen und sich vor Abschluß mit Schacht in Verbindung setzen würden. Als ich Popitz vorhielt, das müsse so kommen und würde zu einem entsetzlichen Krach mit Schacht führen, wollte er das nicht wahr haben und glaubte sogar, wenn ich Recht hätte, die Oberhand behalten zu können. Ich warnte ihn, Illusionen nachzuhängen. Schachts verletzende Art sei schwer erträglich, aber in der Sache habe er Recht und werde Recht behalten. Popitz war jedoch auf diesem Ohr taub.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Es kam, wie es kommen mußte. Ein furchtbarer Krach entstand, und Popitz blieb auf der Strecke. Hilferding mußte ihn gehen lassen. Schacht forderte als Vorbedingung für die Hilfe der Reichsbank bei der Überwindung des Jahresultimo eine innerhalb einer bestimmten Frist durchzuführende Steuerreform. Jetzt mußte Hilferding auf Kommando und unter Druck das nachholen, was rechtzeitig und aus freien Stücken zu tun er unterlassen hatte. Er folgte Popitz bald nach, und der Volksparteiler Moldenhauer wurde sein Nachfolger.

Der erste Staatssekretär, unter dem ich arbeitete, Schroeder, stand rechts. Popitz rechnete zur Deutschen Volkspartei. Sein Nachfolger, der bisherige Ministerialdirektor im Wirtschaftsministerium, Dr. Schäffer, war Sozialdemokrat. An der objektiven und sachlichen Behandlung aller Fragen im Finanzministerium änderte sich nichts. Popitz hatte sich in der Hauptsache mit Steuer- und Finanzausgleichsfragen beschäftigt. Die Reparationsfragen überließ er dem Leiter der entsprechenden Abteilung, Dr. Dorn, die Etatsfragen mir. Wenn ich dem Minister über Haushaltsfragen Vortrag hielt, beteiligte er sich nur selten. In der letzten Zeit nahm er allerdings an der Kassenlage Interesse, weil er die Reichsregierung von der Bevormundung durch Schacht befreien wollte. Das wurde jetzt anders.

Schäffers Hauptinteresse lag bei den Reparationen und den Etatsfragen. Bisher war ich in wichtigen Fragen, die ich nicht selbst entscheiden konnte, zum Minister gegangen. Jetzt begann eine intensive und immer mehr zunehmende Zusammenarbeit mit Schäffer. Er zog mich auch zu Unterredungen hinzu, die er mit maßgebenden Männern, wie dem Schweizer Somary oder dem Schweden Wallenberg, über allgemeine Probleme hatte. Nicht allzuviele der Menschen, denen ich begegnet bin, hätten eigene Ideen, Schäffer hatte sie in Fülle. Jedes Gespräch mit ihm war eine Bereicherung. Die Arbeit unter ihm, vor allem im letzten Jahr seiner

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Amtstätigkeit vom Frühjahr 1931 bis 1932, gehört zu den wertvollsten Erlebnissen meiner dienstlichen Laufbahn.

Hilferdings Nachfolger Moldenhauer war ein echter Rheinländer, der voller Schnurren steckte. Kam man zu ihm zum Vortrag, dann mußte er erst das neueste Anekdötchen loswerden. Bis dahin saß er wie auf Kohlen und widmete dem Vortrag nur geteilte Aufmerksamkeit. Ich schlug ihm vor, er solle seine Geschichte vor dem Vortrag erzählen, dann könnten wir beide mit mehr Ruhe an die Arbeit gehen. So geschah es in der Folge. Eine der ersten Aufgaben Moldenhauers war die Teilnahme an der Haager Konferenz, die den von den Sachverständigen in Paris ausgearbeiteten Young-Plan in Wirksamkeit setzen sollte. Er wurde dabei von Schacht, der an diesem Plan mitgearbeitet hatte, nicht unterstützt. Schacht schob die Verantwortung ab. Sein in Paris zustande gebrachter Young-Plan sei ein brauchbares Werkzeug gewesen, die in Haag vorgenommenen Änderungen hätten ihn zu einem Scheusal gemacht, das in die Wolfsschlucht gehöre. In Wirklichkeit hatten die Änderungen die Basis des Planes nicht berührt. Aber jetzt wurde Moldenhauer die Schuld für den "verfehlten" Plan auferlegt. Es entstand die paradoxe Lage, daß Schacht, der am Young-Plan maßgebend beteiligte Mann, der Hauptrufer im Streit gegen ihn wurde.

Dietrich übernahm im Sommer 1930 kein leichtes Erbe. Am 30. März 1930 war das Kabinett Hermann Müller gestürzt und durch Brüning ersetzt worden. Moldenhauer blieb bis zum Juni Finanzminister unter Brüning und trat zurück, als er seine Reformvorschläge nicht durchbringen konnte. Als typischer Alemanne war Dietrich, wie er selbst zu sagen pflegte, vorsichtig und mißtrauisch, aber er hatte auch ein cholerisches Temperament, das noch stürmischer als sonst auflodern konnte, wenn er am Abend vorher seinem geliebten badischen Landwein besonders stark zugesprochen hatte. Für einen Norddeutschen waren es unbegreifliche

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Mengen an Wein, die dieser Badenser trinken und, bis zu einer gewissen Grenze, vertragen konnte. Ich erinnere mich an einen Herrenabend in Berlin, an dem für die 200 Gäste drei Flaschen je Kopf veranschlagt wurden. Als um Mitternacht die Hälfte der Güste gegangen war, stand jeder der verbleibenden Hälfte vor der Aufgabe, fünf Flaschen zu leeren. In den Morgenstunden war für die letzten, standfesten Ritter von der Gemütlichkeit die Kopfquote auf 10 Flaschen gestiegen.

Dietrich war vor dem Weltkrieg Nationalliberaler gewesen, begeisterter Bismarck-Verehrer, aber mit einem Schuß süddeutschen, demokratischen Öls. Nach dem Weltkrieg schloß er sich der Demokratischen Partei an, die für alle national und demokratisch Eingestellten das große Sammelbecken werden wollte. Wirtschaftlich war Dietrich ein liberaler Individualist, ein energischer Vertreter des Mittelstandes und eines echten Unternehmertums, und daher ein Gegner sowohl des Sozialismus wie des Kapitalismus; er wollte Privatbankiers, keine Großbanken. Er war schließlich ein Gegner allzu starken jüdischen Einflusses im deutschen kulturellen und wirtschaftlichen Leben - im eigenen Interesse der Juden, wie er sagte. Von allen mir bekannten bürgerlichen Politikern der Weimarer Zeit stand er manchen nationalsozialistischen Ideen am nächsten, trotzdem oder gerade deshalb haßte er diese Partei und verfolgte als Minister ihre Anhänger unter den Beamten seiner Verwaltung schärfer als seine Vorgänger. Er pflegte zu sagen: "Was sie Gutes wollen, das will ich auch; deswegen brauchen wir sie nicht". Ich kannte Dietrich seit Jahren aus dem Ossa-Ausschuß. Wir standen uns gut, er vertraute mir; ich bedauerte nur, daß er und Schäffer sich so unähnlich waren und es immer wieder Krach zwischen ihnen gab.

Dietrich war auch dem Reichskanzler Brüning nicht ähnlich, aber er erkannte dessen geistige Überlegenheit an,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

selbst wenn ihm Brünings verschlungene Überlegungen und Umwege oft nicht verständlich waren. Dieser Mann mit dem Gelehrtenkopf, dessen durchgeistigte Abgezehrtheit und schmallippige Entrücktheit asketische Züge aufwies, und mit den ruhigen, innere Kraft verratenden Bewegungen, die den alten Frontsoldaten erkennen ließen, hatte sich in den letzten Jahren in erstaunlicher Schnelligkeit und doch in logischer, schrittweiser Entwicklung in den Vordergrund des politischen Lebens geschoben. Er hatte sich schon als Student die Grundlagen für sein umfangreiches Wissen geschaffen, das die Dinge von einem hohen Standpunkt aus überschaute und in ihrem Zusammenhang betrachtete, hatte als Sekretär von Stegerwald die Arbeiter- und Gewerkschaftsfragen in ihrer sozialen und politischen Bedeutung von Grund auf kennengelernt und war schon als junger Abgeordneter durch seine enorme Arbeitskraft, sein abgewogenes Urteil und die Fähigkeit aufgefallen, aus schwierigen Situationen immer noch einen Ausweg, in heftigen Konflikten einen die Gegensätze überbrückenden Ausgleich zu finden. Er war in der Zentrumsschule zu einem in allen Feinheiten der Debattier- und Diskussionskunst erfahrener Meister geworden. Brüning erkannte jede Leistung, jeden ihm erwiesenen Dienst, jede treue Arbeit gern und dankbar an und vergaß sie nicht.

Es war eine Freude, unter diesem Kanzler zu arbeiten, der als Fanatiker der Pflicht und Arbeit, wenn es darauf ankam, unerhörte Anforderungen an seine Mitarbeiter stellte, die höchsten aber an sich selbst; der aus seinem erstaunlichen Überblick über Menschen und Dinge heraus immer neue Anregungen gab und dessen Entscheidungen man, auch wenn man anderer Ansicht war, die peinlich sorgfältige Vorbereitung zubilligen mußte. Gelegentlich wurde man allerdings ungeduldig, wenn Brüning ein Problem in gründlicher Überlegung aller seiner Hüllen entkleidete, das entscheidungsreif, "nackt", vor ihm liegende Problem aber alsbald mit selbstgeschaffenen Einwänden, Voraussetzungen und Un-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

terstellungen wieder zudeckte und zu einem noch dickeren Knäuel anschwellen ließ, als es vorher gewesen war. Wenn man später die Schnelligkeit erlebte, in der Hitler Entscheidungen nur auf Grund der "Intuition" traf, dann war man Brüning nachträglich für die gewissenhafte, umfassende Prüfung dankbar, die er seinen Entschlüssen angedeihen ließ, auch wenn die Schnelligkeit der Entscheidung, von des Gedankens Blässe angekränkelt, manches Mal erheblich litt.

Als Leiter der Etatsabteilung, seit 1931 auch der Reparationsabteilung, war ich einer seiner wichtigsten Mitarbeiter, mußte seine Notverordnungen ausarbeiten und beriet ihn in Reparationsfragen. So bin ich ihm auch menschlich näher gekommen und bin stolz darauf, daß er mich in seinen Erinnerungen zusammen mit Bernhard Bülow, dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts, und Hermann Pünder, dem Staatssekretär der Reichskanzlei, als engsten und treuesten Mitarbeiter bezeichnet hat.

Von den Ministern seines Kabinetts hörte er wohl am meisten auf seinen alten Lehrer Stegerwald. Dieser wiederum sah die außenpolitische Notwendigkeit der Brüningschen Deflationspolitik ein und brachte ihm als Arbeitsminister schweren Herzens die vom Kanzler auch im Sozialbereich geforderten Opfer. Nur wollte er selbst bestimmen, wo im Sozialetat Abstriche gemacht werden sollten. Das wollte er sich vom Finanzminister nicht vorschreiben lassen. Stegerwald geriet deshalb häufig mit Dietrich, der dazu neigte, in die Sachressorts hineinzuregieren, hart aneinander. Wenn ich in Etatsfragen bei Stegerwald war, bin ich stets mit ihm rasch einig geworden.

Auch mit dem Wehr- und späteren Innenminister Groener bin ich in Haushaltsfragen gut ausgekommen. Aber ich hatte doch den Eindruck, daß er sich mit dem Innenressort übernommen hatte. War es ihm als Wehrminister eini-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

germaßen gelungen, sich aus dem politischen Beschuß herauszuhalten, so kam er als Innenminister um so stärker in die Drecklinie hinein. Er versuchte, mit polizeilichen Mitteln der immer mehr anwachsenden Macht und Widerrechtlichkeit der radikalen Parteien Zügel anzulegen, und geriet durch das Verbot der SA in den schärfsten Gegensatz zur NSDAP, den durchzustehen selbst der kampferprobte alte Schwabe nicht mehr fähig war. Groener war alt und müde geworden, vielleicht auch durch seinen häuslichen Unfrieden; er hatte zum zweiten Mal geheiratet und sich dadurch den Streit zwischen seiner jungen Frau und der Tochter, die ihm bisher das Haus geführt hatte, an den Herd geholt. Schlagfertigkeit im Reichstag war nie seine starke Seite gewesen; gegen die persönlichen Anpöbeleien, in denen sich als Rufer im Streit der auf einer der vordersten Bänke sitzende Dr. Goebbels hervortat, war er machtlos. Ich habe das jämmerliche Schauspiel miterlebt, als der hochverdiente General und Minister, zitternd vor Zorn, dastand, ohne sich zu Gehör bringen zu können. Sein Abgang im Frühjahr 1932 war das erste Alarmzeichen, daß dem Gesamtkabinett Brüning die Schicksalsstunde schlagen würde.

In den Preis- und Lohndebatten, die vom ersten bis zum letzten Tage die Sitzungen des Kabinetts Brüning erfüllten und aus denen die berühmten Notverordnungen hervorgingen, trat neben dem Finanzminister Dietrich und dem Arbeitsminister Stegerwald, der klar, klug und bestimmt für die sozialen Belange der Arbeiterschaft und der notleidenden Bevölkerung eintrat, aber auch den staatspolitischen Notwendigkeiten Rechnung trug, besonders der Wirtschaftsminister Warmbold hervor. Der aus der Farbenindustrie hervorgegangene Professor war ein kluger Theoretiker, der das Professorale in Art und Vortrag nicht verleugnen konnte. Wenn er im Kabinett oder in einem Reichstagsausschuß sprach, wuchs sich seine Äußerung leicht zu einer Vorlesung aus, mit der er ungeduldigen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Hörern auf die Nerven fiel. Er konnte die Undurchführbarkeit mancher vorgeschlagener Maßnahmen nachweisen; aber seinen eigenen Vorschlägen hafteten die Eierschalen theoretischer Schreibtischweisheit oft so deutlich an, daß den Kritikern der Nachweis, sie ließen sich praktisch nicht durchführen, auch nicht schwer fiel. Seine Kenntnisse und Erfahrungen auf wirtschaftlichem Gebiet waren jedoch so umfassend, seine persönliche Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit so anziehend, daß er eines der geachtetsten Mitglieder des Kabinetts war. Er war später der einzige Minister, der aus dem Kabinett Brüning in das Kabinett Papen übernommen wurde.

Brünings Menschenkenntnis war nicht seine stärkste Seite, und seine Hand in Personalfragen daher nicht immer glücklich. So war die Wahl von Curtius für das Auswärtige Amt ein Fehlgriff. Der kluge Rechtsanwalt hatte jahrelang die Geschäfte der Liquidationsgeschädigten besorgt und war dadurch zum Redner seiner Partei in außenpolitischen Fragen geworden. Er hatte das Wirtschaftsministerium geschickt und mit Erfolg geführt. Als ihm Brüning das Auswärtige Amt anvertraute, widmete er sich auch dieser Aufgabe mit Eifer und Hingabe, aber er betrieb Außenpolitik wie ein Rechtsanwalt einen Privatprozeß. Als er die Zollunion mit Österreich abschloß, sah er bei den entstehenden Schwierigkeiten hauptsächlich die juristische, nicht die politische Seite des Problems. Er legte das Schwergewicht auf die Verhandlungen vor dem Internationalen Gerichtshof, nicht auf politische Besprechungen mit Frankreich.

Nicht besonders glücklich war auch die Ernennung von Treviranus zum Verkehrsminister und Minister für die besetzten Gebiete. Der frühere Offizier, der sich als Landwirt versuchte und frühzeitig Politiker wurde, zog als Abgeordneter der Deutschnationalen in den Reichstag ein und gehörte zu den Sezessionisten, die sich unter dem

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Grafen Westarp von Hugenberg trennten und - lauter Köpfe, aber wenig Mannschaft dahinter - die Volkskonservative Partei gründeten. Er war so ziemlich in allem das Gegenstück zu Brüning, der vielleicht in dem unbekümmerten, burschikosen, derbfröhlichen und von einem naiven Selbstvertrauen erfüllten Mann eine Ergänzung seiner sensitiven und komplizierten Natur fand. "Trevi" entspannte ihn, auch Hindenburg mochte den Lipper gern. Wenn er sich aber in einer merkwürdigen Mischung von Grandezza und jungenhafter Unbeschwertheit bewegte, nahm man ihn nie ganz ernst.

Für seine gesetzgeberischen Maßnahmen fand Brüning im Reichstag keine Mehrheiten. Er war auf den Weg der Notverordnung angewiesen. Im Negativen fanden sich die Mittelparteien zusammen: in der gemeinsamen Furcht, bei einer Neuwahl zerschmettert zu werden oder bei einem Rücktritt Brünings unter die Fuchtel Hitlers zu kommen, faßten sie keinen Beschluß, die Notverordnungen aufzuheben. Die Entwicklung des deutschen Parlamentarismus zur Vollendeten Impotenz, die Notwendigkeit des Rückgriffs auf das Verordnungsrecht des Reichspräsidenten, konnte der Demokratie keine Freunde erwerben, sondern führte der Idee des Führertums, des autoritären Staates immer neue Anhänger zu. Brüning war persönlich nicht verhaßt, man achtete seine Lauterkeit, wählte aber seine Gegner. Schleicher warnte ihn, seine asketische Lebensweise könne ihm keine Popularität verschaffen, das Volk wollte als Repräsentanten der Staatsmacht, sei er König, Präsident oder Kanzler, einen Mann sehen, der Phantasie, Schaulust und die Freude an farbigem, blutvollem Leben befriedigte. Das sei die Stärke der Monarchie gewesen, deshalb sei ein schlechter Monarch meist noch volkstümlicher als ein mittelmäßiger Präsident. Brüning lagen solche Gedankengänge fern.

Er kämpfte weiter seinen schweren, entsagungsreichen Kampf, oft genötigt, seine "negative Mehrheit" durch taktische Schachzüge bei der Stange zu halten. Da es häufig

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

auf wenige Stimmen ankam, wurden je länger desto mehr die kleinen Splitterparteien das Zünglein an der Waage, das über Deutschlands Schicksal entschied. Wenn die vier bayrischen Bauernbündler den Ausschlag gaben, ihrer Bedeutung bewußt mit den an den Uhrketten klimpernden Talern durch die Sitzreihen schritten und durch ein Entgegenkommen in der Biersteuer davon abgehalten werden mußten, für die Aufhebung einer Notverordnung zu stimmen, dann führte dieser Anblick den Parlamentarismus derartig ad absurdum, daß selbst aufrechte Demokraten den autoritären Staatsgedanken im Vergleich mit dieser entstellten und entarteten Demokratie für das kleinere Übel hielten.

Der erste Sturmbote der Springflut, die im Juli 1931 über Berlin hereinbrach, war der Zusammenbruch der Nordwolle in Bremen. Es war kaum zu fassen, daß das Unheil ausgerechnet in Bremen begann, wo man die Solidität im kaufmännischen Leben besonders hochhielt und der persönliche Lebenszuschnitt sich, selbst bei gediegenem Reichtum, in den Grenzen der Zurückhaltung hielt. Gerade ein Unternehmen dieser Stadt hatte nun in seiner Ausdehnung und Gebarung allen Grundsätzen alter Bremer Tradition zuwidergehandelt, und der Chef des Hauses entstammte obendrein der hochachtbaren Familie Lahusen, aus der so viele ehrbare Kaufleute und Generalsuperintendenten hervorgegangen waren.

Ich war immer besonders gern in Bremen gewesen. Dem Besucher wurde feierlich zu Mut, wenn ihn im Rathaus die alten rotbefrackten Boten langsamen Schrittes von einem zum anderen weiterreichten, bis der letzte ihn würdevoll beim Bürgermeister anmeldete. Das war zu meiner Zeit Martin Donandt, der dem Senat, mit kurzer Unterbrechung durch die November-Revolution, von 1898 bis 1933 angehörte, seit 1917 als Bürgermeister, seit 1920 als Präsident des Senats, ein sparsamer Haushalter mit

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

klugem Sinn für das Notwendige, selbst keiner Partei angehörend, aber von allen wegen der unbestechlichen Lauterkeit seines Charakters verehrt. In Bremen spürte man auch, daß es den "königlichen Kaufmann" wirklich gibt, wenn man durch die Böttcherstraße ging, die Ludwig Roselius, der Gründer der Kaffee-Hag-Firma, geschaffen hatte und in der das Roseliushaus wertvolle heimische Kunstschätze barg. Bei seinem Bruder Friedrich, dem "Außenminister" der Hag-AG, habe ich in dessen schönem Haus mehrfach gewohnt. Wenn man zum Frühstück gefragt wurde, ob Tee oder Kaffee, sagte Friedrich lachend: "Sie können ruhig Kaffee wählen, ich trinke keinen Hag". Der Nordwolle-Skandal war für Donandt (+ 1937) ein schwerer Schlag.

Ob Schacht die Bankenkatastrophe, die nun eintrat, hätte verhindern können? Luther, der nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst gern Generaldirektor der Reichsbahn geworden wäre, wurde 1930, als Schacht im Haag mit einem berühmten Eklat – l'éclat c'est moi - sein Amt niederlegte, dessen Nachfolger. Er war hier nicht ganz in seinem Element, er fühlte sich nicht sicher genug, litt darum wohl unter heimlichen Minderwertigkeitskomplexen gegenüber dem Reichsbankdirektorium, in dem solche Könner und selbstbewußten Männer saßen wie der Vizepräsident Dreyse und Vocke, der spätere Präsident der Bundesbank, und verfocht daher um so orthodoxer und unnachgiebiger alle gesetzlichen und statutarischen Reichsbankbestimmungen. Er hätte damals nie zugelassen, daß Brüning von der traditionellen Währungspolitik zur Kreditausweitung überging.

Als der Zusammenbruch der Banken drohte, weil dem Abzug der kurzfristigen Kredite durch die ausländischen Geldgeber der Run der inländischen Einleger folgte, holte sich Brüning Schacht als Berater zu den Kabinettssitzungen. Schacht riet, die Banken sollten alle Abver-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

langten Gelder glatt auszahlen, dann würde sich der Run von selbst legen; dazu müsse die Reichsbank die Banken in den Stand setzen. Nun hatte Luther wiederholt Anstürme auf die Banken nach diesem Rezept aufgefangen, aber er konnte sich nicht zu einem schranken- und bedingungslosen Eintreten der Reichsbank verstehen. Er wollte Grenzen ziehen und Höchstbeträge festlegen, während nach Schachts Ansicht die Beruhigung nur eintreten konnte, wenn die Reichsbank sich bedingungslos dafür stark machte, daß die Schalter nicht geschlossen würden. Vielleicht wäre durch eine solche Erklärung und Haltung der Reichsbank der innerdeutsche Run abgebremst worden. Aber ich glaube damals und glaube auch heute nicht, daß man den Ansturm der ausländischen Gläubiger auf diese Weise hätte abfangen können. Jedenfalls griff, nach der Zahlungseinstellung der Danat und der Dresdner Bank, der Run auf alle Geldinstitute, auch auf die Sparkassen, über. Jetzt blieb keine andere Wahl als die Schließung aller Geldinstitute.

Der Juli 1931 stellte an die Kräfte und Nerven der Beteiligten die stärksten Anforderungen. Das Kabinett tagte jeden Tag bis in die späte Nacht hinein, bis man sich über die zu ergreifenden Maßnahmen geeinigt hatte. Dann mußten die Beamten der beteiligten Ministerien - das Finanzministerium war "immer dabei" - nachts die gefaßten Beschlüsse in Verordnungen formulieren, die am nächsten Morgen dem Kabinett zur Verabschiedung vorgelegt wurden. Kam ich abends spät aus Besprechungen in das Ministerium, stand vor meinem Zimmer eine Schlange wartender Bankdirektoren, Oberbürgermeister, Sparkassenleiter, Industrieller usw., alle mit denselben Fragen: Woher bekommen wir Geld für die Löhne und sonst fällig werdenden Zahlungen am nächsten Tag? Dürfen wir Notgeld drucken? Wollt Ihr, daß das ganze Wirtschaftsleben still steht?

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ich kam zwei Wochen lang meist erst in den frühen Morgenstunden nach Hause und bekam nur wenig Schlaf. Es war eine furchtbare Nervenprobe, Tag für Tag und Nacht für Nacht die gleiche aufregende und aufreibende Arbeit leisten zu müssen. Einmal rissen mir die Nerven. Edi war mit den Kindern an der See. In unsere Wohnung hatten wir für ein paar Tage meinen Regimentskameraden, den Grafen Rantzau, mit seiner Frau aufgenommen; sie hatten im Augenblick keine Bleibe. Als ich eines abends völlig abgekämpft heimkam, waren die guten Rantzaus noch auf und fragten mich ahnungslos, ob es besser stände. Da faßte mich ein Weinkrampf, der nicht wieder aufhören wollte.

Es war eine wahre Erholung, daß ich zusammen mit Bülow den Kanzler und Curtius auf der Reise nach Paris begleiten sollte. Ich kam erst zwei Stunden vor der Abreise in meiner Wohnung an. Rantzau half mir beim Packen, die Gräfin nähte mir mit fliegenden Fingern einen Knopf an der Weste an – beide in zitternder Angst, ich könnte wieder in Tränen ausbrechen. Treviranus hatte mich angerufen, ich möchte eine gute halbe Stunde vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhof Zoo sein, er habe mir eine außerordentlich wichtige Mitteilung zu machen. Er erschien und eröffnete mir "im Auftrage des Reichspräsidenten" mit geheimnisvoller und feierlicher Miene erstaunliche Dinge über einen "Kronrat", an dem unter Vorsitz Hindenburgs außer ihm Brüning, Groener und Curtius teilgenommen hätten. Was ich hörte, erschien mir zunächst kaum glaubhaft. Aber ich sollte bald erfahren, daß sein abenteuerlicher Bericht im Kern stimmte.

Auf Grund der Mitteilungen, die ich von Bülow und Schäffer erhielt, konnte ich mir später den Verlauf des "Kronrats", der tatsächlich abgehalten worden ist, einigermaßen rekonstruieren. Brüning teilte mit, die Franzosen schienen entschlossen zu sein, auf der Konferenz in Paris mit dem Zuckerbrot einer Deutschland anzubietenden Anleihe und

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

der Peitsche des militärischen Einmarsches zu arbeiten; nach ganz zuverlässigen Berichten seien am Rhein und in Lothringen starke Truppenmassen zusammengezogen, die nur auf den Befehl zum Einrücken warteten. Groener erklärte, die Reichswehr sei nicht in der Lage, Widerstand zu leisten, sondern müsse sich in diesem Falle nach Osten zurückziehen. Hier setzte Trevi ein, dann sei es doch das Beste, auf diesem Rückmarsch die polnische Grenze zu überschreiten und bei dieser Gelegenheit die Grenzfrage zwischen Deutschland und Polen zu bereinigen. Der alte Herr lachte, das sei eine großartige Idee. Brüning kannte seinen Trevi und sagte nichts. Curtius und Groener schwiegen, sie hielten es für unter ihrer Würde, auf diesen Unsinn auch nur mit einem Wort zu antworten. Trevi war aber in Fahrt geraten, er bitte für diesen Fall um ein militärisches Kommando. Wieder lachte der alte Herr: "Ja, Sie kriegen die Goslarer Jäger". Die "Kindertrompete", wie man Treviranus in eingeweihten Kreisen nannte, sah Hindenburgs Bemerkung und das Schweigen der anderen Minister als Zustimmung zu seinen Vorschlägen an und spann seinen Faden weiter: es komme entscheidend darauf an, daß Berlin rechtzeitig orientiert und vor allem die Nachricht über den Befehl zum Einrücken auf dem schnellsten Wege übermittelt würde. Ein zuverlässiger Mann, der Graf Schwerin von Krosigk, solle beauftragt werden, diese Nachricht unter dem Stichwort "Sonnenschein" ihm durchzugeben. Der Reichspräsident freute sich über seinen Liebling: Sonnenschein sei gut, und den Grafen kenne er, mit dem sei er einverstanden.

Nun war Trevi da, um mir diesen Auftrag zu überbringen. Ich hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört. Ich war in den letzten Wochen durch das, was auf mich eingestürmt war, abgebrüht. Aber dies übertraf doch alles, was man für möglich halten konnte. Ich fragte, ob ich richtig verstanden hätte, und wiederholte den Inhalt. Trevi be-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

jahte und betonte die große Verantwortung, die auf mir liege. Als ich nach Einzelheiten fragen wollte, erschien Dietrich auf der Bildfläche. Trevi legte mit Verschwörermiene den Finger auf den Mund. Ich konnte also über den geheimnisvollen Auftrag nichts Näheres erfahren. Dietrich brachte zwei Flaschen badischen Wein mit, die Brüning abends mit Curtius, Bülow und mir austrank. Wir tauschten Fronterinnerungen aus, der Kanzler ging dabei aus seiner sonstigen kühlen Zurückhaltung heraus und zeigte, wie lebhaft und vergnügt der ernste Mann sein konnte. Wir saßen in seinem Schlafwagenabteil; durch Herausnahme einer Wand hatte man aus zwei Abteilen ein größeres gemacht. Im übrigen benutzte die Delegation den fahrplanmäßigen Zug. Brüning und die meisten anderen Herren besetzten die Abteile eines Schlafwagens, während ich in einem der ersten des anschließenden Wagens schlief.

Ich wachte am nächsten Morgen auf, als der Zug brausend in eine Station einfuhr. Ich verstand den Namen nicht, warf mir einen Mantel über und ging auf den Gang hinaus. Da sah ich den Botschafter von Hoesch, der dem Reichskanzler bis hier entgegengefahren war, vorüberhasten und in den Wagen des Kanzlers einsteigen. Dort stand Brüning an der Tür, und ich hörte ihn Hoesch nach den neuesten Nachrichten über die französischen Truppen an unserer Westgrenze fragen. Also war doch etwas Wahres an Trevis verrückter Erzählung! In Paris sagte mir Hoesch, daß tatsächlich Truppenbewegungen stattgefunden hätten, er habe ihnen aber weniger die Bedeutung ernsthafter Einmarschabsichten, als eines während der Konferenz auszuübenden Drucks beigelegt. "Sonnenschein" brauchte ich nicht durchzugeben; der aus Wahrheit und Dichtung gemischte und mit dem Pinsel Trevi'scher Phantasie ausgeschmückte "Auftrag" hatte sich erledigt. Entsprechend der von Trevi verlangten und von mir gegebenen Zusage habe ich über diesen Auftrag nicht gesprochen. Von

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Schäffer und Bülow hörte ich, offenbar habe Hindenburg die Geniestreiche Trevis mit seinem leisen, tiefen Lachen aufgenommen, Brüning seinen Percy Hotspur nicht ernst genommen, Groener den Kopf geschüttelt, daß man eine Besprechung ernsthafter Männer durch solche Kindereien aufhalte, und Curtius sei indigniert gewesen, daß der Hans Dampf sich jetzt sogar in Dinge mische, die allein dem AA zuständen.

Als unser Zug auf dem Nordbahnhof in Paris einlief, holten an der Spitze einer zahlreichen Begleitung Laval, der Premierminister, und Briand, der Außenminister, die deutschen Gäste ab, Laval mit dem von seinem Bild nicht zu trennenden, kleinen weißen, nicht als Schleife, sondern nach unten gebundenen Schlips, Briand mit einem nicht gut sitzenden Schwalbenschwanz und einem gegen den Strich gebürsteten Zylinder. Die französischen Absperrmaßnahmen funktionierten in keiner Weise. Noch während der Begrüßung drängten die Menschen von den Nachbarbahnsteigen durch die auf den Gleisen stehenden Wagen auf den Empfangsbahnsteig. In kürzester Zeit waren wir von unseren Ministern abgedrängt und in einer dichten Menschenmenge eingeklemmt, in der wir langsam dem Ausgang zuschwammen. Von draußen hörte man ein brausendes, ohrenbetäubendes Geschrei. Ein glücklicher Zufall schwemmte mich an Bülows Seite. Draußen trat mit einem Schlage Totenstille ein, wir wußten: jetzt traten die Minister aus dem Bahnhof ins Freie. Dann setzte das Toben mit verdoppelter Stärke ein. "Was ist nun los"? fragte ich Bülow."Jetzt hängt man sie wahrscheinlich auf", meinte er gelassen. In der Menge waren die zur Begleitung der Mitglieder der deutschen Delegation bestimmten Franzosen von uns abgekommen; sie waren auch nicht zu finden, als wir uns ins Freie durchgekämpft hatten. Wir suchten mühsam nach einem der zu unserer Abholung bestimmten Autos und ergatterten schließlich auch eins. Es kam durch die Volksmasse nur langsam vor-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

wärts, immer wieder sprangen Menschen auf die Trittbretter zu beiden Seiten und starrten uns an wie wilde Tiere.

Der Nachmittag des Tages war offiziellen und inoffiziellen Besuchen und internen Vorbesprechungen für die am nächsten Tage beginnende Konferenz gewidmet. Hoesch war in seinem Element. Bei den Verhandlungen am Konferenz-Tage war es ein Genuß, Briands wie eine Glocke klingender Stimme zu lauschen, sein wunderbares Französisch anzuhören und den esprit zu bewundern, in dem dieser alte Mann Meister war. Überlegte man allerdings hinterher, was er eigentlich gesagt hatte, waren es herrliche Sätze, bezaubernde Bemerkungen, reizende Bonmots, aber viel Substantielles fand sich nicht, während Laval in klarer nüchterner Form die Situation darlegte und seine Vorschläge machte. Beide verschmähten es, die Peitsche, die Drohung mit dem Einmarsch, auch nur anzudeuten. Das besorgte um so deutlicher die Presse. In den verschiedensten Tonarten hieß es, jetzt habe man die Deutschen in der Hand, jetzt dürfe man sie nicht aus den Fängen lassen. Laval war in einer schwierigen Lage. Zwar erwähnte er die Gegenforderung beim Zuckerbrot der Anleihe, den Verzicht, Ansprüche auf militärische Gleichberechtigung und Grenzrevision im Osten geltend zu machen, lediglich en passant, so daß nur die Eingeweihten merken konnten, wo der entscheidende Punkt lag; aber es war tatsächlich eine Bedingung sine qua non. Zwar kleidete Brüning die Ablehnung in die abgewogensten und liebenswürdigsten Worte, aber an seiner Entschlossenheit, die Gegenforderung unter allen Umständen abzulehnen, konnte kein Zweifel sein. So war es schon am ersten Tage klar, daß die Konferenz gescheitert war. Jetzt handelte es sich nur noch darum, das Scheitern durch eine Formule zu verdecken und die Franzosen zu bewegen, trotz der Ablehnung mit nach London zu kommen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Als am zweiten Tage über die formule verhandelt wurde, lernte ich François-Poncet, damals Kabinettschef bei Laval, später Botschafter in Berlin, in seiner Schlagfertigkeit und seiner Beherrschung der deutschen Sprache kennen, so, wenn er sich über einen Formulierungsvorschlag von Hoesch mokierte oder den bekannten deutschen Photographen Salomon aus dem Zimmer wies. Der kriegte es fertig, überall einzudringen und jeden Menschen vor seine Kamera zu bekommen. Im Haag weigerte sich der englische Finanzminister Snowden, sich abkonterfeien zu lassen; am nächsten Tag stand ein Gerüst am Hotel, es müsse eine kleine Reparatur gemacht werden, ein Maurer ging auf dem Gerüst entlang und knipste den Minister durchs Fenster. Es war der "roi des indiscrets", der das Gerüst nur zu diesem Zweck hatte errichten lassen. Als Brüning den englischen Ministerpräsidenten in Chequers besuchte, zeigte ihm Macdonald auf einem Spaziergang im streng abgeschlossenen und gehüteten Park in einem Gebüsch ein Nest mit einem brütenden Vogel. Hinter dem Busch saß Salomon und machte durch die Zweige einen seiner nettesten Schnappschüsse. Ich vergesse nicht François-Poncets spöttisches Gesicht, als Curtius zum Entsetzen von Bülow und mir in der Debatte über die formule das Wort ergriff und in einer längeren Rede den Abschluß einer Zollunion zwischen Frankreich und Deutschland empfahl; das paßte in dieser Lage wie die Faust aufs Auge. Wir warfen dem sprachgewandten, klugen Übersetzer Schmidt beschwörende Blicke zu. Er nickte beruhigend zurück und gab in formvollendetem Französisch eine Übersetzung, in der kein Wort vom Zollverein vorkam. Bemerkt hatte diese Meisterleistung außer uns nur François-Poncet, der lächelnd sein Bärtchen strich.

Das Verdienst daran, daß die Franzosen mit uns nach London fuhren, teilten sich Laval und Brüning. Laval wollte sich nicht von seinen Verbündeten isolieren lassen, er war von Brünings Auftreten beeindruckt, er hoffte auf

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

eine künftige echte deutsch-französische Verständigung, so diktierte er aus dem Kopf, ohne sich ein einziges Mal zu verbessern, eine von den bisherigen Entwürfen völlig abweichende Formule, die in ihrer geschickten Fassung die Franzosen zufriedenstellen konnte und für uns annehmbar war. Es war zugleich ein großer Erfolg für die kluge und tapfere Politik Brünings und blieb sein größter diplomatischer Erfolg. Seine jedem Überschwang abholde Nüchternheit und Sachlichkeit, die Bescheidenheit seines Auftretens, die innere Sicherheit, die gerade in dem peinlichen Vermeiden des äußeren Scheins und des leisesten Selbstlobs zum Ausdruck kam, imponierten den Franzosen.

Beim Abschiedsessen verspätete ich mich, da ich für die Abfahrt am nächsten Tag noch allerlei Vorbereitungen zu treffen hatte. Als ich in den großen Saal des Quai d'Orsay kam, wo über 100 Menschen an einer langen Tafel saßen, wollte ich mich möglichst unbemerkt auf meinen Platz schleichen, aber Brüning hatte mich gesehen und winkte mich heran. Briand nahm meine Entschuldigung mit bezaubernder Liebenswürdigkeit entgegen. Ich mußte daran denken, daß Stresemanns Sekretär mir einmal erzählt hatte, Briand habe den kleinen deutschen Attaché behandelt, wie "ein Großvater seinen Lieblingsenkel".

In London brachte Brünings Art des understatements ihn den Angelsachsen bald nahe. Er verstand sich gut mit dem weißhaarigen Schotten Macdonald, Englands erstem Ministerpräsidenten aus der Labour-Party, der die Konferenz mit vollendeter Weltgewandtheit, gelegentlich mit etwas pastoralem Pathos und mit der Autorität leitete, die nicht nur seiner Stellung, sondern auch seiner lauteren Persönlichkeit zukam. Brüning sprach auf der Konferenz mit einzelnen Engländern, vor allem mit Sir Frederic Leith-Ross, dem Wirtschafts- und Finanzberater des Kabinetts, über die Möglichkeiten, die Reparationsfrage

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

endgültig zu regeln. Er legte Sir Frederic dar, daß dauernde Jahreszahlungen unmöglich seien, und daß Deutschlands Beitrag zur Beendigung der Reparationen höchstens in einer einmaligen Abschlußzahlung bestehen könne. Ein Jahr später sagte mir Sir Frederic in Lausanne, Brüning habe ihm in London vier Milliarden als Endzahlung angeboten.

Für einen Nichtengländer war die Teilnahme an der tea-párty, die im Sommer im Garten des Buckingham-Palastes alle durch Geburt und Stellung hervorragenden Persönlichkeiten des britischen Weltreichs vereinigte, ein unvergeßliches Erlebnis. Durch die 3 - 4.000 Menschen, die sich auf den Rasenflächen des Parks drängten, schritt das Königspaar auf dem Wege zu seinem Zelt zwanglos hindurch, nach allen Seiten grüßend und gelegentlich Bekannte anredend. Auf dem abgegrenzten Platz vor dem Zelt begrüßte dann das Herrscherpaar die zur Audienz Zugelassenen; man konnte hier die Spitzen an Geist, Adel und Stellung des Empire sehen, die Abordnungen aus fernen Ländern bestaunen, vor allem die Inder in ihren bunten Trachten, und interessante Gesichtsstudien treiben. In keiner anderen Gesellschaft Europas sieht man so viel Schönheit bei den jungen Mädchen und Frauen und so viel portweingerötete, weißhaarige Charakterköpfe unter den alten Herren, wie aus den Kupferstichen zu Dickens' Romanen geschnitten. Bei den älteren Damen wiegen die Pferdegesichter mit langen Zähnen vor, bei den jungen Männern durchtrainierte Körper, deren Köpfe noch keine Originalität besitzen.

Nach Schluß der Konferenz hatte ich noch im Reparationsausschuß zu tun, dessen Vorsitzender Sir Frederic war. Vor der ersten Sitzung lud er mich in seinen Klub zum Lunch ein. Als er festgestellt hatte, daß ich auch alter Oxford-Mann war und wir ein Jahr auf der "Varsity" zusammen verlebt hatten, war das Eis gebrochen. Ich konnte

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

mir fortan Anfragen und Einwendungen erlauben, die mir sonst eine scharfe Erwiderung eingebracht hätten. Denn der gefürchtete Mann, der über ein tiefgründiges Wissen in Wirtschaftsfragen verfügte, über die ökonomischen Verhältnisse in den europäischen Ländern genau Bescheid wußte und Ministerpräsidenten kleinerer Staaten des Kontinents in väterlich-gönnerhafter Form auf die Schulter klopfte, konnte Widerspruch nicht gut vertragen, ließ sich bei Sitzungen, die er leitete, nicht gern hineinreden und wurde unter Umständen recht ungemütlich. Ich kam dank der gemeinsamen Studienzeit gut mit ihm aus.

Schwierigkeiten entstanden bisweilen durch Übersetzungsfehler meines Dolmetschers oder durch Mißverständnisse. Als die Belgier einmal einen recht anspruchsvollen Antrag stellten, erzählte ich ihnen die bekannte Geschichte von dem Jungen, den seine Mutter fragte, ob er auf dem Esel reiten oder ins Konzert gehen wolle, und der antwortete, am liebsten würde er auf dem Esel ins Konzert reiten; so machten sie es auch, sie wollten mit ihrem Antrag zwei unvereinbare Dinge zugleich bekommen. Am Nachmittag waren die Belgier eisig und grüßten mich kaum. Ich bekam heraus, daß sie mir die Geschichte übelgenommen hatten; sie glaubten, ich hätte sie mit dem Esel gemeint.

Brüning hatte mir am letzten Abend in London auf meine Frage, wie ich mich im Ausschuß taktisch verhalten solle, nur die Weisung gegeben, ich solle es so gut machen, wie ich könne. Das war ein Zeichen großen Vertrauens, aber nicht das, was ich haben wollte. Ich habe dann in den zwei Wochen meiner Londoner Verhandlungen jeden Abend dem Auswärtigen Amt telegraphisch über das Ergebnis des Tages berichtet und mitgeteilt, was ich am nächsten Tag zu tun oder zu sagen beabsichtigte, falls ich keinen Gegenbefehl erhielte. Ich habe nie einen bekommen, überhaupt nicht das leiseste Lebenszeichen aus Berlin er-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

halten. Nach meiner Rückkehr ging ich zu dem zuständigen Ministerialdirektor im AA, dem klugen, immer lustigen, mir aus gemeinsamen Reisen als Liebhaber von Kalauern bekannten Dr. Köpke und beklagte mich, daß man mich die ganze Zeit ohne ein einziges Wort der Zustimmung gelassen hätte. Köpke lachte, sie seien begeistert gewesen, weil ich sie nicht um eine Entscheidung, sondern nur um einen etwaigen Gegenbefehl gebeten hätte; und dazu hätten sie keinerlei Veranlassung gehabt. Ich riet, es künftig in solchen Fällen nicht beim Schweigen zu belassen, sondern von Zeit zu Zeit ein zustimmendes Wort hinauszusenden. Die Vertreter draußen brauchten Ermutigung und Stärkung.

Dietrich hatte mich beauftragt, wegen Silberankäufen mit Sir Henry Deterding zu verhandeln. Ich lernte den berühmten Ölmagnaten kennen, der seit 1901 der Chef des Royal-Dutch-Shell-Konzerns war und ihn, in scharfer Konkurrenz zur amerikanischen Standard Oil Company, zu einem führenden Erdöl-Konzern entwickelt hatte. Er war dafür schlecht auf die Amerikaner zu sprechen, noch schlechter allerdings auf die Konkurrenten aus dem Osten, die Bolschewisten. Der Haß gegen den Bolschewismus führte ihn zu den Nationalsozialisten. Ich habe ihn nach 1931 nicht wiedergesehen.

Nach dem Tode des Prinzgemahls der Niederlande, Heinrich von Mecklenburg, kaufte er 1934 von dessen Erben das Rittergut Dobbin in Mecklenburg und wandelte es später in eine Stiftung für den Gauleiter Hildebrandt um. Dieser beabsichtigte, aus Dobbin und anderen Gütern eine Stiftung für Hitler zu machen, als nördliches Gegenstück zu Berchtesgaden. Daraus ist meines Wissens nichts mehr geworden. Göring sprach oft von seinem "Freunde" Deterding, der durch seinen Kampf gegen das russische Erdöl fest mit den Nationalsozialisten verbunden sei. Auf einem seiner mecklenburger Güter, wo er

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

sich viel aufhielt und die er als Erbe für seine zweite Frau und die Kinder aus der zweiten Ehe bestimmt hätte, standen - wie mir erzählt wurde - im Silberrahmen zwei Bilder mit den Widmungen: "Meinem lieben Deterding in Dankbarkeit für Ihre großzügige Spende des Reichsjägerhofs Rominten. Ihr Hermann Göring", und: "Sir Henry Deterding im Namen des Deutschen Volkes für Ihre hochherzige soziale Stiftung von einer Million Reichsmark. Adolf Hitler". Von diesen Spenden wußte ich nichts.

Als 1956 ein Dipl.-Ing. Herbert Kohlhoff an mich schrieb, er sei von amerikanischen Freunden, die ein Buch über Wirtschaftsführer schreiben und darin auch Deterding (+ 1939) behandeln wollten, beauftragt worden, über seine Beziehungen zur NSDAP Näheres festzustellen, inn interessierten vor allem die Spenden und die Regelung der Deterding'schen Erbschaftssteuer, wandte ich mich, da ich von beiden Sachen nichts wußte, an die zuständigen Referenten des früheren RFM. Von den Spenden, die Deterding bei seinem Besuch der Olympiade 1936 gemacht haben sollte, wußte keiner der Befragten etwas; in der Erbschaftssteuersache glaubte sich nur der Amtsrat Henckel, lange Jahre der gewissenhafte Expedient des Erbschaftssteuerreferats, dunkel an einen Fall Deterding zu erinnern. Es könne aber keine aus dem Rahmen des Üblichen fallende Sache gewesen sein, weil er sie sonst in Erinnerung behalten hätte. Wahrscheinlich habe es sich um einen Erlaß zur Milderung der Doppelbesteuerung gehandelt, da Deterding einen Wohnsitz in Deutschland hatte und somit sein ganzer Nachlaß der deutschen Erbschaftssteuer unterlag. Auch die "Schenkung" von Shell-Aktien an Churchill, die Deterding 1936 gemacht haben soll und die Professor Rheindorf-Göttingen in einem Briefwechsel mit mir aus dem Jahre 1961 erwähnt, war mir völlig unbekannt.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Im Dezember 1931 traten die Sachverständigen zu der im Young-Plan vorgesehen und im November von der Reichsregierung beantragten Prüfung der Reparationsfrage in Basel zusammen. Ich wurde von der Regierung bestimmt, als Vertreter Deutschlands vor dem Ausschuß das große Referat über die Finanz- und Wirtschaftslage Deutschlands zu halten. Ich bin heute noch stolz über die ehrenden und anerkennenden Worte, die mir der holländische Ministerpräsident Colijn hierüber aussprach.

In dem Unterausschuß, der den Sachverständigenbericht vorzubereiten hatte, griff der französische Vertreter die Sünden der deutschen Kommunen scharf an; sie hätten die jetzige Notlage Deutschlands verschuldet. Sollte ich nun das unverantwortliche Verhalten der Städte verteidigen? Damit hätte ich der Aufgabe, eine Lösung der Reparationsfrage vorzubereiten, einen Bärendienst erwiesen. Es widerstrebte mir auch, gerade in der Stellung, in der ich mich in Basel befand, eine Sache zu rechtfertigen, gegen die ich als Leiter der Etatsabteilung so oft protestiert hatte. Es war unentschuldbar, daß in dieser Periode äußerster finanzieller Not zahlreiche deutsche Gemeinden, an der Spitze Köln unter dem Oberbürgermeister Adenauer, sich Ausgaben für Grüngürtel, Schwimmanlagen, Sportstätten u.ä. gestatteten, die in keinem anderen Land möglich waren. Ich wußte, wie verzweifelt die Außenminister, Stresemann an der Spitze, die Reichskanzler, vor allem Brüning, die Hüter der Währung, Schacht und Luther, über Adenauer waren, der nur an Köln dachte und für wirtschaftliche Argumente unzugänglich war. Ich konnte aber auch die Fehler der Gemeinden nicht zugeben, dann hätte der Franzose mit seiner These recht behalten, bei einer verständigeren Gemeindepolitik könne Deutschland sehr wohl Reparationen zahlen.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Ich rettete mich aus dem Dilemma, indem ich ausführte, für das Gutachten der Konferenz komme es lediglich auf die jetzige Lage Deutschlands an; es sei unerheblich, welche Ursachen dazu geführt, daher auch, ob und gegebenenfalls welche Fehler deutscher Gemeinden mitgewirkt hätten, ich würde deshalb auf Vorwürfe gegen Handlungen der Vergangenheit nicht antworten. Colijn half mir. Ich schloß mit einer Wendung an Colijn: wenn man allgemein Fehler von Kommunen zur Debatte stellen wolle, könne ich auch Beiträge liefern; solle ich mit Rotterdam anfangen? Gerade kurz zuvor hatte Rotterdam infolge schlechter Finanzpolitik das seltene Beispiel des Bankerotts einer Großstadt gegeben. Colijn winkte entsetzt ab, der Ausschuß habe sich tatsächlich nur mit der gegenwärtigen Lage zu befassen. Dem Franzosen war der Wind aus den Segeln genommen, kein Ausschußmitglied kam auf die "Sünden der Kommunen" zurück.

Der Unterausschuß erstattete einen Bericht, wie er nicht objektiver sein konnte. Das Gutachten der Sachverständigen entsprach dem Bericht. Es wurde die klassische Grundlage zur Beurteilung der Wirtschaftslage Deutschlands und zur Lösung des Reparationsproblems. In den letzten Tagen gab es noch heftige Kämpfe, da der Franzose, Professor Rist, bei der Schlußfassung um jedes Wort kämpfte. Der Verfasser des Berichts in seiner endgültigen Form war Sir Walter Layton, der Herausgeber des "Economist" und Sachverständiger Englands, mit dem ich mich sehr anfreundete. Eines der drei Amendments zu einer zur Besänftigung von Rist vorgeschlagenen Kompromißformel trug auch meinen Namen. Ich konnte mit dem Ergebnis von Basel zufrieden sein und kam, erschöpft aber glücklich, am Heiligabend wieder in Berlin an.

Edi mit den Kindern war schon in Lemmersdorf, ich fuhr am Nachmittag des 24. mit der Bahn nach Prenzlau. Während der Fahrt trat Glatteis ein, wie ich es in dieser

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Form nicht wieder erlebt habe. Als ich aus dem Bahnhof heraustrat, lag ich bereits auf dem Pflaster. Das Lemmersdorfer Auto hatte umkehren müssen, die Kleinbahn ging nicht mehr, aber der Autobus nach Fürstenwerder versuchte es; er mußte die Bauersfrauen, die ihre Weihnachtseinkäufe in Prenzlau gemacht hatten, in die Nähe ihrer Dörfer bringen. Ich gab nach Lemmersdorf Bescheid und setzte mich, nicht allzu optimistisch, in den überfüllten Bus. Die abenteuerliche Fahrt überstieg meine Befürchtungen. Es ging einigermaßen, so lange wir auf der spiegelglatten Chaussee in der Mitte fuhren. Sobald uns aber ein Gefährt begegnete und wir, auch nur um eine Kleinigkeit, ausweichen mußten, drehten wir uns wie ein Brummkreisel. Dann mußten ein paar Männer aussteigen und den Bus wieder in die gerade Richtung schieben; das war nicht schwer, der Bus glitt wie auf Seife. Der fröhliche Fahrer überwand durch Scherze die Panik, die immer wieder auszubrechen drohte. Wenn er aber ankündigte, jetzt werde er seinen Hut in die Höhe werfen und wieder auffangen, und dazu die Hand vom Steuer nahm, schrien die Frauen gellend auf. Mit etwas Verspätung langte ich an der Haltestelle an, von der ein Feldweg nach Lemmersdorf abzweigte. Dort wartete auf mich der Schlitten, in dem drei unserer Kinder saßen, unter Pelzdecken vergraben.

Seit dem Herbst 1930 änderte sich das Vertrauensverhältnis zwischen dem Reichspräsidenten und Brüning. Schleicher brachte Hindenburg den Gedanken nahe, der "gute Heinrich" habe kein Glück. Seit einem Jahr versuche er, Krise und Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, und sie verschärften sich dauernd. Er mühe sich, des politischen Radikalismus Herr zu werden, und die radikalen Parteien nähmen reißend zu. Er wolle die österreichische Frage durch die Zollunion lösen, und die Großmächte verböten diesen Schritt. Der Feldmarschall war zu sehr Soldat, um nicht, wie Friedrich der Große von seinen

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

Generalen, auch von seinem Kanzler fortune zu verlangen. Der beginnende Zweifel, ob der sympathische und fähige Asket wirklich der geeignete Mann für den Posten des Reichskanzlers in dieser schweren Zeit sei, bekam auch noch von einer anderen Seite, von Hindenburgs ostpreußischen Freunden, und mit anderer Begründung Nahrung.

Die Krise hatte auch in der Landwirtschaft zu einer Notlage geführt. Sie äußerte sich beim Kleinbesitz in einer Senkung des Lebensstandards, beim Großbesitz, wie ich es oft genug von Bekannten und Verwandten hörte, in einer außerordentlichen Schuldenzunahme. Der Gefahr von Zusammenbrüchen größeren Umfangs trat das Reich durch eine Entschuldungsaktion entgegen; ursprünglich wandelte man lediglich kurzfristige Schulden in langfristige Amortisationskredite um, dann sah man Kürzungen bei den Schulden vor, schließlich nahm man Zuschüsse des Reiches in Aussicht. Bei diesem Verfahren mußten sich die Gläubiger weitgehende Beschränkungen ihrer Forderungen gefallen lassen, den Betriebsinhabern wurden Landabgaben, Betriebsüberwachung, treuhänderische Verwaltung auferlegt, das Reich setzte erhebliche öffentliche Mittel ein.

Die Beurteilung dieser Subventionsaktion wurde dadurch erschwert, daß die Zusammenbrüche auf ganz verschiedenen Ursachen beruhten. Der Gefahr waren in erster Linie die schlechten Betriebe ausgesetzt, die entweder durch ihre Bodenverhältnisse sich für die Landwirtschaft nicht eigneten, wie Sandböden in Hinterpommern, die besser zur Aufforstung getaugt hätten, oder deren Besitzer von der Landwirtschaft nichts verstanden oder einen die Leistungsfähigkeit des Betriebs übersteigenden Lebensaufwand trieben. Daneben gab es aber auch besonders gut betriebene Wirtschaften, die, aus eigener Initiative oder den wiederholten Aufrufen der Regierung folgend, ein ausgedehntes Intensivierungsprogramm durchgeführt, sich hoch verschuldet hatten und dadurch in Schwierig-

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

keiten geraten waren. Der Besitzer eines solchen Betriebs sah es als bürokratische Unfähigkeit oder als Feindseligkeit gegen den Großbesitz an, wenn aus seinem hochintensiven Betrieb, in dem alle Teile aufeinander abgestimmt waren, wertvolle Stücke abgegeben werden sollten, deren Fehlen einen Produktionsrückgang bedeutete. Umgekehrt betrachteten es die Bauern oder Handwerker eines Dorfes ebenfalls als Bürokratismus oder als Schiebung, daß der unter "Osthilfe" geratene Großgrundbesitzer weiter in seinem Schlosse wohnte und seinen Lebenszuschnitt nicht merklich änderte. Die eine Richtung entrüstete sich darüber, daß öffentliche Mittel als Subventionen schlechter Betriebe und fauler Betriebsführer verschleudert würden; die andere beschuldigte die Osthilfe des ausgesprochenen oder in der Wirkung ihm gleichkommenden "Bolschewismus". In beiden Kritiken steckte ein richtiger Kern, beide Richtungen verfügten über eine ausreichende Zahl von "Fällen", mit denen sie ihre Anklagen wirkungsvoll begründen konnten.

Ich wurde von meinem Schwager Fritz Zitzewitz, der in Berlin die Zentralstelle zur Umschuldung leitete, und durch meinen Referenten für die Osthilfe über das Problem genau informiert. Ich wußte, daß Hindenburgs ostpreußische Standes- und Berufsgenossen Brüning beschuldigten, ein verkappter Bolschewist zu sein. Von allen Vorwürfen, die man gegen den Kanzler erheben konnte, war das der unberechtigtste. Wenn man ihn mit den Unvollkommenheiten der Osthilfe begründete, so lag hier eine tendenziöse Schwarzfärberei oder eine unverantwortliche Übertreibung vor.

Der Klügste der Ostpreußen war der alte Oldenburg-Januschau, mit allen Fehlern und Vorzügen ein echter Vertreter ostelbischen Junkertums. Einst war er einer der witzigsten und schlagfertigsten Redner des Reichstages gewesen, den die Konservativen an schweren Schlacht-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

tagen ins Feuer schickten. Sein berühmtes Wort von dem Leutnant und den 10 Mann, die zur Schließung des Reichstages völlig ausreichen würden, hätte ihm Zuschriften und Geschenke aus aller Herren Länder in solchen Mengen eingetragen, daß zwei Zimmer in Januschau nur mit ihnen angefüllt wären. Dann hatte er sich aus der Politik zurückgezogen und sich auf die Verwaltung seines Besitzes beschränkt, den er, auch auf diesem Gebiet hervorragend tüchtig, ständig durch Ankauf erweiterte, die Klagen über die allgemeine Not der Landwirtschaft damit Lügen strafend. Er war ein Jugendfreund von Onkel Wilhelm Schwerin und kannte auch meinen Adoptivvater gut. So oft ich ihn traf, sagte er mir, ich solle dafür sorgen, daß Lemmersdorf sich nicht verschuldete; die Schulden seien das Unglück der Landwirte. Jetzt war er wieder im Reichstag eingezogen, und die Abgeordneten drängten sich um die Rednertribüne, wenn der alte Haudegen mit seiner hellen, hohen Kommandostimme eine Rede hielt, die immer noch in Form und Gehalt über die sonst üblichen hinausragte.

Hatte man Oldenburg im Vorkriegsreichstag gelegentlich Arm in Arm mit dem alten Bebel, dem großen Führer der Sozialdemokraten, durch einen der Wandelgänge des Reichstages gehen sehen, so konnte man jetzt beobachten, wie der alte Ostpreuße einen vorn im Reichstag neben ihm sitzenden jungen Nationalsozialisten, einen Dr. Goebbels, den Arm um die Schulter legte und väterlich auf ihn einredete. Er achtete in ihm einen tapferen Kämpfer und eine mannhafte Überzeugung. Persönlich war er völlig vorurteilslos, sachlich voller Vorurteile. Er war mit Haut und Haaren Altkonservativer und Monarchist, jede andere Ansicht stieß bei ihm auf ablehnende Verachtung oder mitleidiges Lächeln. Als Landwirt besaß er eine handfeste Geschäftsgewandtheit, die ihm bei der Verwaltung des eigenen Besitzes wie bei der Vertretung der Interessen des Berufs mit "festen markigen Knochen auf

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

der wohlgegründetendauernden Erde" stehen ließ. Mut und Mutterwitz ließen ihn in allen Lagen ein treffendes, Dinge und Menschen scharf umreißendes Urteil fällen. So sagte er dem Kaiser im Kohlrübenwinter 1917, als der ihn nach der Ernährungslage in Deutschland fragte, in Anspielung auf das bekannte Kaiserwort zu Kriegsbeginn: "Ich kenne keine Kartoffeln mehr, ich kenne nur noch Wruken". Der Kaiser hörte es nicht gern.

In Hindenburgs Stab hatte Oldenburg als Ordonnanzoffizier im ersten Weltkrieg die Schlacht von Tannenberg miterlebt. Seitdem verband ihn eine große Freundschaft mit dem Feldmarschall. Beim Reichspräsidenten fiel das Wort des Freundes, das zugleich das Urteil eines klugen, bedeutenden Mannes war, stark ins Gewicht. Oldenburg hatte mit seinem Gespür für echten Wert die Bedeutung Brünings erkannt. Er freute sich, als der Kanzler ohne Reichstag regierte. Aber im Laufe der Zeit vermißte er an Brüning Energie und Entschlossenheit. Auf dem Gebiet der Osthilfe war Oldenburgs Urteil notwendigerweise einseitig und gefärbt. Hier konnte der alte Junker nicht aus seiner Haut heraus. Er vermochte die andere Seite der Medaille nicht zu sehen - und wollte es vielleicht auch nicht. Für ihn war der Kanzler erledigt, als er zuließ, daß eine Reihe von Großgrundbesitzern mit alten, aus der Geschichte Ostpreußens bekannten Namen den ererbten, seit Jahrhunderten ihren Familien gehörenden Besitz mit dem weißen Stab verlassen mußten. Oldenburgs Kritik schlug bei Hindenburg verwandte Saiten an. Auch an ihm ging diese Besitzumschichtung nicht ohne Eindruck vorüber. So trat in seinem Verhältnis zu Brüning eine Abkühlung ein, die dem alten Herrn vielleicht gar nicht bewußt wurde, die aber überaus folgenschwer war. Denn das Vertrauen des Reichspräsidenten war, mangels einer zuverlässigen Parlamentsmehrheit, die einzige Grundlage, die Brünings Stellung trug; und dieses Fundament begann, brüchig zu werden.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Im April 1932 war ich in Badenweiler zur Kur. Nach den großen Anstrengungen des vergangenen Jahres, in dem ich keinen Tag aus der Arbeit gekommen war, mußte ich einmal Atem schöpfen, und ging in das Bad, das schon ein beliebter Bade- und Kurort in der Römerzeit gewesen war und das auch Brüning besonders gern besuchte. Er hielt sich auch damals wieder in einem katholischen Sanatorium dort auf. Ich wollte ihn aber in seiner Stille und seinem Erholungsbedürfnis nicht stören und meldete mich daher nicht bei ihm. Aber er hatte von meiner Anwesenheit erfahren und lud mich gleich zum Frühstück ein. Als er bei dieser Gelegenheit feststellte, daß ich passionierter Wanderer sei, verabredete er sich mit mir für den nächsten Tag zu einem gemeinsamen Gang auf den "Blauen", den beherrschenden Berg des Südschwarzwaldes.

So bestieg ich den schönen Berg zum dritten Mal. 1918 war ich mit Edi zum ersten Mal dort oben gewesen. Während der Baseler Konferenz im Dezember 1930 war ich im Auto des deutschen Mitglieds des Direktoriums der BIZ, der Internationalen Bank in Basel, hinaufgefahren. Der dritte Besuch war der interessanteste. Ich habe in meinem Buch "Es geschah in Deutschland" mein Gespräch mit Brüning, bei dem ich ihn fragte, warum er die Nationalsozialisten nicht schon längst in die Verantwortung gebracht habe, eingehend geschildert. Brüning setzte mir die Gründe auseinander, aus denen er das bisher nicht habe tun können, fügte aber hinzu, daß er jetzt mit Führern der Nationalsozialisten in aussichtsreichen Verhandlungen stehe.

In diesem Buch habe ich auch von dem zweiten Teil unseres Gesprächs erzählt, in dem mich Brüning fragte, was für Menschen ich für den Nachwuchs im Auswärtigen Dienst für besonders geeignet hielte. Er selbst sagte mir, der Nachwuchs müsse die Gabe haben, sich ungezwungen in ausländischen Gesellschaften zu bewegen, ohne sich zu sehr beeindrucken zu lassen, ohne aber auch in den entgegen-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

gesetzten Fehler zu verfallen, zu selbstbewußt aufzutreten. Er müsse ferner in der Lage sein, ein fremdes Volk zu verstehen und die Äußerungen seiner Vertreter richtig zu werten, müsse aber auch ein instinktiv reagierendes nationales Gefühl haben, dessen Fehlen für den auswärtigen Dienst eines Landes ebenso gefährlich sei wie die meist aus einem Minderwertigkeitsgefühl herrührende Übertreibung. Diese Gaben scheine ihm der ostdeutsche evangelische Adel am stärksten in sich zu vereinigen. Ich kannte Brünings Vorurteilslosigkeit, aber ich war doch überrascht, daß der katholische Gewerkschaftler aus dem Westen ausgerechnet den vielgeschmähten ostelbischen Junker als besonders geeignet für den Auswärtigen Dienst bezeichnete.

Ich entgegnete, seine Auffassung finde in der Geschichte eine Bestätigung. Denn einmal entstamme Bismarck selbst dieser Kaste, und auch sein größter Gegner könne ihm die diplomatische Gewandtheit nicht abstreiten, und zweitens habe er den auswärtigen Dienst, mit dem er seine großen Erfolge errungen habe, in der Hauptsache der gleichen Schicht entnommen. Später sei man leider dazu übergegangen, allzugroßen Wert auf Vermögen zu legen und infolgedessen der geldbesitzenden Schicht adliger und bürgerlicher Provenienz einen zu großen Anteil einzuräumen. Das Vermögen scheine mir aber als Eignungsmerkmal ebenso falsch zu sein wie die nach dem Kriege vielfach einsetzende Gepflogenheit, die Parteizugehörigkeit zum ersten Erfordernis der Eignung zu machen. Die immer mehr zunehmende Bedeutung wirtschaftlicher Fragen für den auswärtigen Dienst mache es aber immer weniger möglich, den Anwärter aus einer bestimmten Schicht, oder wenigen Schichten der Bevölkerung zu entnehmen. Eine gesunde Mischung aus allen Schichten sei erforderlich.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ich schloß, indem ich Brüning sagte, er habe bei seinem Urteil sicher eine bestimmte Persönlichkeit im Auge, die er auf der einen Seite als einen typischen Vertreter des ostdeutschen Adels, auf der anderen als besonders geeignet für den Auswärtigen Dienst ansehe. Ob er mir sagen könne, an wen er denke. Brüning lächelte, ich hätte tatsächlich Recht, er habe an den Grafen Dohna-Finckenstein gedacht. Ich kannte den Grafen nicht, hatte aber viel von ihm und der Gräfin gehört, zuletzt durch Edi's Vetter, den Oberforstmeister Kurt Plettenberg. Den besuchte, als er in Königsberg arbeitete, der bayrische Kronprinz Albrecht. An dem Tage war gerade großer Ball in der Königsberger Ressource. Kurt nahm den Prinzen, der erst widerstrebte, dann zur Bedingung machte, daß er nicht offiziell begrüßt würde, mit auf den Ball und übergab ihn der Gräfin. Sie konnte, das wußte Kurdel, auch den schüchternsten Jüngling zum Reden bringen. Der Bayernprinz amüsierte sich denn auch bestens und wollte nicht nach Hause, als der Graf kam und seine Frau abholen wollte. Er bat die Gräfin, doch noch ein bißchen zu bleiben und sagte schließlich, auf ihren Mann weisend: "Lassens doch den Lahmarsch allein nach Hause gehen!" Diese bayrische Ausdrucksweise war nicht böse gemeint, nur kannte man sie in Ostpreußen noch nicht.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß der Graf einer der wenigen ostpreußischen Granden gewesen ist, die frühzeitig den Weg zum Nationalsozialismus fanden. Die Mehrheit stand ihm nicht nur abwartend, sondern kühl ablehnend gegenüber. Leidenschaftlich wurde der Gauleiter Koch abgelehnt. Es ist einer der bitteren Witze der Geschichte, daß man heute vielfach den Adel allgemein als eine der das Nazitum fördernden Kräfte ansieht, während ihn die große Masse der Nazis, Hitler an der Spitze, als "Reaktion", die ebenso gefährlich sei wie "Rotfront", erbittert bekämpfte, auch schon vor dem 20. Juli 1944, an dem er mit einem ungewöhnlich hohen Prozentsatz beteiligt war.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Zu weiteren Spaziergängen mit Brüning kam es nicht. Ich mußte meinen Kuraufenthalt in Badenweiler schon nach wenigen Tagen abbrechen und mich auf eine der zahlreichen kleineren Auslandskonferenzen begeben, auf denen Völkerbundsanleihen an Österreich u.ä. behandelt wurden. Ich fuhr nach London und mußte Ende Mai in gleicher Sache nach Paris fahren. An einem Sonntag war ich in Hecklingen zur Beisetzung meines Vetters Gustolf Trotha. Am Abend war ich in Rathmannsdorf am Krankenbett meines ältesten Bruders, des Kreisdirektors. Er hatte im Jahr vorher einen Schlaganfall erlitten und siechte seitdem dahin. Nun hatte er erneut einen Schlaganfall bekommen und lag in halber Bewußtlosigkeit; es hieß, Abschied zu nehmen. Als ich an sein Bett trat und meine Schwägerin ihm meinen Namen nannte, öffnete er noch einmal die Augen, und ein Strahl des Erkennens ging über sein Gesicht. Als ich am Montag Vormittag in Paris ankam, fand ich im Hotel zwei Telegramme vor. In dem einen wurde mir der Tod meines Bruders mitgeteilt, er war bald nach meiner Abreise gestorben, die Beisetzung sollte am 2. Juni sein. Das andere Telegramm berichtete, Brüning sei zurückgetreten.

Wie mir später erzählt wurde, hat bei einem Vortrag Hindenburg ihm in offenbar etwas unfreundlichem Tone Vorhaltungen über verschiedene Dinge, auch über die Osthilfe, gemacht. Brüning hat mit der Bitte um Demission geantwortet. Der sensible Mann scheint also gar nicht den Versuch einer Aufklärung gemacht zu haben. Wahrscheinlich hätte es auch nichts mehr genützt. Der Vertrauensschwund war beim Reichspräsidenten doch bereits zu weit fortgeschritten, und der in diesem Punkt besonders empfindliche Brüning sah schon den leisesten Zweifel oder Vorwurf, einen Schatten auf der freundlichen Stirn Hindenburgs, als ausreichenden und notwendigen Anlaß für sein Ausscheiden an. Wenn Schatten immer stärker die Stirn des Reichspräsidenten umwölkten, so trugen daran

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

weniger die Ostpreußen Schuld, als vielmehr Schleicher, der den "guten Heinrich" für einen Pechvogel hielt, bei dem alle Tüchtigkeit den Mangel an fortune nicht ausgleichen konnte. Er verfiel nicht erst nach Brünings Ausscheiden auf Papen, er hatte diese Riesenüberraschung seit langem in Petto. Der aufgehende Stern seines Freundes Fränzchen begann um so heller zu strahlen, je mehr ostpreußische und andere Wolken Brünings Gestirn verdunkelten. Mehrere Tage vor Brünings ominösem Vortrag war Papen in Berlin, um von Freund Kurtchen zum Kanzler kreiert zu werden.

In Paris bestürmten mich die Konferenzteilnehmer mit der Frage: "Wer ist Papen"? Ich wußte es nicht, der Botschafter von Hoesch auch nicht. Natürlich wußten wir, daß er Offizier gewesen war und jetzt rechtsstehender Zentrumsabgeordneter im Preußischen Landtag war. Hoesch erinnerte sich auch dunkel, daß er als Militärattaché in Washington Pech mit einer Aktentasche gehabt hatte und als persona ingrata Amerika hatte verlassen müssen. Aber wir rätselten, als ich bei Hoesch Tee trank, beide daran herum, welche Kräfte, Überlegungen und Erwartungen ihn in diesem schwierigen Augenblick in die Stellung des Reichskanzlers berufen haben mochten. Das Kabinett war rasch beisammen. Es fehlten nur noch der Außen- und der Finanzminister. Für diesen Posten wurden Schmitz, der Finanzgewaltige der IG Farben, und Schmidt, der Generaldirektor der Allianz, genannt. Ich kannte nur Schmitz von den Konferenzen in London und Basel her und hielt ihn nicht für sonderlich geeignet, zum mindesten nicht für Verhandlungen mit dem Ausland in Reparationsfragen. Aber dann hieß es, beide hätten abgelehnt, und nun fiel mein Name.

Am Dienstag verdichteten sich die Nachrichten von meiner Ernennung, am Abend lag ich nach den Pressemeldungen allein noch im Rennen. Es war eine witzige Idee von

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Hoesch, drei französische Abgeordnete, die bei der nächsten Regierungsbildung für den Finanzministerposten in Frage kamen, und mich zum Frühstück in die Botschaft einzuladen; wir sollten uns über die Reparationen einigen. Es war ein wunderbares Frühstück, bei dem es die dicksten und zartesten Spargel gab, die ich je gegessen habe. Aber der Zweck wurde nicht erreicht. Wir einigten uns nicht. Von den drei Abgeordneten wurde tatsächlich Georges Bonnet Finanzminister, aber erst in dem Kabinett, das Paul Boncourt im Dezember 1932 bildete. Mein Partner in Lausanne, Finanzminister in Herriots Kabinett, war Germain-Martin.

Ich fuhr in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch zurück nach Berlin. Ich konnte nicht schlafen. Einmal war im Nachbarabteil ein Hochzeitspärchen untergebracht, dessen fröhliche Verachtung des Schlafens bei den akustischen Verhältnissen des Schlafwagens auch den Insassen der Nachbarabteile den Schlummer raubte. Vor allem aber suchte ich zu einer Entscheidung zu kommen, wie ich mich einer Aufforderung Papens gegenüber, in sein Kabinett einzutreten, verhalten sollte. Ich überlegte hin und her. Ich konnte das Papen-Kabinett nicht als eine Lösung der politischen Krise ansehen. Es verbaute die vernünftigste Lösung, daß es nämlich, auf Grund innen- oder außenpolitischer Erfolge, den Mittelparteien gelang, den Abfluß ihrer Anhänger zu den Flügelparteien zu stoppen, allmählich Teile zurückzugewinnen und so wieder zu gemeinsamer positiver Arbeit fähig zu werden. Warum holte sich Hindenburg nicht den allseits geachteten Goerdeler? Der wäre der Mann für eine solche Politik gewesen, in ein von ihm gebildetes Kabinett wäre ich mit Freuden eingetreten.

Aber ich konnte mich nicht entschließen, Minister unter Papen zu werden, der im Reichstag niemals eine Mehrheit würde finden, ja nicht einmal das Spiel mit den Notver-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ordnungen würde fortsetzen können, das Brüning mit taktischer Meisterschaft beherrscht hatte. Ihn würde nicht wie Brüning eine die Auflösung fürchtende Reichstagsmehrheit "tolerieren". Papen würde schon bei der ersten Notverordnung genötigt werden, den Reichstag aufzulösen. Ein weiteres Anwachsen der Zahl und der Machtansprüche der radikalen Flügel würde das sichere Ergebnis sein. Das Experiment Papen würde in eine Kapitulation vor Hitler oder in einen offenen Kampf mit den Nationalsozialisten, in den Bürgerkrieg, führen müssen. Bei dem Papenkabinett konnte es sich nur um ein kurzes Übergangskabinett handeln. Ich hing an meiner Arbeit und wollte lieber Staatssekretär im Finanzministerium werden, statt meine Laufbahn als ministerielle Eintagsfliege zu beschließen. Dieser Meteorglanz blendete mich nicht.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kapitel 4: Papen- und Schleicherkabinett (1932)

In Berlin fand ich meinen Tisch im Ministerium bedeckt mit Zetteln, Briefen und Telegrammen, von Bekannten und Unbekannten, von denen die Hälfte mich inständig beschwor, mich von dem Husarenritt Papens fernzuhalten, die andere Hälfte mich ebenso inständig bat, unter allen Umständen, ohne Rücksicht auf die eigene Person, in das Kabinett einzutreten. Wäre ich nicht schon schlüssig gewesen, durch diese Ratschläge wäre ich nicht klüger geworden. Im Reichstag, wohin ich zu Papen bestellt war, saß im Zimmer des Staatssekretärs der Reichskanzlei nicht mehr Hermann Pünder, der aus der Finanzverwaltung stammende, immer hilfsbereite und gefällige, wohlgemute und gewandte, überall gern gesehene Rheinländer. Er wollte nicht unter Papen dienen. An seine Stelle war der Sohn des weltberühmten alten Planck getreten, Erwin Planck, einer der jüngeren Offiziere, die sich durch umfassende Bildung, schriftstellerische Begabung und politisches Interessiertsein hervortaten, der "Schleicher-Jünglinge". An Plancks kluge und liebenswürdige Persönlichkeit wie an seine ausgleichende und immer Auswege findende Tätigkeit werden alle gern zurückdenken, die ihn als Staatssekretär erlebt haben. Diese Zeit dauerte nur neun Monate, unter Hitler war Planck im Eisengroßhandel tätig, gehörte zur "Beck-Gruppe", entwarf mit Popitz und Jessen das neue Staatsgrundgesetz und wurde wegen Teilnahme am Attentat des 20. Juli hingerichtet.

Papen, den ich im Herrenklub schon gesehen hatte, mit dem ich aber hier zum ersten Mal sprach, setzte mir liebenswürdig und gewandt seinen Standpunkt auseinander. Durch den Rücktritt Brünings sei die Unfähigkeit des parlamentarischen Systems, das politische Problem Deutschlands zu meistern, offenkundig geworden und lasse sich nicht rückgängig machen. Daraus ergebe sich für den Reichspräsidenten die Notwendigkeit, entweder die Nazis

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

als stärkste Partei an die Macht zu bringen - das wolle er aber nicht -, oder ein von parlamentarischen Einflüssen und Bindungen befreites "Präsidialkabinett" zu berufen, das sich nur auf das Vertrauen des Präsidenten stützen und in sachlicher Arbeit politisch und wirtschaftlich die Ordnung in Deutschland herstellen solle. Auf dieser Grundlage werde sich allmählich wieder eine parlamentarische Gefolgschaft bilden. Da es keine Reichstagsmehrheit gebe, die eine Regierung schaffen könne, müsse eine Regierung dasein, die sich ihre Mehrheit schaffe. Ich sah, daß Papen weit davon entfernt war, sein Kabinett als Übergangslösung anzusehen, es vielmehr als Dauerlösung betrachtete, die den Keim einer völligen staatsrechtlichen Umgestaltung Deutschlands in sich trug. Ich legte ihm meine Auffassung dar. Er rief Meissner an, der den Reichspräsidenten informierte und sich nach einigen Minuten wieder meldete. Papen hörte ihn an und sagte, das solle er mir selbst mitteilen; er reichte mir den Hörer über den Tisch. Meissner begrüßte mich und erklärte, ich könne mich nicht weigern, der Präsident erblicke in dem Eintritt in das Kabinett Papen einen ihm persönlich zu erweisenden Dienst und Akt der Treue, er fasse mich am Portepee und lasse mir sagen, ein Offizier und Edelmann dürfe seinen alten Feldmarschall nicht im Stich lassen. Ich erwiderte Meissner, es erübrige sich jedes weitere Wort, ich nähme Papens Berufung an.

Ich war nur eine knappe Stunde im Reichstag und erreichte gerade noch den Zug nach Güsten, um an der Trauerfeier in Rathmannsdorf teilzunehmen. Die Beteiligung war sehr groß; die aus dem Herzen kommende Liebenswürdigkeit meines Bruders Dedo, sein warmer Sinn für den kleinen Mann, seine in den langen Jahren der Amtstätigkeit bewährte Gerechtigkeit hatten ihm eine Beliebtheit verschafft, die weit über den Kreis der nächsten Verwandten und Freunde hinausging. Als 2o Jahre später mein Freund

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Lude Bartels, damals noch in Naumburg wohnend, nach Rathmannsdorf fuhr, um mir zu berichten, wie es dort aussähe, fiel ihm auf, wie gut das Erbbegräbnis gepflegt und gehalten war. Als er den alten Diener Albert, bei dem sich die "Getreuen" zum Kaffee versammelt hatten, fragte, wer von ihnen so liebevoll für das Erbbegräbnis sorge, erhielt er die überraschende Antwort, diese Pflicht habe der (kommunistische) Landrat der Gemeinde auferlegt, das seien sie, habe er gesagt, ihrem alten Kreisdirektor schuldig. Die Teilnehmer an der Trauerfeier waren, da ich direkt aus dem Reichstag zum Bahnhof gefahren war, die ersten Menschen, denen ich meine Ernennung zum Minister mitteilen konnte. Alle freuten sich, einige waren besorgt, meine Schwägerin rief aus: "Ach, wenn Udo das doch noch erlebt hätte, er war immer so stolz auf seinen kleinen Bruder!" Da ich wegen eines Kohlenstäubchens, das mir auf der Fahrt von Paris nach Berlin ins Auge geflogen war, einen weißen Kopfverband trug, neckten mich die Vettern, es scheine ja schon bei der ersten Besprechung mit Papen heiß hergegangen zu sein.

Im Papenkabinett vertrat der Innenminister, der aus der preußischen Verwaltung stammende Freiherr von Gayl, der seit Jahren in Ostpreußen als Leiter einer der großen Siedlungsgesellschaften tätig war, am unbedingtesten die Unvermeidbarkeit des Präsidialsystems. Er glaubte an die Möglichkeit der Dauer des Kabinetts Papen und wich dem offenen Kampf mit den radikalen Flügelparteien nicht aus. Fest auf christlichem Boden stehend und von konservativer Einstellung, aber kein Scharfmacher, lehnte der kleine zierliche Mann mit den tiefliegenden Augen den Nationalsozialismus aus tiefstem Herzen ab, und zwar nicht nur die überspannten Rassenideen, sondern alle seine Gedanken, insbesondere den Führungsanspruch des Mannes aus Braunau. Gayl fürchtete auch, daß diese Bewegung das zur Folge haben würde, was Emile Paquet in ei-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

nem seiner lesenswertesten Bücher "le culte de l'incompétence" nennt, die Gefahr nämlich, daß die Inkompetenten nicht trotz, sondern wegen ihrer fehlenden Eignung an die Spitze kommen würden.

Zu den Ministern, die das Papen-Kabinett uneingeschränkt für eine ideale Lösung hielten, gehörte wegen seiner besonderen Freundschaft mit Papen auch der Verkehrsminister, der Freiherr von Eltz. Er war anfangs auch ein begeisterter Hitler-Anhänger. Nur in der Familie Eltz habe ich Hitler, der sonst keine Privateinladungen annahm, bei einem Abendessen im kleinen Kreise erlebt. Eltz hatte eine Tochter des bekannten Armeeführers von Hutier geheiratet und hatte fünf kleine Mädchen; der einzige Sohn ist im Zweiten Weltkrieg beim ersten Einsatz als 17-jähriger gefallen. Bei den erwähnten Abendessen waren außer meiner Frau und mir, die wir uns mit dem Ehepaar Eltz besonders gut standen, nur noch der General von Hutier und ein anderes Ehepaar eingeladen. Auf jeder Stufe des Treppenaufgangs, der im Verkehrsministerium in die Dienstwohnung des Ministers führte, brannte eine Kerze, und auf jedem Treppenabsatz standen in langen weißen Kleidern mit geöffneten Haaren, eine Kerze in jeder Hand, die Ministertöchter. Es sah reizend aus, höchstens ein bißchen sehr nach Prozession. Die Unterhaltung war beim Essen und nach dem Essen mühsam. Hitler bemühte sich, höflich zu sein, war aber häufig geistesabwesend. Er belebte sich immer erst, wenn er sich in einen Monolog flüchten konnte.

Der letzte der Barone, Magnus Freiherr von Braun, war ein hervorragender Verwaltungsbeamter und besaß einen alten Familienbesitz in Schlesien; als Ernährungsminister hatte er im Kampf um die "Kontingente", zahlenmäßig begrenzte Lebensmitteleinfuhren, immer ein vereinigtes Trio gegen sich, den Außenminister Neurath, dem an einer günstigen Stimmung des Auslandes lag, den Wirtschaftsminister Warmbold, dem es auf möglichste Ausdehnung des

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Außenhandels ankam, und mich als Finanzminister, der an hohen Einfuhrzöllen interessiert war. Solche sachlichen Differenzen wurden im Kabinett gründlich doch ohne jede persönliche Schärfe, durchgefochten. Nur Braun selbst verlor manchmal gegenüber der professoralen Länge der Warmbold'schen Ausführungen die Geduld und brachte eine etwas lebhaftere Note in die Debatte. Mein Schwager Zitzewitz machte einmal den Scherz, als Magnus Braun bei uns anzurufen und Edi zu fragen, was ich wirklich über die Kontingente dächte. Ich habe nie herausbringen können, was sie gesagt hat. Aber sie merkte bald, daß es nicht Magnus, sondern Zippel war, und sagte: "Jetzt erkenne ich dich, Du Schwein". Bei der nächsten Kabinettsitzung bat ich Braun, bei mir zu Hause nur anzurufen, wenn er sicher sei, daß ich da wäre. Sonst würde meine Frau an den Apparat kommen und , sobald er seinen Namen sagte, ausrufen: "Dich Schwein kenne ich". Braun freute sich sehr.

Die Sphinx im Kabinett war der Reichswehrminister, Kurt Schleicher. Keiner von uns wußte ganz genau, ob hinter der Oberfläche, die den General als den kalten Ehrgeizling, den rücksichtslosen Streber, den verschlagenen Spieler, den Spötter erscheinen ließ, der in seinem Berliner Jargon über alles seine schnoddrigen Witze machte, ein Herz schlug und ein Verantwortungsgefühl vorhanden war. Er war in der Armee nicht sonderlich beliebt, man traute ihm nicht, er war der Politiker im Offiziersrock, den man für die Reichswehr brauchte, mit dem man aber nicht allzu viel zu tun haben wollte. Aber es gab in seiner Umgebung ein paar Menschen, die nicht nur zu ihm hielten, sondern ihn verehrten und ihm blindlings folgten. Wenn Männer wie mein alter Generalstabsoffizier Bredow und Erwin Planck solche Stücke auf ihn hielten, dann mußte an ihm etwas dran sein. Ich erlebte es selbst in Gesprächen mit ihm, daß er ernst wurde, die Maske ablegte und ein Stück seines Wesens zeigte.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Dann merkte man, daß dieser Mann zwar ehrgeizig und selbstsüchtig war, aber ein Herz hatte und Verantwortung fühlte.

Schleicher war besser als sein Ruf und als die Rolle, die er der Außenwelt gegenüber zu spielen bemüht war. Er war kein guter Redner und machte im Reichstag keine glänzende Figur. Trotzdem überwand er seine Abneigung gegen das Hervortreten in der Öffentlichkeit und ließ sich bei Groeners Abgang zum Reichswehrminister machen. Ich konnte ihm nicht vergessen, daß Brünings Sturz vor allem auf sein Konto ging. Jetzt sah ich, daß seine Freundschaft mit Papen erst Risse bekam und dann in die Brüche ging, als Papen nicht mehr Kurtchens "Hut", sondern selbst Kopf sein wollte. Schleicher gebrauchte schließlich in Briefen und Gesprächen Ausdrücke über den alten Freund, über "Fränzchen", die an Schärfe und Bosheit nichts zu wünschen übrig liessen. Da konnte ich nicht mit. In dem sachlichen Streit zwischen beiden stand ich auf Schleichers Seite, aber menschlich fühlte ich mehr Sympathie für Papen.

Am 16. Juni 1932 versammelten sich die Staatsmänner der an den Reparationen beteiligten Länder Europas in Lausanne. Von England waren Mac Donald und Neville Chamberlain, von Frankreich Herriot und Germain-Martin, von Italien Grandi und Beneduce, von Rumänien Titulescu, von der Tschechoslowakei Benesch erschienen. Den beiden Engländern und dem Franzosen habe ich in meinem Buch "Es geschah in Deutschland" je ein Kapitel gewidmet.

Mac Donald, der "Prediger Europas", ließ gern sein schönes Organ ertönen. Er konnte beschwörend flüstern, hinreißend psalmolieren, aber auch das Wort zum Pathos drohenden Zorns anschwellen lassen. Kritiker nannten ihn einen Methodistenprediger. Seine Reden hatten auch etwas Pastorales, doch immer klang aus ihnen der Ton

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

der Überzeugung. Otto Braun sagte, er habe mehr vom politischen Gesundbeter als vom sachlich wägenden Staatsmann an sich. Sein Sozialismus kam vom Gefühl her, aber in der Außenpolitik vertrat er energisch Englands Interessen.

1924, als er zum ersten Mal Premierminister war, in der ersten englischen Labour-Regierung, und sein Kollege in Paris, Herriot, ebenfalls zum ersten Mal am Staatsruder, durch einen Vertrag mit England sein Innenpolitisches Ansehen aufpolieren wollte, haute ihn der Schotte kräftig übers Ohr. Ich lernte ihn 1931 bei der Londoner Konferenz kennen, die er, zum zweiten Mal an der Spitze einer Labour-Regierung, einberufen hatte, um im schlimmsten Krisenjahr den Abzug von Auslandskrediten aus Deutschland zu stoppen, und bewunderte seine Geduld und die Kunst seiner Verhandlungsführung. Beides fiel mir 1932 in Lausanne wieder auf, wo er, jetzt Chef der Koalitionsregierung, in der 1o Konservative, 5 Liberale und nur 4 nationale Labour-Abgeordnete sassen, die Mittlerrolle zwischen Deutschland und Frankreich übernahm.

Neville war ein Sohn des großen Kolonialimperialisten Joe Chamberlain, der, Kolonialminister unter Salisbury (1895 - 19o2), Initiator des Bündnisangebots an Deutschland war, das England damals mochte und das an Holsteins Starrsinn scheiterte, und Stiefbruder von Austen Chamberlain, der,Außenminister unter Baldwin (1924 - 1929), zusammen mit Stresemann und Briand den Locarno-Vertrag schloß. Neville war in seiner verständigungsbereiten Einstellung gegenüber Deutschland von der Politik des Vaters und des Bruders beeinflußt. Er war ein erfahrener Geschäftsmann und als Oberbürgermeister von Birmingham ein guter Kommunalpolitiker gewesen. Seine nüchterne, etwas trockene, unbedingt zuverlässige Art kennzeichnete ihn als Finanzminister. In dem Ministerausschuß arbeitete ich besonders gern mit ihm zusammen. Er war der beste

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Sachverständige im Ausschuß und unterstützte mich wirksam in dem Bemühen, ein Fälligwerden der drei Milliarden-Bonds, mit deren Hingabe wir die Reparationen endgültig aus der Welt schafften, so weit wie möglich hinauszuschieben oder sogar unmöglich zu machen. Als Chamberlain am letzten Tage der Konferenz unter Aufbietung aller Kräfte die letzten Hindernisse, die dem Abschluß noch entgegenstanden, aus dem Wege räumte, habe ich mich herzlich bei ihm bedankt.

1935 wurde das Koalitions-Kabinett Mac Donald durch ein konservatives abgelöst, an dessen Spitze erst Baldwin, von 1937 an Chamberlain stand. Sein Name verband sich untrennbar mit dem Abkommen von München, durch das die Sudetenkrise beendet wurde. München wurde ein Schulbeispiel dafür, daß Nachgiebigkeit den Appetit der Aggressoren nur anreizt, und Chamberlain wurde als Exponent einer falschen Befriedungspolitik verurteilt. Ich bin überzeugt, daß eine spätere Geschichtsschreibung seiner Persönlichkeit mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Sie wird nicht mehr mit Sicherheit behaupten, daß ein anderer Mann an Chamberlains Stelle und andere Maßnahmen anstatt München den Krieg verhindert haben würden. Sie wird aber feststellen, daß der Irrtum, dem Chamberlain zum Opfer gefallen ist, das Vertrauen in die Verläßlichkeit eines Diktators, nach ihm auch andere begangen haben, als erster Delano Roosevelt, als er Stalin bezaubern zu können glaubte. Sie wird schließlich der menschlichen Größe des Mannes, dem der Frieden in der Welt mehr galt als die eigene Laufbahn und das persönliche Prestige, die Ehrfurcht nicht versagen. Sein großer Gegner Churchill hat in einer seiner schönsten Reden, der Gedenkrede auf Neville Chamberlain im Parlament gesagt: "Neville Chamberlain hat mit vollkommener Ehrlichkeit und nach bestem Gewissen gehandelt und bis zur äußersten Grenze seiner gewaltigen Fähigkeiten und Autorität danach gestrebt, die Welt vor diesem schrecklichen Kampf zu bewahren".

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Eduard Herriot, dem beleibten Südfranzosen mit der grauen Haarmähne und der grollenden Stimme, sagten seine Kritiker nach, er sei ein Literaturkenner, der Goethe ebensogut zitieren könne wie französische - klassische und moderne - Dichter, aber ein Staatsmann sei er nicht. Er sei ein großer Redner, aber die sachliche Arbeit überlasse er grundsätzlich anderen. Als er 1925 zum ersten Mal Ministerpräsident wurde, beging er Unvorsichtigkeiten, brachte durch einen - unnötigerweise reaktivierten - Antiklerikalismus das Elsaß gegen sich auf, ließ sich in Chequers von Mac Donald hinter's Licht führen und wurde nach 1o Monaten gestürzt. Seine zweite Amtsperiode 1926 dauerte nur drei Tage. Nach den Wahlen im Mai 1932 kam er wieder, "unvermeidlich wie eine Katastrophe", schreibt der Herzog von Brissac in seinen Memoiren. Aus der Lausanner Konferenz durfte er nicht als Geschlagener heimkehren.

Papen, dem die deutsch-französische Verständigung besonders am Herzen lag, ging in den Gesprächen mit Herriot entgegen unserer Warnung stürmisch, nach unserem Gefühl zu stürmisch, vor. Er schlug den Franzosen einen gemeinsamen Fonds für die Erholung Europas, einen Konsultativpakt und ein Militärbündnis vor. Herriot sei zunächst, wie Papen berichtete, verständigungsbereit gewesen, habe dann aber eine Kehrtwendung gemacht, wohl unter dem Einfluß der Engländer, denen eine so weitgehende deutsch-französische Verständigung nicht in den Kram paßte. Jedenfalls bestand er in den Verhandlungen, die in der zweiten Konferenzwoche zwischen Deutschland und Frankreich über die Reparationen geführt wurden, unnachgiebig auf Zahlung.

Das Hauptverdienst an Lausanne kommt Mac Donald zu, der den von ihm vorgeschlagenen Kompromiß bei Franzosen und Deutschen durchsetzte. Daß Herriot aber in der dramatischen letzten Nachtsitzung über seinen Schatten sprang

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

und sich bereit fand, den Deutschen auf halbem Wege entgegenzukommen, war eine Entscheidung, die seinem Mut wie seiner staatsmännischen Klugheit Ehre machte.

Die ersten Tage der Konferenz waren mit den Eröffnungsansprachen der leitenden Minister im Plenum der Konferenz ausgefüllt. Dann kam die erste Phase der eigentlichen Verhandlungen: Engländer und Franzosen versuchten, zu einer einheitlichen Stellungnahme zu gelangen. Wir Deutschen hatten noch "frei" und konnten anderes unternehmen, das mit dem eigentlichen Konferenzthema nichts zu tun hatte. So nahmen wir an einem Bierabend teil, den die deutschen Studenten in Lausanne uns gaben. Die beiden Hauptgäste waren Papen und der österreichische Bundeskanzler Engelbert Dollfuß. Ich saß neben dem kleinen Österreicher und habe mich lange mit ihm unterhalten. Er war besonders an Fragen der Landwirtschaft, aus der er stammte, interessiert und in ihnen bewandert. Er hatte seine Lehrjahre in Deutschland verbracht und dort seine Frau gefunden. So fühlte er sich stark mit Deutschland verbunden. Im übrigen machte er mir eher den Eindruck eines listigen, bauernschlauen Politikers, als den eines überragenden Staatsmannes. Im äußeren Auftreten, in der Rede und im Gespräch überragte ihn Papen.

An einem heißen Nachmittag holte mich Papen zum Baden im See. In der Badeanstalt waren wir auf dem Wege von unseren Kabinen zu der in den See hinausführenden Brücke noch nicht weit gekommen, als Papen erkannt wurde. Im Nu waren wir von Photographen umringt, und nur dem energischen Eingreifen der Schweizer Polizisten war es zu verdanken, daß die Knipsflut abflauen mußte. Aber als wir von der Brücke ins Wasser gesprungen waren, sahen wir, wie die Hyänen sich auf der Brücke sammelten, um uns, wenn wir wassertriefend dem See entstiegen, erbarmungslos zu konterfeien. Wir schwammen weit hinaus, machten einen großen Bogen und gingen an einer ruhigen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Strandstelle an Land. Dort legten wir uns in den Sand und sonnten uns. Zwei niedliche Schweizerinnen, die neben uns lagen, richteten sich auf, um wieder ins Wasser zu gehen. Plötzlich stieß die eine ihre Freundin an: Mais c'est Mr. de Papen! Weg waren sie, aber im nächsten Augenblick wieder zurück, bewaffnet mit einem Bleistift und einem Stück Papier, und baten um ein Autogramm. Papen konnte den flehenden Augen und den unverkennbaren Reizen der sehr sommerlich gekleideten Schönen nicht widerstehen. Im Nu wurde die Nachbarschaft aufmerksam, und eine Massenwanderung setzte ein, die uns bald zur Flucht in die Kabinen zwang. Offensichtlich war Papen bekannt und nicht unbeliebt.

An einem Sonntag luden mich meine französischen Kollegen aus der Zeit, in der ich als Ministerialdirektor mit ihnen an Reparations- und Anleihekonferenzen teilnahm, zu einem Frühstück in einem der netten Seerestaurants in Vevey ein. Unter den Franzosen war auch Coulondre, der Chef der Handelsabteilung des französischen Außenamts. Im Verlauf des Gesprächs warf ich ihnen die engstirnige Halsstarrigkeit der Franzosen in Verhandlungen mit uns vor, sie mir die deutsche Artischockenpolitik, nach der wir, kaum daß wir ein Blatt verzehrt hätten, schon zum nächsten griffen. Ich erwiderte, es gebe eben Ziele, auf die kein Volk verzichten könne. Ich wüßte nicht, wie und wann wir sie erreichen würden, aber sicher sei, daß wir sie einmal bekommen würden. Allerdings bestehe die Gefahr, daß beim Pflücken der Appetit wachse und daß wir nach Blättern griffen, die nicht in den Bereich der Notwendigkeit gehörten. Sie könne aber vermieden werden, wenn die Franzosen die Artischocke rechtzeitig teilten. Wir trennten uns freundschaftlich, befriedigt von der Offenheit unserer Aussprache.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Sieben Jahre später traf ich Coulondre wieder, er hatte den Botschafterposten in Moskau mit dem in Berlin vertauscht, wo er Nachfolger François-Poncets wurde. Ich erinnerte ihn an unser Gespräch in Vevey, dessen auch er sich genau entsann. Auf meine Frage, welchen Eindruck Stalin ihm gemacht habe, erzählte er, daß er in den sieben Jahren seiner Botschaftertätigkeit Stalin nie zu Gesicht bekommen habe. An- und Abmeldung spiele sich vor Kalinin ab, der übrige diplomatische Verkehr mit Molotow. Auf meinen erstaunten Einwand, ich hätte angenommen, daß Frankreich und Rußland Verbündete seien, sagte er, das habe hiermit nichts zu tun. Er sei auch polizeilich genauso überwacht worden wie die übrigen Botschafter. Sobald er die Botschaft verlassen hätte, wären zwei Geheimagenten wie Schatten hinter ihm gewesen und hätten ihn überall hin begleitet. Wenn er zum Schwimmen gegangen wäre, hätten sie sich ebenfalls in einer Kabine ausgezogen und wären ihm ins Wasser gefolgt. Dabei habe er sich einmal den Scherz geleistet, nach der üblichen Zeit für das Ausziehen völlig bekleidet aus der Kabine herauszukommen, die Badeanstalt zu verlassen und beschleunigt in seinem Auto fortzufahren. Die Schatten hätten sich, obwohl in Badehosen, ohne Besinnung in ihr Auto geworfen und seien ihm gefolgt. Er habe sie besonders lange in diesem Zustand durch Moskau fahren lassen.

Am 24. Juni 1932, einem Freitag, fand die erste gemeinsame Sitzung der deutschen und der französischen Delegation statt. Wir trafen uns abends mit den Franzosen in einem kleinen Besprechungssaal ihres Hotels. Wir traten etwa 1o Köpfe hoch an, die Franzosen erschienen in einer Stärke von 4o. Es war sehr voll und sehr heiß. Am nächsten Tage, dem Sonnabend, wollten Herriot und Papen über das Wochenende nach Hause fahren. In der ersten Sitzung mußte daher jeder Zusammenstoß vermieden werden, damit nicht die beiden Regierungschefs durch eine daheim einsetzende Pressekampagne auf einen intransigenten

Institut für Zeitgeschichte / Archiv

Standpunkt festgelegt würden. Wir bereiteten eine Rede für Papen vor, in der die Lage des Reiches noch einmal zusammenfassend dargelegt, im übrigen die Notwendigkeit einer deutsch-französischen Verständigung dargelegt werden sollte.

Zu Beginn der Sitzung zogen sich Papen und Herriot zu einem Gespräch unter vier Augen zurück. Nach einer Viertelstunde kamen sie wieder, und Herriot verkündigte, sie hätten sich dahin geeinigt, daß die nächste Sitzung am Dienstag Nachmittag stattfinden, die heutige bis 21 Uhr dauern und durch ein Referat des Reichsfinanzministers eingeleitet werden sollte. Während der Übersetzung flüsterte ich Papen zu, worüber ich denn sprechen solle. Er antwortete: "Worüber Sie wollen, nur kein Wort über Reparationen, und bis 21 Uhr muß es dauern". Das war eine schöne Bescherung. Aber ich hatte einen rettenden Einfall. Ich wandte mich an Herriot, er selbst habe das Baseler Gutachten über die Reparationen die "Bibel der Konferenz" genannt. Nun sei aber seit der Abfassung ein halbes Jahr vergangen. Die Zahlen des Gutachtens seien durch die Entwicklung überholt. Wenn es also die Konferenzbibel sein solle, müsse man es auf den heutigen Stand bringen. Ich würde das Gutachten Punkt für Punkt durchgehen und die Berichtigungen mitteilen. Ein Aufatmen ging durch den Saal. Als der bekannte Dolmetscher Schmidt meinen ersten Satz übersetzte, rief Herriot:"Langsamer, langsamer!" und begann, mit kratzender Feder, die er umständlich in ein großes Tintenfaß tauchte, jedes Wort mitzuschreiben. Er trug so dazu bei, daß mein extemporierter "Bibelbericht" den Abend füllte. Schlag 21 Uhr war ich zu Ende. Als beim Verlassen des Raums Journalisten Herriot umdrängten und nach dem Ergebnis fragten, winkte er ihnen lächelnd ab, er könne nur mit Goethe sagen: "Mehr Licht!"

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Die eigentliche Diskussion, die am Dienstag, den 28. Juni begann, führte zu keinem Ergebnis. Ich hatte Sorge, daß, wenn die Frage der Abschlußzahlung erst in der allerletzten Phase auf der Tagesordnung erschiene, keine Zeit oder Lust da sein würde, über die Art der Zahlung zu sprechen. Die Modalitäten waren aber viel wichtiger als die Höhe der Zahlung. Wenn wir die Modalitäten so festlegten, daß die Zahlung praktisch nie getätigt werden konnte, dann war es gleichgültig, ob die Höhe 2 oder 3 oder 4 Milliarden ausmachte. Sie hatte nur ihren politischen Zweck zu erfüllen, sie mußte die goldene Brücke bilden, auf der die Franzosen ihren Rückzug antreten konnten, sie würde dann als papierene Forderung noch eine Zeitlang in den Akten geführt werden und allmählich aus der öffentlichen Diskussion verschwinden. Ich stand daher auf dem Standpunkt, man solle in der Frage der Höhe ruhig Konzessionen machen, um den Franzosen den Absprung zu erleichtern, aber bei den Zahlungsmodalitäten, deren Bedeutung nur den Sachverständigen bekannt, der Öffentlichkeit verborgen war, nicht um Haaresbreite nachgeben. Diese entscheidende Frage mußte rechtzeitig und ausreichend vorbereitet werden. Ich ließ deshalb Sir Walter Layton, den Herausgeber des "Economist", nach Lausanne kommen. Er war seit Jahren ein Rufer im Streit für die Beseitigung der Reparationen und einer der wenigen, die Bescheid wußten, daß wir bereit waren, eine abschließende Kapitalzahlung zu leisten. Layton kam sofort von London an.

Über die Modalitäten wurden wir uns bald einig. Layton sagte mir zu, den englischen Schatzkanzler Neville Chamberlain ins Bild zu setzen, dämit er richtig liefe, sobald diese Frage offiziell aufs Tapet käme. Er teilte meine Ansicht, daß wir in der Festsetzung der Höhe großzügig sein und den Franzosen entgegenkommen sollten. Er verstand aber auch Papens Lage, als ich ihm auseinandersetzte, ebenso wie Herriot nicht unter einen be-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

stimmten Betrag hinuntergehen könne, wenn er nicht von seinen Landsleuten gestürzt werden wolle, könne Papen nicht über eine bestimmte Summe in die Höhe gehe, ohne von den Nazis in die Wolfsgrube geworfen zu werden. Nur wenn Papen einen großen politischen Erfolg auf anderem Gebiet mitbrächte, könnte er einer Zahlung zustimmen, die in ihrer Höhe Herriot befriedigte.

Auf meinen Vorschlag sondierte Layton erst bei Mac Donald, dann bei Herriot, ob sie mit einer Streichung der Klausel des Versailler Vertrages, die Deutschland allein die Schuld am Kriege auferlegte, einverstanden sein würden. Sie waren es, Herriot allerdings unter der Bedingung, daß die Deutschen nie die Streichung offiziell fordern dürften; er werde freiwillig auf diese Klausel "im Geiste von Lausanne" verzichten. Ich informierte Papen und Neurath über meinen Alleingang. Beide freuten sich, ich mahnte Papen, den alliierten Staatsmännern gegenüber diese Frage nie zu erwähnen, weil das den Erfolg hinfällig machen würde, und Neurath sagte mir zu, er werde schon aufpassen, daß Papen nicht aus der Reihe tanzte. Leider verführte Papens Temperament ihn, bevor Neurath es hindern konnte, in der Besprechung der "Großen Sechs", seine innerpolitischen Schwierigkeiten zu schildern, zu deren Überwindung er einen großen Erfolg nötig habe, und dabei die Kriegsschuldfrage zu nennen. Damit war die Streichung erledigt.

Die Sitzung der Sechs bedeutete die Wendung in der Konferenz. Wir gaben hier unseren am Morgen noch in einer internen Sitzung der deutschen Delegation bekräftigten Standpunkt, noch kein Angebot einer Abschlußzahlung zu machen, auf. Aber Papen und Neurath sagten mir nicht Bescheid, sie "versetzten" mich. Ich war in einer schwierigen Lage, als ich in den Finanzministerausschuß geholt wurde, der aus den Finanzministern der Reparationsgläubiger bestand und unter Vorsitz von Mac Donald tagte,

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

und dieser mir eröffnete, die "Sechs" hätten soeben beschlossen, die Konferenz müsse zu einem Ende gebracht werden, und dazu müßte ich dem neu gebildeten Ausschuß einen Vorschlag über Höhe und Art einer deutschen Kapitalabfindung machen. Ich weigerte mich, einen solchen Vorschlag zu machen, und begründete meine Weigerung in stundenlangen erregten Debatten mit einer Reihe von Argumenten. Mac Donald ließ alle Register spielen, indem er mir bald in freundlichstem Ton zuredete, bald als Jupiter tonans meiner Halsstarrigkeit die Schuld am möglichen Scheitern der Konferenz beimaß.

Als wir uns nachts um 1 Uhr trennten, sagte er mir lächelnd, ich sollte es ihm nicht übel nehmen, daß er den ganzen Abend so stark auf mich habe drücken müssen. Seine Sympathie sei die ganze Zeit auf meiner Seite gewesen; er hätte nicht in meiner Haut stecken mögen. Ich war gerührt und dankte dem alten Schotten herzlich, konnte mir aber doch nicht versagen, ihm auszusprechen, daß seine Erklärung mir noch lieber gewesen wäre, wenn er sie mir vor unserer Aussprache hätte abgeben können, der ganze Abend wäre viel leichter für mich gewesen. Wir drückten uns lachend die Hand. Ich bin an dem Abend sehr müde ins Bett gesunken, froh, daß ich mich nicht hatte kleinkriegen lassen, dankbar für Mac Donalds großherzige Loyalität, betrübt über den Fehlschlag der so gut vorbereiteten Kriegsschuldaktion und etwas böse auf Papen, der sie versiebt hatte.

Am nächsten Tag wurden auf meinen Vorschlag die Erörterung der Abschlußzahlung und die Diskussion über die Modalitäten voneinander getrennt. Die Entscheidung über die Höhe war eine politische Frage, die von den Ministerpräsidenten gelöst werden mußte, die Modalitäten eine technische, die vor den Finanzministerausschuß gehörte. Die beiden Fragen sollten nicht in Abhängigkeit voneinander kommen, die Modalitäten sollten nicht als

Institut für Zeitgeschichte / Archiv

Kompromißobjekte bei den Verhandlungen über die Höhe verwandt werden. Das wollte ich vermeiden. Mit Hilfe der Engländer wurde mein Antrag angenommen. An den nächsten Tagen beschäftigte sich mein Ausschuß intensiv mit der Modalitätsfrage. Die Engländer waren durch Layton vorbereitet. Aber mit den anderen Ministern hatte ich große Mühe. Der geschäftskluge Belgier Franqui erkannte sofort die Bedeutung der Frage und merkte, daß ich die vom Reich auszugebenden Schuldverschreibungen mit so viel Voraussetzungen bepacken wollte, daß sie nie begeben werden konnten. Er war aber nicht geneigt, sie völlig zu Affen-Papieren, zu "monkeybonds", wie er sie nannte, werden zu lassen. So stritten wir uns munter um Viertel-, Halb-, Dreiviertel-monkey-bonds; ich war nicht gewillt, auf diesem für mich entscheidenden Gebiet auch nur um Fingerbreite nachzugeben. Und wir machten tatsächlich Fortschritte.

In der Zwischenzeit kämpften die Chefs um die Höhe der Abschlußzahlung. Schließlich boten wir 2 Milliarden an, während sich die Franzosen auf 4 Milliarden hatten herunterhandeln lassen. Aber diese letzte Differenz zu überbrücken, machte ungeahnte Schwierigkeiten. Ich trat, unterstützt von Neurath und Warmbold, unter der Voraussetzung, daß wir bei den Modalitäten nicht nachgäben, dafür ein, unser Angebot zu erhöhen. Über Layton hatte ich gehört, daß man in englischen Kreisen eine Kompromißmöglichkeit auf der 3 Milliarden-Linie sah. Aber das unter Gayl in Berlin tagende Rumpfkabinett, das über eine Lautsprecheranlage Ferngespräche mit Lausanne gemeinsam hören konnte, nahm offenbar an, wir begännen nervenschwach und weich zu werden, und wollte uns durch Bindung an einen gemeinsamen Beschluß stärken.

Neurath sagte den Berlinern, daß wir jede Einschränkung der uns gegebenen Vollmacht ablehnten. Als mir Gayl, nachdem ich den Stand der Verhandlungen dargelegt hatte,

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

erwiderte, sie dankten mir für meine Verhandlungserfolge, aber die Grenze von 2 Milliarden dürften wir nicht überschreiten, rissen mir die Nerven; ich schrie einige wütende Sätze in den Apparat und hing ein. Nach einer Weile klingelte es, und Gayl fragte, ob ich mich soweit beruhigt hätte, daß man wieder vernünftig mit mir reden könne. Ich müsse Verständnis für sie in Berlin haben, sie stünden ständig unter dem Druck der politischen Agitation und könnten besser als wir beurteilen, welche unübersehbaren Folgen eine Differenz von einer halben Milliarde auslösen könne. Sie wollten uns nicht in irgendwelche Abhängigkeit bringen, wir sollten die Verhandlungen nach bestem Können weiterführen, nur möchten wir vor dem Abschluß an die Lage in Berlin denken und, wenn irgend möglich, unter der schlimmen 3 Milliarden-Grenze bleiben. Das schafften wir nicht. Der Kompromiß von 3 Milliarden war das Äußerste, was durchgesetzt werden konnte. Mac Donald gelang es, in zwei langen Nachtsitzungen durch seine unerschütterliche Geduld und sein erprobtes Vermittlungsgeschick den Kompromiß zwischen Papen und Herriot herbeizuführen. Doch die zweite Nacht erschöpfte seine Kraft. Als am nächsten Morgen die letzten Fragen bereinigt werden sollten, war er erkrankt. Neville Chamberlain leitete die Schlußverhandlungen.

Der alte Schotte nahm am Schluß der Konferenz nicht mehr teil. Ich sah ihn zum letzten Male am Vormittag vor der entscheidenden Nacht in der letzten Sitzung des Finanzministerausschusses. Wir hörten draußen ein gewaltiges Dröhnen, es war der "Zeppelin". Wir gingen alle auf den Balkon hinaus und sahen ihn majestätisch über dem Genfer See dahinziehen. Es dauerte eine Weile, bis nach unserer Rückkehr in das Beratungszimmer der durch das Erlebnis tief beeindruckte Mac Donald die Besprechung wieder aufnahm. In unserem Ausschuß waren nur drei Fragen offen geblieben. Die Ausschußmitglieder erklärten schließlich, sie würden mit meinen Vorschlägen einverstanden sein,

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

wenn Frankreich zustimme. Aber Germain-Martin, schon unter Tardieu und jetzt wieder unter Herriot Finanzminister, weigerte sich. Wir mußten also versuchen, am Morgen nach der Entscheidungsnacht die Zustimmung der Franzosen noch zu erreichen. Wir sassen in Chamberlains Zimmer, die Franzosen im Nebenzimmer, Chamberlain und Leith-Roß gingen als Vermittler hin und her.

Es herrschte allgemeine Müdigkeit. Selbst Papen war erschöpft und fragte, ob wir wirklich auf den drei Punkten bestehen müßten. Neurath erklärte, wenn ich das für nötig hielte, müßten wir sie durchsetzen, jetzt scheitere die Konferenz nicht mehr, jetzt müsse man nur die Nerven behalten. In zwei Punkten setzten wir unseren Vorschlag durch, aber Chamberlain mußte sich große Mühe dabei geben; beim zweiten Mal kam er mitgenommen aussehend und mit schiefsitzender Krawatte von den Franzosen zurück. Beim dritten Punkt erreichte Leith-Roß, aber auch nur unter äußerster Anstrengung, eine für uns tragbare Fassung. Den Hauptwiderstand leistete übrigens nicht Herriot, sondern Germain-Martin. Als wir uns mit dem Ergebnis der Vermittlungsbemühungen einverstanden erklärt hatten, gingen die Türen auf, Papen und Herriot eilten auf dem Flur aufeinander zu und umarmten sich. Die Photographen traten in aufgeregte Tätigkeit, die Presse stürmte die Treppe herauf, der "Geist von Lausanne" entfaltete seine Flügel.

Germain-Martin aber schoß mit zornrotem Gesicht auf mich zu; ich hätte ihm die Jacke ausgezogen, dann die Weste - er knöpfte sie auf -, ob ich nun auch noch das Hemd haben wollte, er begann, es aus der Hose zu ziehen, ich winkte mit beiden Armen ab: O mon Dieu, non! Diesen Augenblick benutzte der allgegenwärtige Salomon zu einem seiner berühmten Schnappschüsse. Es war lange Zeit mein liebstes Bild. Als ich Germain-Martin Jahre später bei einem Frühstück in der amerikanischen Botschaft in Berlin wiedersah, begrüßte er mich mit besonderer Herzlich-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

keit, wir beide hätten doch wirklich positive Politik gemacht, wir hätten hart gerungen, aber schließlich durch gegenseitiges Nachgeben an der Weltgeschichte mitgewirkt.

Mit der Rechtspresse hatte ich am Tage zuvor eine bezeichnende Besprechung. Ich sagte den Herren von der deutschnationalen und der nationalsozialistischen Presse, die den Kampf gegen jede Schlußzahlung auf ihre Fahne hatten schreiben müssen, ich hätte mit ihnen loyal zusammengearbeitet, ich würde ihnen auch den jetzigen Stand der Dinge, die in das entscheidende Stadium getreten seien, in völliger Offenheit darlegen. Dann sollten sie mir, aber auch wirklich offen und wahrhaftig, sagen, was sie an meiner Stelle tun würden. Sie sagten Mann für Mann: natürlich unterschreiben! Ich dankte ihnen, ich hätte das nicht anders erwartet, nun würde ich es ihnen auch nicht übel nehmen, wenn sie in ihren Zeitungen über die Schlappschwänze schimpften, die ein so miserables Resultat nach Hause brächten. Aber die Kritik in der Rechtspresse war gemäßigt. Der von Gayl bei 3 Milliarden erwartete Sturm blieb aus.

Auch der Auswärtige Ausschuß des Reichstags unter Fricks Leitung zeigte wenig Lust, Kritik zu üben. Bei der Beratung passierte das drollige Mißgeschick, daß wir bis 1 1/2 Uhr tagen wollten, aber mit dem Bericht Neuraths und den aus dem Ausschuß gestellten Anfragen schon um 12 1/2 Uhr fertig waren. Die Regierung konnte aber nicht antworten, da Neurath nicht frei sprechen konnte und seine Antwort auf die Fragen erst über Mittag ausgearbeitet werden mußte. So wurde ich gebeten, dem Ausschuß durch eine einstündige Rede die Zeit zu vertreiben. Mein frei vorgetragener Bericht war lebendiger und farbenfreudiger als Neuraths eintönig vorgelesener Vortrag und machte den Abgeordneten erheblich mehr Freude.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Die Beschlüsse von Lausanne bedurften der Ratifikation. Aber in keinem Lande, auch nicht in Deutschland, ist sie je erfolgt. Rein formell blieb also der Young-Plan in Kraft. Trotzdem ist kein Reparationsgläubiger je auf diesen Plan zurückgekommen. Nicht einmal die Lausanner Abschlußzahlung ist jemals auch nur erwähnt worden. Die Monkey-Bonds verstaubten in den Akten. Die Reparationen waren eben tot, "dead as a doornail" hätte Dickens gesagt. Jeder war froh darüber, niemand wollte an den Leichnam rühren. Germain-Martin hatte schon Recht: wir hatten wirklich gute Arbeit in Lausanne verrichtet.

Am Schluß der Konferenz bat Luther den Reichskanzler, öffentlich zu erklären, durch Lausanne werde die Unabhängigkeit der Reichsbank nicht berührt. Papen war bereit, eine solche Erklärung abzugeben, unterließ es aber. Luther hat das als Bruch eines Versprechens angesehen und sich in seinen Erinnerungen bitter geäußert. Seine Witwe bat mich 1964 auf Grund eines Zeitungsartikels um nähere Auskunft über das Verhältnis ihres verstorbenen Mannes zu Papen. Ich schrieb ihr am 10.9.1964: "Ich erinnere mich, daß Ihr Mann am Schluß der Lausanner Konferenz die Reichsregierung um eine Erklärung bat, daß durch die Regelung der Reparationsfrage die Unabhängigkeit der Reichsbank nicht berührt werde, und daß ich gegen eine solche Erklärung keinerlei Bedenken hatte. Nur dunkel ist mir in der Erinnerung, daß wegen dieser Erklärung ein Streit zwischen Ihrem Mann und Papen ausbrach. Daß Papen sie in seiner Schlußrede deshalb ausgelassen habe, weil er die Rede mit Rücksicht auf Herriots kurzes Schlußwort habe kürzen müssen, hat Ihr Mann wohl mit Recht als eine fadenscheinige Ausrede angesehen. Die weitere Entwicklung habe ich nicht miterlebt, da ich nach der Lausanner Konferenz einige Zeit auf Urlaub war und daher an der Kabinettsitzung am 12. Juli nicht teilgenommen habe. Ich weiß daher auch nichts von der Entscheidung

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

des Kabinetts, man solle den Lausanner Erfolg nicht durch irgendwelche Erklärungen abschwächen. Ich könnte mir aber denken, daß das Kabinett, ohne von dem Versprechen, das Papen gegeben hatte, etwas zu wissen, folgendermaßen argumentiert hat: Wir haben in Lausanne die Reparationsabkommen de facto beseitigt; wir wollen jetzt keine formelle Erklärung abgeben, aus der man schließen kann, daß wir sie als de jure noch bestehend anerkennen; das würden wir aber tun, wenn wir - im Zusammenhang mit Lausanne - die Unabhängigkeit der Notenbank ausdrücklich anerkennen. Diese Argumentation mag überspitzt gewesen sein, sinnlos war sie nicht. Sie kommt nur in dem Schreiben Papens vom 12. Juli verzerrt zum Ausdruck.

Ihr Mann und Papen konnten nicht miteinander. Sie waren zu verschiedene Naturen und sprachen eine zu verschiedene Sprache. Papens Buch steckt voller Irrtümer, die meist auf Oberflächlichkeit zurückzuführen sind. Die Kritik Ihres Mannes, daß Papens Darstellung, er habe ihm "den Verzicht auf seine guten Dienste" angedroht und dadurch die Zustimmung Ihres Mannes zum "Papen-Plan" erzwungen, einer dieser "Irrtümer" war, da einmal Ihr Mann damals unabsetzbar war und zweitens Papen diese Drohung auch gar nicht ausgesprochen hat, ist in Ihrer Schärfe verständlich. Papen hat mir damals nie ein Wort davon gesagt, daß er mit der Drohung der Absetzung gearbeitet habe. Ich glaube auch nicht, daß er es getan hat. Aber ich könnte mir denken, daß er etwa gesagt hat, Regierung und Reichsbank müßten doch in der großen Frage der Krisenbekämpfung zusammengehen, daß Ihr Mann dem zugestimmt hat und daß sich später in Papens von Phantasievorstellungen beeinflußtem Gedächtnis die Auffassung herausgebildet hat, Ihr Mann habe sich erst unter einem gewissen Druck zur Zusammenarbeit bereit gefunden. Papens Kabinettsmitglieder haben öfter unter solchen Gedächtnisirrtümern gelitten".

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

An der zweiten großen Entscheidung der Papenregierung, dem Schlag gegen Preußen, war ich nicht beteiligt. Während der Kabinettsitzungen Anfang Juli, in denen er beschlossen wurde, war ich nicht zugegen, ich war auf Urlaub. Ich vermag daher aus eigener Kenntnis über die Vorgeschichte und die Durchführung der Preußenaktion nichts zu sagen. Ich kann nur den Eindruck im Kabinett wiedergeben; man war allgemein erstaunt, daß die Aktion so leicht und widerstandslos durchgeführt werden konnte. Man hatte vor allem von Braun und Severing härteren Widerstand erwartet. Aber der nun entstandene Zustand war unhaltbar. Die Exekutive war auf den von Papen eingesetzten Reichskommissar, den Essener Oberbürgermeister Bracht, übergegangen, doch das alte Kabinett betrachtete sich als die rechtsmäßige, nur tatsächlich an der Ausübung ihrer Befugnisse behinderte Regierung. Der Staatsgerichtshof unter Vorsitz des Reichsgerichtspräsidenten Bumke traf eine salomonische Entscheidung: die Reichsregierung hätte materiell recht, aber ihr formelles Vorgehen wurde verurteilt. Das Urteil zeigte aber auch den Weg auf, auf dem durch eine Notverordnung der "Formfehler" geheilt werden konnte. Dieser Weg wurde beschritten und damit einem unwürdigen und für die Öffentlichkeit nicht verständlichen Zustand ein Ende bereitet. In der unter Bracht's Leitung gebildeten kommissarischen preußischen Regierung war der frühere Staatssekretär Popitz als kommissarischer preußischer Finanzminister die hervorstechende Persönlichkeit. Er nahm auch an den Sitzungen des Reichskabinetts teil und spielte eine wichtige Rolle als Kritiker der Gesetzgebung, vor allem nach der staatsrechtlichen und verwaltungsmäßigen Seite.

An der dritten Aktion des Kabinetts, dem "Papen-Plan", war ich wesentlich beteiligt. Zunächst hätte Papen noch unter dem gleichen Druck gestanden, dem sich Brüning Jahre hindurch ausgesetzt sah, dem Druck der Kassennöte. Um sich eine Atempause zu verschaffen und in der da-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

durch gewonnenen Zeit Maßnahmen eines neuen Kurses einzuleiten, war es noch einmal notwendig, eine Notverordnung zu erlassen, die genau nach Brüning'schem Rezept deflatorische Maßnahmen brachte. Aber nach der Beseitigung der Reparationen war für die Regierung der Zeitpunkt gekommen, das Steuer herumzuwerfen, die Deflationspolitik aufzugeben und eine systematische Wirtschaftsbelebung in Angriff zu nehmen. Das war der neue Kurs, den der Papen-Plan einleitete. Ich mußte Luther zur Mitarbeit gewinnen und fand ihn dazu bereit. Ich arbeitete den Plan zusammen mit Warmbold und Syrup aus, aber die Federführung lag, schon wegen der Steuergutscheine, die den Kern des Plans bildeten, beim Finanzministerium. Ich mußte den Plan der Wirtschaft nahebringen und fand, als ich im Herbst 1932 auf einer Tagung der Industriellen darüber berichtete, starken Beifall.

Der Papen-Plan stellte finanziell einen Wendepunkt dar, den Übergang zur Krisenbekämpfung durch öffentliche Aufträge und Kreditausweitung. Er war der zweite große und bleibende Erfolg des Papen-Kabinetts. Ich bin stolz, daß ich gerade an diesen beiden Fragen, am Abkommen von Lausanne und am Papen-Plan, wesentlich mitgewirkt habe. Natürlich gab es beim Papen-Plan alle möglichen Reibungen. Warmbold widersprach den Tarifbestimmungen des Plans, auf die Papen großen Wert legte, Luther fühlte sich übergangen, Länder und Gemeinden arbeiteten langsam, der Landrat Oereke hatte einen eigenen Plan, mit dem er alle Türen einrannte, aber diese Schwierigkeiten ließen sich überwinden.

Schlimm war nur, daß die politische Lage sich laufend verschlechterte. Seit der Wahl am 31. Juli, die Kommunisten und Nationalsozialisten die Mehrheit brachte und eine Regierung ohne Nazis unmöglich machte, waren ihre Ansprüche grenzenlos gewachsen. Hitler verlangte die Kanzlerschaft und setzte sich für die Potemka-Mörder ein,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

die einen Menschen totgetrampelt hatten. Die Radikalisierung nahm bedrohlich zu. Ich denke nur mit Beschämung an das Satyrspiel im Reichstag zurück, als der Reichstagspräsident Göring die Wortmeldung Papens, der das Haus schon mit der bekannten, die Auflösungsorder enthaltenden "roten Mappe" betreten hatte, absichtlich übersah und, als Papen sich nachdrücklich zu Gehör zu bringen suchte, ihn mit der Begründung abwies, er könne, da sie bereits in der Abstimmung über das Mißtrauensvotum gegen das Kabinett seien, keine Wortmeldung mehr entgegennehmen. Papen knallte die Auflösungsorder auf das Präsidentenpult, das Mißtrauensvotum wurde mit überwältigender Mehrheit angenommen und die Minister, Papen an der Spitze, schlichen wie begossene Pudel aus dem Saal, begleitet von brausendem Gelächter und den Zurufen: Rücktritt, Rücktritt! Die Lage war peinlich, niemand wußte genau, ob die Reichstagsauflösung nach Annahme des Mißtrauensvotumsgegen die Regierung noch wirksam war. Würde sich der Reichstag als aufgelöst betrachten oder stand dem deutschen Volk das Schauspiel eines Ringkampfes zwischen Regierung und Parlament bevor, und welcher Unparteiische konnte entscheiden, wer den anderen auf die Schulter gelegt hatte? Das Kabinett beriet ernsthaft darüber, ob im Falle hartnäckigen Widerstandes Gewalt gegen den Reichstag angewandt werden müsse. Dann wäre das alte Rezept des Januschauers doch noch verwirklicht worden. Aber schließlich fügte sich der Reichstag in die Auflösung, die Abgeordneten gingen nach Hause, und die Vorbereitungen für die Neuwahl im November begannen. All dies konnte das Vertrauen in den Wirtschafts- und Finanzplan der Reichsregierung nicht verstärken.

Unter dem enttäuschenden Eindruck, daß die Nazis trotz des überwältigenden Wahlsieges im Juli nicht an die Regierung gekommen waren, trat bei der Wahl im November ein Rückschlag ein, der erste Rückschlag auf einer nun schon seit Jahren aufwärts führenden Erfolgsbahn. Immer-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

hin blieben sie auch jetzt noch mit 34 % aller Stimmen die weitaus stärkste Partei und weitaus stärker, als sie bei den Präsidentenwahlen im Frühjahr 1932 gewesen waren. Und eine grundlegende Änderung trat nicht ein, jedenfalls keine Stärkung des Kabinetts Papen. Im Gegenteil, jetzt verließen ihn auch die Deutschnationalen, die bisher seine einzige Stütze gewesen waren; Papen tat nach ihrer Ansicht nicht genug für die Landwirtschaft und gab den Ministern seines Kabinetts, die nicht kontingentsfreundlich waren, wie Neurath, Warmbold und mir, zu viel Spielraum.

Der ganze November war angefüllt mit Gerüchten und Verhandlungen, Intrigen und Drohungen. Papen stand vor dem Scheideweg: da er im Reichstag keine Mehrheit besaß und auch keine finden würde, hatte er nur die Wahl zwischen der Einigung mit den Nationalsozialisten und dem Verfassungsbruch. Denn das war es, wenn er den Reichstag immer wieder auflöste oder in anderer Weise in der verfassungsmäßigen Ausübung seiner Rechte beschränkte. Dieser Verfassungsbruch bedeutete den offenen Kampf mit den Nationalsozialisten, die sich dann ebenfalls der hemmenden Fesseln der Legalität entledigen würden.

An mich traten in diesen Tagen viele Menschen heran, vor allem aus Kreisen der Deutschnationalen und des Stahlhelms, mit den verschiedenartigsten Ratschlägen. Ich erinnere mich noch eines gutgemeinten Briefes eines alten Pommerschen Bekannten, der mich beschwor, die Tat Yorcks zu tun; aber er schwieg sich darüber aus, worin die Tat in der heutigen Zeit bestehen sollte. Für mich war die Naivität dieser Ratgeber der Rechten frappierend; sie nahmen für sich in Anspruch, Papen das consilium abeundi wegen mangelhafter Leistungen im Agrarfach zu geben, ließen aber gleichzeitig schweres Geschütz gegen jeden auffahren, der nicht entschlossen war, mit Papen durch dick und dünn zu gehen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Für mich, und ebenso für Neurath, war die Sache klar. Die Frage, ob wir die Nationalsozialisten gern hatten oder nicht, war falsch gestellt. Tatsache war, daß sie die stärkste Partei waren, daß die zwischen Nazis und Kommunisten zusammengepreßten Parteien keine Regierung bilden konnten, und daß das Kabinett sich nur auf zwei Faktoren stützen konnte, den Reichspräsidenten und die Reichswehr. Aber der Reichspräsident, der in die zweite Hälfte des neunten Lebensjahrzehnts eingetreten war und alles verabscheute, was auch nur nach Verfassungsbruch roch, bot nur eine schwache Stütze, und die Reichswehr?

In der Kabinettsitzung am 2. Dezember 1932 schlug Schleicher vor, den Major Ott, später Militärattaché und Botschafter in Tokio, über ein Kriegsspiel berichten zu lassen, das er kürzlich geleitet hatte und bei dem die Lage der Reichswehr im Kampf nach zwei Fronten durchexerziert worden war. Mit der Nüchternheit und Klarheit des gut geschulten Generalstäblers kam Ott in einem einstündigen Vortrag zu dem Ergebnis, daß die jungen Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich, ebenso die jungen Unteroffiziere und Mannschaften, wenn nicht bereits nationalsozialistisch infiziert, so doch von der Überzeugung durchdrungen wären, daß man zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten einen grundsätzlichen Unterschied machen müsse. Sie würden nach links kämpfen, nach rechts nur zur Selbstverteidigung, wenn sie angegriffen würden, sonst nicht. Rückfragen an Ott verstärkten nur die nachhaltige Wirkung, die von seinen überzeugenden Ausführungen ausging. Papen, der geglaubt hatte, sich für seinen Weg des Kampfes nach rechts und links unbedingt auf die Reichswehr verlassen zu können, verlor durch den Ott'schen Bericht die Basis seiner Politik.

Das Kabinett Papen konnte sich auf verfassungsmäßiger Grundlage nicht halten, auf dem verfassungswidrigen Weg fand es nicht die Gefolgschaft der Reichswehr. Es mußte

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

als vielleicht bedauernswerte, aber nicht zu bezweifelnde Tatsache hingenommen werden, daß die Nationalsozialisten an die Regierung kommen würden. Das Ob stand nicht mehr zur Debatte, nur noch das Wie. Würde sich ihr Eintritt legal oder im Kampf vollziehen? Kamen sie legal an die Macht, konnte man hoffen, daß kein Blut vergossen und daß ein allzu stürmisches Vordringen durch bremsende Gewichte gehemmt werden würde. Errangen sie die Macht im Kampf, würde die Übernahme blutig werden und Bremsen würden fehlen. Damals konnte man die Dinge nicht anders sehen. Deshalb nahmen Neurath und ich, obwohl wir beide dem deutschen Volk eine nationalsozialistische Herrschaft gern erspart gesehen hätten, gegen die Kampfalternative und gegen Papen Stellung.

Die Mehrheit des Kabinetts war der gleichen Ansicht, darunter auch Popitz. Vorübergehend tauchte der Gedanke auf, dem Reichspräsidenten eine andere Persönlichkeit als Nachfolger Papens vorzuschlagen, Neurath oder Gürtner. Wir haben ihn nicht weiter verfolgt. Schleicher war in der kritischen Periode so sehr der im Vordergrund stehende Antagonist Papens gewesen, daß er der gegebene Nachfolger war. Außerdem gönnten wir es, bewußt oder unbewußt, dem Königsmacher, daß er nicht mehr aus dem Hintergrund dirigieren konnte, sondern den Purpur selbst anlegen mußte. Hindenburg bat um eine letzte Abstimmung des Kabinetts Papen. Noch einmal versagte sich das Kabinett den Forderungen des Kanzlers, aus einem Fach- zu einem Kampfkabinett zu werden. Bewegt bat Papen nun Schleicher, sofort zum alten Herrn zu gehen und ihn aus den qualvollen Warzen zu erlösen. Die Ära Papen war zu Ende, die Episode Schleicher begann.

Als ich ein Jahrzehnt später mit Papen über diesen Tag sprach, sagte er mir, er habe Neurath's und meine Haltung nie verstehen können. Als ich sie ihm auseinandersetzte, war er baß erstaunt: aber es sei doch gerade um-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

gekehrt gewesen, er sei doch, wie er am 30. Januar 1933 bewiesen habe, für die Verständigung mit Hitler, und Schleicher sei für den Kampf gewesen. Papens Gedächtnis ließ ihn wieder einmal im Stich. Die Erinnerung kann sich in wenigen Jahren völlig verschieben. Gerade der Ottbericht lieferte mir 30 Jahre später hierfür noch ein drastisches Beispiel. Das Institut für Zeitgeschichte wollte einen Aufsatz über den Übergang von Papen zu Schleicher bringen. Sie hatten mit Papen, Meissner und Ott gesprochen, vor allem wegen des Termins des Berichts von Ott. Alle drei erklärten, er sei in einer Kabinettsitzung im November 1932 gehalten worden. Kabinettsprotokolle waren nicht vorhanden. Das Institut bat mich um Bestätigung. Ich sagte ihnen am Fernsprecher, die drei Zeugen irrten, der Vortrag habe am 2. Dezember stattgefunden. Daraufhin kamen zwei Herren des Instituts nach Essen, um mich mündlich zu vernehmen. Ich schilderte ihnen dramatisch den Ablauf der Kabinettsitzung: die lange ergebnislose Debatte, den Bericht von Ott, daraufhin die Entscheidung der Minister gegen Papen und die Ernennung Schleichers. Sie sagten, ja, so müsse es gewesen sein, eines ergebe sich aus dem anderen, aber wie sei der Irrtum von drei Teilnehmern zu erklären? Das wüßte ich nicht, erwiderte ich, aber auf mein Datum könnten sie sich verlassen. Nach vier Wochen bekam ich die Nachricht aus München, zufällig sei in der Ostzone der Durchschlag eines Kabinettsprotokolls gefunden worden, ich hätte Recht.

Im Kabinett Schleicher gestalteten sich die Verhandlungen unter seiner Leitung ebenso kameradschaftlich und sachlich wie unter Papen. Schleicher legte die schnoddrige Art ab und zeigte sich als Mann, der schwierige Probleme mit Ernst und Gründlichkeit zu behandeln verstand. Ein Beispiel für die schnoddrige Art: Schleicher war zum Essen bei Otto Wolff eingeladen. Diesem sagte man nach, daß er alle Beamten, die ihm unbequem oder gefährlich zu

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

werden drohten, in seinen Dienst nahm oder zu bestechen suchte. Nach der Suppe hob Schleicher den Teller auf und sagte zu Wolff: "Wo ist die Million, Herr Wolff?"

Der Wirtschaftspolitik der Regierung suchte Schleicher eine etwas "sozialistischere" Note zu geben. Die Papen'schen Steuergutscheine sollten durch eine großzügige staatliche Arbeitsbeschaffung ergänzt werden. Es wurden Pläne ausgearbeitet, die später in Hitlers Frühjahrsprogramm verwirklicht wurden. Schleicher lag daran, sich den Ruf des "sozialen Generals" zu erwerben. Gegenüber dem Reichstag zeigte er eine andere Haltung als Papen. Er versuchte, ins Gespräch mit dem Reichstag zu kommen; der sollte ihm gegenüber wieder das System der Duldung anwenden, das Brüning Arbeitsmöglichkeit gegeben hatte. An die für diese Politik entscheidenden Parteien suchte er über die Gewerkschaften heranzukommen. Den Weg zu ihnen erschlossen ihm Bekannte aus dem Tatkreis. Er teilte dem Kabinett keine Einzelheiten über seine Verhandlungen mit; er berichtete nur, daß sie gut vorwärts kämen.

Mir sagte er einmal in einer Aussprache unter vier Augen, der Rückhalt, den er bei den Mittelparteien suche, solle ihm bei den Verhandlungen mit Hitler eine stärkere Position geben, als Papen sie im August gehabt habe. Hitler könne nach dem Rückschlag, den er nach den Novemberwahlen erlitten habe, seine nunmehr ungeduldig auf die Machtergreifung wartenden Massen nicht unbegrenzt warten lassen. Hitler habe gesehen, daß auch er nicht unverletzlich sei, und Rückschläge seien für ihn und seine Bewegung gefährlicher als für ältere Parteien mit einer Tradition. Der Abstieg könne bei der NSDAP ebenso schnell beginnen und reißend weitergehen wie der Aufstieg. Deshalb sei Hitler gezwungen, bald zum Zuge zu kommen und bei den Verhandlungen billiger zu spielen. Er werde um so kompromißbereiter sein, je mehr Rückhalt die Regierung bei den Mittelparteien bekomme. Deshalb sei unser Ver-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

hältnis zum Reichstag so wichtig, und er, Schleicher, sei Warmbold und mir sehr dankbar für die Art, wie wir im Haushaltsausschuß taktierten. Wir stellten die unter Papen zerrissenen Fäden wieder her, nahmen die im Ausschuß gestellten Anträge ernst und behandelten sie eingehend.

Mein von Schleicher gelobtes Verhalten entsprang aber nicht, wie er meinte, einer "Taktik", sondern entsprach meiner Überzeugung und war das selbstverständliche Ergebnis des Verhältnisses, in dem ich von jeher zum Haushaltsausschuß stand. Mit seinen Mitgliedern war ich seit vielen Jahren gut bekannt. Als Etatsdirektor hatte ich regelmäßig an seinen Sitzungen teilgenommen. Ein besonderes Vertrauensverhältnis hatte sich zu den Mitgliedern des sogenannten Sparausschusses, des ständigen Unterausschusses, herausgebildet, in dem sich das Parlament in gemeinsamer sachlicher Arbeit mit der Regierung um Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit in den verschiedenen Zweigen der Reichsverwaltung mühte. Hier wurde ein wichtiges Gesetz der Demokratie sichtbar, daß das Parlament zur Durchführung seiner Sparwünsche einen starken Finanzminister braucht und daß der Finanzminister nur stark sein kann, wenn und weil er Rückhalt im Parlament findet. Die Pflicht, alle denkbaren Ersparnismöglichkeiten wirkungsvoll zu prüfen, läßt sich nur erfüllen, wenn sich die aus dem Parlament kommende Kritik mit der ministeriellen Sachkenntnis zu gemeinsamer Wirksamkeit vereinigt. Ich habe in der Zeit nach 1933 die parlamentarische Unterstützung schmerzlich vermißt. Das Finanzministerium verlor dadurch seine stärkste Stütze. Dieser Verlust war einer der wesentlichen Gründe für die Schwächung der Stellung des Finanzministers gegenüber den Ressorts.

Mein Verhalten im Ausschuß trug sicher dazu bei, im Winter 1932/33 die frostige Atmosphäre, die seit Juni 1932 zwischen Regierung und Reichstag bestand, etwas zu er-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

wärmen. Damals trat mir im Ausschuß vor allem ein junger nationalsozialistischer Abgeordneter entgegen und machte sich durch den unendlichen Eifer bemerkbar, mit dem er an die Probleme heranging, und die Naivität, mit der er alles Heil von seinen Anträgen erwartete. Ich ahnte nicht, daß der Abgeordnete Reinhardt einmal mein Staatssekretär werden würde, als ich mich mühte, ihm in beinah väterlich-freundlicher Weise die Unterschiede zwischen Etats- und Kassenlage begreiflich zu machen und ihn auch in andere fundamentale Geheimnisse der öffentlichen Finanzen einzuweihen. Die alten Etatskenner im Ausschuß hörten schmunzelnd zu, aber meine Dialoge mit Reinhardt trugen dazu bei, eine Atmosphäre entstehen zu lassen, in der alle Anträge, gleichgültig, ob sie von Nationalsozialisten, Kommunisten oder Mittelparteien gestellt wurden, sachlich verhandelt wurden.

Wenn es nicht gelang, das frostige Verhältnis zwischen Kabinett und Parlament ganz aufzutauen, so war das nicht Schleichers Schuld, lag aber doch in seiner Persönlichkeit begründet. Man wußte im Reichstag um Schleichers Intrigen, man fürchtete seine Geschicklichkeit, und man mißtraute ihm gründlich. Die Rechte sagte ihm ab, in der gleichen schizophrenen Haltung, in der sie schon Papen die Unterstützung entzogen, gleichzeitig aber erwartet hatte, er müsse die Gefahr des Nationalsozialismus abwenden oder einschränken. Die Linke stieß sich am "General" und glaubte nicht an die Echtheit seiner sozialen Einstellung. Schleicher fand bei den führenden Gewerkschaftlern Verständnis, aber die sozialdemokratische Partei lehnte seine Vorschläge ab und zerschlug dadurch seinen großen Plan, zwischen den beiden Mächten, denen in der Weimarer Verfassung keine besondere Funktion im öffentlichen Leben Deutschlands zugeteilt worden war, die tatsächlich aber im Staatsleben eine entscheidende Rolle spielten, der Reichswehr und den Gewerkschaften, eine Verbindung herzustellen.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

die Verhandlungen, die Schleicher mit den Gewerkschaften führte, standen in einem inneren Zusammenhang mit denen, die er mit den Nationalsozialisten aufnahm. Er suchte, auf die dem gewerkschaftlichen Gedanken am nächsten stehende Richtung Einfluß zu gewinnen. Das war der unter Gregor Strasser stehende Gewerkschaftsflügel. Ihn wählte sich deshalb Schleicher als Verhandlungspartner. Aber damit überfeinerte er sein Spiel. Er hatte Strassers Rückhalt bei den Nationalsozialisten ebenso überschätzt wie seine charakterliche Stärke. Der Inhalt der geheimen Verhandlungen zwischen Schleicher und Strasser bestand darin, daß Gregor als Vizepräsident in die Regierung eintreten sollte. Beiden war klar, daß das den Bruch mit Hitler bedeuten mußte. Diese Spaltung war Schleichers Ziel. Was Strassers letztes Ziel gewesen ist, weiß ich nicht. Als es zum Kampf zwischen ihm und Hitler kam, hatte er keinen Mut mehr. Der zweite Mann der Partei verschwand in der Versenkung und wurde Angestellter des Schering-Konzerns. Er kam mit Schleicher erst im Tode zusammen, beide wurden Opfer des 30. Juni 1934.

Das historische Treffen zwischen Hitler und Papen, das der Kölner Bankier von Schröder veranstaltete, war die logische Konsequenz des Scheiterns der Verhandlungen Schleichers mit Strasser. Hindenburg trauerte seinem Lieblingskanzler nach und würde ihn, so glaubte Papen, zurückholen, sobald das listenreiche Kurtchen sich festzog. Schleichers Mißerfolg trieb Papen das Wild ins Garn. Der konnte jetzt wieder an die Verhandlungen des August, nicht an die Kampfzeit des Herbstes anknüpfen; diese Episode entschwand denn auch seinem Gedächtnis. Schleicher blieb nun nur noch der Weg des Kampfes übrig, den Papen gewollt, wegen dessen ihn Schleicher gestürzt hatte und für den sich dieser mehr Chancen errechnete, als Papen gehabt hatte. Das Chassez-croisez begleitete eine starke persönliche Empfindlichkeit. Schleicher konnte es nicht vertragen, wenn jemand seine politischen Kreise

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

stürte. War der noch dazu ein alter Freund, wurde der Zorn über die Störung durch persönliche Kränkung verschärft. War er ein alter Nebenbuhler, verstärkte die aufblitzende Gefahr den Groll. Nach dem Schrödertreffen wandelte sich Schleichers Freundschaftsgefühl für Papen, soweit davon noch etwas vorhanden war, in Bitterkeit.

Das Glückskind, das auf seiner ganzen persönlichen Laufbahn nur die Sterne des Erfolgs hatte leuchten sehen, verließ das Glück von dem Augenblick an, an dem er das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte. Alle seine Pläne scheiterten, nun verlor er auch den Rückhalt an dem Mann, von dem er abhängig war; der Reichspräsident versagte sich seiner Bitte um unbeschränkte Vollmacht. Der alte Herr hatte kein Verständnis für das komplizierte Zickzack der Schleicher'schen Ideengänge, er sah nicht ein, warum er jetzt Schleicher die Vollmachten geben sollte, die er im November seinem Liebling Papen nicht hatte geben dürfen, er lehnte die politischen Finessen ab, mit denen Schleicher begründete, daß trotz unveränderter Haltung der Reichswehr sein Kampf gegen den Nationalsozialismus größere Chancen haben würde als Papen. Hindenburg kannte Schleichers große Qualitäten, er wußte aber auch um dessen Ehrgeiz und Verschlagenheit, und er hatte das Gefühl, dieser Mann habe den Zenith seiner Laufbahn überschritten und habe, wie er das vor noch nicht neun Monaten mit sehr viel weniger Recht von Brüning behauptet hatte, "keine fortune mehr". Vielleicht hat zur Entscheidung des Reichspräsidenten ein Ressentiment über böse Bemerkungen beigetragen, die Schleicher über seinen Sohn gemacht hatte.

Der alte Herr, der wieder, wie vor drei Monaten, vor einem Gewissenskonflikt stand, war dankbar, als der getreue Papen ihm einen Ausweg zeigen zu können schien. Papen wird ausgeführt haben, es gebe nur zwei Möglichkeiten, entweder die Aufnahme der Nationalsozialisten in

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

die Regierung oder den Kampf. Er sei für den Kampf gewesen, solange die Nationalsozialisten unannehmbare Bedingungen stellten. Das habe sich geändert. Zwar fordere Hitler noch immer den Posten des Reichskanzlers für sich und werde davon auch nicht abzubringen sein, aber er habe im übrigen nach dem Rückschlag im November seine Pflöcke erheblich zurückgesteckt. Er begnüge sich jetzt mit drei Sitzen im Kabinett und sei damit einverstanden, daß im übrigen das Kabinett mit Männern der bürgerlichen Rechten und mit Fachleuten besetzt würde. Er habe sich auch sonst bei den Verhandlungen verständig und gemäßigt gezeigt, habe zugesagt, seine außenpolitischen Ziele auf friedlichem Wege zu erreichen, und habe sogar die Monarchie als durchaus mögliche Staatsform bezeichnet, über die einmal das deutsche Volk zu entscheiden haben werde.

Das klang wirklich ganz anders. Dem alten Mann ließ es keine Ruhe; er hatte in einem langen bewegten Leben so viel Unerfreuliches herunterschlucken müssen; verlangte es nun nicht die Pflicht, auch in diesen sauren Apfel zu beißen und den Österreicher, diesen Gefreiten, auf den Posten zu berufen, den einst Bismarcks gewaltige Gestalt ausgefüllt hatte? Was sagten die nächsten täglichen Ratgeber, der getreue Meissner und der Sohn? Bisher hatte Meissner dem Reichspräsidenten immer widerraten, der braunen Flut die Schleuse zu öffnen. Aber jetzt sah auch Meissner keine andere Möglichkeit. Zog man die Schleuse nicht auf, dann brach unter dem Druck der Flut der Deich, und sie überschwemmte das deutsche Land mit Schmutz und Geröll. Auch Meissner glaubte, daß Hitler in den letzten Monaten viel gelernt habe und daß man jetzt mit ihm ins Reine kommen könne; Papens Besprechungen ließen sich doch hoffnungsvoll an. Meissner schloß sich daher Papens Ansicht an.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Der lange Oberst konnte das Mißtrauen gegen den "Böhmen", den Mann aus dem Volk, den "Weltkriegsgefreiten", noch nicht überwinden. Er mußte ja nach des Vaters Tod dessen Namen weiter tragen und war im höchsten Kabe daran interessiert, ob dieser Name mit Ehren genannt wurde oder mit Fluch beladen war. Der Reichspräsident hörte auf seinen Sohn Oskar. Also mußten die Arrangeure des Treffens Papen - Hitler dafür sorgen, daß auch diese Bastion genommen wurde. Bei Ribbentrop, dem erst kürzlich zu Hitler gestoßenen Henkell'schen Schwiegersohn, dem weitgereisten, welterfahrenen, sprachgewandten Mann, der mit gutem Aussehen, gutsitzenden Anzügen und guten Manieren zum außenpolitischen Repräsentanten der NS ausersehen war und der seinen späten Eintritt durch doppelte Betriebsamkeit auszugleichen bestrebt war, trafen sich Hitler und der junge Hindenburg. Sie sprachen lange unter vier Augen. Hitler wandte die gleichen Methoden an, die offenbar auf Papen solchen Eindruck machten, er bezähmte sein Temperament und sprach ruhig, gemäßigt und für den Oberst verständlich. Der konnte dieser Dialektik nichts entgegensetzen. Er gab seinen Widerstand auf und riet nun ebenfalls dem Vater, Hitler zu berufen.

Auch die Vertreter der nationalen Rechten, die sich zwar in der Harzburger Front mit den Nationalsozialisten vereinigt hatte, aber von ihnen durch einen tiefen Graben gegenseitigen Mißtrauens und gegenseitiger Abneigung getrennt war, ließen ihre Bedenken fallen, vielleicht unter dem Eindruck der gefährlichen Beziehungen des unheimlichen Schleicher zu den Linksparteien und den Gewerkschaften. So faßte der alte Reichspräsident den vielleicht schwersten, sicherlich folgenreichsten Entschluß seines Lebens, Hitler die Bahn frei zu geben.

In meinem 1951 erschienen Buch "Es geschah in Deutschland" habe ich über Papens Haltung im November 1932 und Januar 1933 berichtet. Papen hat sich weder in seinem 1952 er-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

schienen Buch "Der Wahrheit eine Gasse", noch in unserer Jahre hindurch geführten Korrespondenz zu meiner Darstellung geäußert. Umso überraschter war ich, als er in dem 1968 herausgekommenen Buch "Vom Scheitern einer Demokratie" schrieb (S. 313): "Bei aller sachlichen Diskrepanz zu Schleicher habe ich ihn nicht - wie Lutz Schwerin-Krosigk wider besseres Wissen behauptet - mit Haß und dem Willen zu einem eigenen Comeback verfolgt". Das war starker Tobak. In Papens Buch fanden sich aber auch andere Passagen, die nach einer Richtigstellung geradezu schrieen. In einem Schreiben vom 29.3.1968 nahm ich in fünf Punkten solche Richtigstellungen vor:

1. Papen schrieb (S. 226), Brüning habe mit sieben Milliarden Abschlußzahlung in Lausanne gerechnet. - Tatsächlich hatte er aber den Engländern 1931 in Chequers eine Abschlußzahlung von nur vier Milliarden als möglich bezeichnet. Diese Summe forderten die Franzosen in Lausanne.

2. Papen griff (S. 223) Luther scharf an, sprach von seiner "wenig rühmlichen Rolle in Lausanne" und von seiner "infamen Erfindung", Papen wäre in Lausanne bereit gewesen, bei einem Verzicht auf den Art. 231 des Versailler Vertrages eine höhere Reparationslast zu übernehmen. - Ich stellte fest: Luther war nur einen Tag in Lausanne, von einer wenig rühmlichen Rolle sei mir nichts bekannt. Mit der "infamen Erfindung" sei wohl der Satz in Luthers Buch "Vor dem Abgrund" (S. 266) gemeint, Papen habe in Lausanne durchblicken lassen, daß Deutschland im Falle eines Verzichts auf Art. 231 "eine höhere Zahlung leisten" könne. Dieser Satz entsprach aber den Tatsachen und der eigenen Darstellung Papens in "Der Wahrheit eine Gasse".

3. Papen nannte mich (S. 358) einen "unbedingten Gefolgsmann von Schleicher".-Ich stellte richtig: Das sei ich

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

nie gewesen. Auf wirtschaftlichem Gebiet hätte ich Papens Plan den Vorzug gegeben. Auf politischem Gebiet hätte ich allerdings Schleichers Plan für realistischer gehalten als seinen. Diese Ansicht habe aber die überwiegende Mehrheit des Kabinetts geteilt, gleichgültig, wie wir persönlich zu ihm und Schleicher gestanden hätten.

4. In den Anmerkungen schrieb Papen über mein Buch, ich hätte diese Form gewählt, "um allen anderen Kritisches anzulasten und sich, der von allen am längsten, nämlich bis zum bitteren Ende, in Amt und Würden geblieben sei, als Unschuldsengel zu präsentieren". - Demgegenüber verwies ich auf die Sätze des Vorworts in meinem Buch: "Im Konflikt widerstreitender Pflichten habe ich nicht immer den rechten Weg gefunden. Deshalb darf und will ich mich nicht über andere erheben, wenn ich Mangel an Einsicht und Entschluß tadle. Ich stelle mich unter den gleichen Spruch".

5. Zu dem schweren Vorwurf, ich hätte "wider besseres Wissen" behauptet, er habe Schleicher "mit Haß und dem Willen zu einem eigenen Comeback" verfolgt, schrieb ich: "Sie scheinen zwar den Vorwurf "wider besseres Wissen" für etwas nicht allzu Schwerwiegendes zu halten, denn Sie erheben ihn auch gegen den bayrischen Ministerpräsidenten Held, indem Sie schreiben, er habe Ihre Reformpläne wider besseres Wissen als "Verpreußung des Reiches" verunglimpft. ... Ich nehme diese Anklage jedoch nicht leicht. Ich selbst habe auch in den schärfsten Kritiken den Mangel an gutem Glauben nur ganz selten zu erheben gewagt. Nun ist in Ihrem Buch so schweres Geschütz gegen Schleicher aufgefahren, daß die Bezeichnung "Haß" vielleicht eine Übertreibung wäre, aber keine Bezeichnung, deren Gebrauch Sie als wider besseres Wissen erfolgend brandmarken können. Ich habe aber die Kapitel Papen und Schleicher meines Buches noch einmal genau durchgelesen und dabei festgestellt, daß sich die von Ihnen in Anführungszeichen, also als wörtliches Zitat, gebrauchten Aus-

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

drücke nirgends finden. ..."

Ich schloß den Brief an Papen mit der Bitte, zur Klarstellung zu erklären, auf welcher Seite meines Buches das von ihm gebrachte Zitat stehen sollte, und auf Grund welcher Tatsachen er sich für berechtigt halte, mir ein Urteil "wider besseres Wissen" vorzuwerfen.

Papen antwortete in einem Brief vom 15.4.1968 nur auf diese beiden letzten Punkte: Meine Behauptung (S. 146/147) "Papen zahlte ihm (Schleicher) die Niederlage heim ... (Papen) begann, mit der NSDAP zu paktieren" in Verbindung mit der Schilderung "ihm (Papen) wurde es schwer, sich von seiner Aufgabe zu trennen," müsse den Eindruck erwecken, als sei Rachsucht die Triebfeder seines Tuns: gegen diese Deutung habe er sich gewehrt. Sein Manuskript habe ursprünglich eine Auseinandersetzung mit meiner Darstellung und den Arbeiten anderer Autoren vorgesehen; diese Passage sei mit seiner Zustimmung erheblich gekürzt worden; so möge ein irrtümliches Konzentrat entstanden sein.

Meine Ausführungen über "wider besseres Wissen" beantwortete er mit Gegenfragen. Mit welchem Recht könnte ich behaupten, er habe sich "schwer" von seiner Aufgabe als Regierungschef getrennt? Das Kabinett habe doch gewußt, daß er nie am Sessel geklebt habe! Mit welchem Recht wertete ich seine politischen Bemühungen vom Dezember 1932 und Januar 1933 summarisch als "Papen zahlte die Niederlage heim"? Wenn ich vom "Heimzahlungsmotiv" schon 1933 überzeugt gewesen wäre, hätte ich 1933 nicht in das Kabinett Hitler eintreten dürfen.

Ich antwortete am 24.4.: Es handele sich doch darum, daß er mich falsch zitiere und aus dem falschen Zitat den schweren Vorwurf der Böswilligkeit herleite. Er aber antworte mit Gegenfragen. Daß er sich "schwer" von seiner

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Aufgabe getrennt habe, sei doch kein Vorwurf. Wer ein großes Ziel im Auge habe, dem werde es bitter sauer, wenn er gehindert werde, es zu verfolgen. Papen habe das Ziel seiner Präsidialregierung für eine große Aufgabe und Schleichers Weg für einen Irrweg gehalten. Deshalb habe es ihm schwer fallen müssen, sich von dieser Aufgabe zu lösen. Wir alle hätten gesehen, daß ihm am 2.12.1932 die Tränen in den Augen standen, und hätten das für durchaus begreiflich gehalten. Mit "Kleben am Sessel" habe das doch nicht das geringste zu tun. - Auch davon, daß ich das "Heimzahlungsmotiv" als einziges oder auch nur als Hauptmotiv für seine Bemühungen im Winter 1932/33 angesehen hätte, könne doch keine Rede sein. Als die Nachricht von seiner Zusammenkunft mit Hitler bekannt wurde, hätten die Minister im Schleicherkabinett alle gesagt: Jetzt zahlt er es aber Kurtchen heim. Das sei nicht als Vorwurf gemeint gewesen, wir hätten volles Verständnis dafür gehabt, daß jemand seinen eigenen Weg ginge und seine eigenen Päden zöge, auch wenn es dem amtierenden Kanzler nicht paßte, daß er also das tue, was Schleicher selbst getan habe; auf diese Weise sei ihm "heimgezahlt" worden. - Ich hielte also an allem, was ich geschrieben hätte, fest. Aber in der Erinnerung an unsere langjährige Zusammenarbeit möchte ich die Differenz gern so aus dem Wege räumen, wie es zwischen honorigen Menschen üblich sei. Den Vorwurf, ich hätte etwas "wider besseres Wissen" getan, könnte ich nicht auf mir sitzen lassen. Ich hätte deshalb eine Einigung entworfen und bereits unterschrieben. Ich würde mich freuen, wenn er sie ebenfalls unterschriebe und sich auf diese Weise das alte Verhältnis zwischen uns wiederherstellen lasse.

Die Einigung lautete:

"Franz von Papen und Lutz Graf Schwerin von Krosigk geben, um Differenzen beizulegen, die aus Bemerkungen in ihren Büchern entstanden sind, folgende Erklärung ab:

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Lutz Graf Schwerin von Krosigk erklärt: Die Bemerkung in seinem Buch "Es geschah in Deutschland", Papen habe sich schwer von seiner Aufgabe als Regierungschef getrennt, enthalte nicht die Unterstellung, Papen habe an seinem Amt geklebt. Die weitere Bemerkung, Papen habe Schleicher die Niederlage heimgezahlt, bedeute nicht, daß das Heimzahlungsmotiv der Beweggrund für die politischen Bemühungen Papens im Winter 1932/33 gewesen sei. Schwerin-Krosigk bedauert, daß Papen sich durch diese Bemerkungen verletzt fühlt; ihm habe jede Kränkung ferngelegen.

Franz von Papen erklärt: Der Satz in seinem Buch "Vom Scheitern einer Demokratie", er habe Schleicher nicht - wie Lutz Schwerin-Krosigk wider besseres Wissen behauptet - "mit Haß und dem Willen zu einem eigenen Comeback" verfolgt, sei ein Konzentrat, das aus einer ursprünglich vorgesehenen längeren Auseinandersetzung übrig geblieben sei. Da es eine irrtümliche Auslegung zulasse, stelle er fest, daß das Zitat in dieser Form sich im Buch Schwerin-Krosigks nicht findet, und nehme den Vorwurf der Behauptung "wider besseres Wissen" mit Bedauern zurück".

Papen unterschrieb postwendend am 26.4. und fügte in einem Brief hinzu, er teile meinen Vorschlag von ganzem Herzen und begrüße die Erklärung sehr.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kapitel 5: Die ersten Jahre unter Hitler (1933 bis 1936)

In der Nacht zum 30. Januar 1933 saßen die Partner des künftigen Kabinetts der nationalen Einigung, Hitler, Göring und Frick, als Vertreter der Nationalsozialisten, mit Papen, Hugenberg und Seldte als Repräsentanten der bürgerlichen Rechten zusammen und legten die Grundlagen der Regierungsbildung und -führung fest. Schriftlich wurde nichts fixiert; Vertrauen sollte die Grundlage sein. Aber schon sehr bald funktionierte das Gedächtnis als einziges Fundament der Vereinbarungen nicht mehr. Für ein paar Hauptpunkte wäre Schriftlichkeit notwendig gewesen. Hindenburg hatte sich nur schwer zu Hitler entschließen können, aber nun schnob er Hammerstein, den Chef der Heeresleitung, der ihn nochmals warnen wollte, grimmig an, er solle sich lieber darum kümmern, daß seine Manöver besser ausfielen, das letzte habe ihm gar nicht gefallen. Wahrscheinlich hatte sich der militärisch hochbegabte Hammerstein, der aber seiner Abneigung gegen Arbeit und seiner Jagdpassion manchmal zu weit nachgab, tatsächlich nicht genügend um die Anlage gekümmert.

Werner Alvensleben war in dieser Nacht viel unterwegs. Als Vermittler, den alle kannten, trug er zur allgemeinen Nervosität, aber auch zur schließlichen Einigung erheblich bei. Er besuchte mich nicht selten im Ministerium und trug mir ungeniert Wünsche vor, die dem "armen alten Vetter" Geld in die Kasse leiten sollten. Er nahm es nicht übel, wenn ich nicht willfährig war. Als er bald nach der Machtergreifung bei mir war, zeigte er mir voller Stolz sein neues rotes Sportauto, das habe ihm Hitler als Dank für seine Vermittlung geschenkt. 1934 brandmarkte Hitler in seiner Reichstagsrede den "Herrn v.A." als "korrupten Hochstapler"! Werner, der mit knapper Not dem Tode entgangen war, beklagte sich bei mir vor allem darüber, daß man ihm seinen Wagen weggenommen habe; 12.000 RM habe der ihn gekostet. "Ich denke", warf ich ein, "Hitler hat

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ihm Dir geschenkt"? Werner ließ sich nicht aus der Fassung bringen: "Kerlchen, Du merkst auch alles". Welche Lesart stimmte, habe ich nie erfahren.

Das Kabinett war in der Nacht vom 29./3o. Januar gebildet worden. Papen rief mich am 3o. früh an, ich möchte um 11 Uhr in der Reichskanzlei sein. Als ich ankam, sagte mir ein alter Kanzleidiener, alle "Löcher" seien schon voll. Ein Präsidialrat nahm Neurath und mich in seinem Zimmer auf. Wir mußten eine Stunde warten. Die Vereidigung durch Hindenburg fand um 12 Uhr statt.

Als ich Hitler, den ich hier zum ersten Mal sah, kurz vor der Vereidigung auf die Grundlage gesunder Finanzpolitik - Etatsausgleich, keine inflationistischen Maßnahmen - festzulegen versuchte, machte er einen fast verlegenen Eindruck. Er sagte in allgemeinen Wendungen zu, nach der von mir gewünschten Politik, auf die er größten Wert lege, zu regieren, über die Einzelfragen möchte ich aber mit Göring sprechen, der sich mehr damit beschäftigt habe als er. Göring, den ich einmal bei seinem Fliegerkameraden Brandenburg getroffen hatte, war gut informiert. Die Hauptsache war für ihn, daß Schacht als der beste Kenner des Geldwesens bald wieder auf den Posten des Reichsbankpräsidenten zurückkehren werde. Ich kannte ihn ja seit langem und würde sicher mit ihm gut zusammenarbeiten. Er, Göring, sei unbedingt für Ordnung in den Finanzen und für einen ausgeglichenen Etat. Wenn Geld für besondere Zwecke gebraucht würde, dann müsse Schacht das zur Verfügung stellen. Das habe ihnen Schacht wiederholt zugesagt. Ich würde damit gar nichts zu tun haben. Ich stieß zum ersten Mal auf den Kinderglauben an die Wunderquelle, aus der Schacht in unbegrenzter Stärke und Dauer Wasser liefern könne. Wie das vor sich gehen würde, überlegte man nicht; Schacht habe es ihnen doch versprochen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Die Begeisterungsmärsche am 30. Januar habe ich mir nicht angesehen. Günther Gereke schreibt zwar in seinem Buch: "Ich war Königlich Preußischer Landrat", alle Minister seien in der Reichskanzlei gewesen, um den Vorbeimarsch der SA anzusehen, nur er sei sorgenvoll zu Hause gewesen, aber das stimmt, wie so vieles in diesem Buche, in keiner Weise. Auch ich habe mir weder am 30. Januar noch in den folgenden Tagen einen Vorbeimarsch angesehen. Der Grund hierfür lag auch darin, daß bei uns am 17. Januar ein kleiner Junge angekommen war. Hatten wir unseren im September 1929 geborenen dritten Jungen nach meinem Adoptivvater Alfred genannt, so bekam nun der vierte Junge den Namen meines ältesten Bruders, Dedo. Da beim siebenten Kind der Reichspräsident Pate stand, wurde Dedo ein Patensohn Hindenburgs. Aber Paul gaben wir ihm doch nur als zweiten Namen.

Sonst war, sobald bei uns ein Kind ankam, die Ömi herbeigeeilt, um an der Wochenzeit, sich mitfreuend, teilzunehmen. Dieses Mal konnte sie nicht kommen, sie war seit dem Frühjahr 1932 bei ihren Kindern und Enkeln in Afrika. Die vierte der Heereder Schwestern, Minette, genannt Neckel, hatte 1924 ihren Vetter Vollrat Krosigk aus Hohenerxleben geheiratet, einen Marineoffizier, der nach dem Kriege Landwirtschaft lernte, Inspektor auf einem Gute in Hinterpommern wurde, dann aber, um selbständig zu werden, nach Angola ging, eine eigene Kaffee-Pflanzung erwarb und hier, unter großen Entbehrungen und in harter Arbeit, einer der angesehensten Kaffeepflanzer des Landes wurde. Der wirtschaftliche Erfolg kam freilich erst, als im Zweiten Weltkrieg die Kaffeepreise auf einen kaum für möglich gehaltenen Stand hinaufkletterten. Drei Kinder waren in Pommern geboren, zwei kleine Mädchen folgten in Afrika.

Aus der Nachbarschaft von Hohenerxleben, aus Brumby, einem der wenigen deutschen Orte, wo man Gemüse feldmäßig

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Gauß, war ein Landwirtssohn, Vollrats Beispiel folgend, voller Selbständigkeitsdrang nach Angola gegangen. Herbert Köhne ließ sich bei Vollrat in die Feinheiten des Kaffeeanbaus einweisen. Dort lernte ihn die fünfte Heerener Schwester,Auguste, genannt Pocki, kennen, als sie ihrer Schwester bei der Haushaltung und der Kindererziehung half. 1934 heirateten sie und bezogen eine Pflanzung, etwa 70 Kilometer von Quitila, der Krosigk'schen Pflanzung, entfernt. Die Köhnes hatten ein Radio, auf dem sie Nachrichten aus Deutschland hören konnten. Zwei Neger hatten die sehr begehrte Aufgabe, abwechselnd nach Quitila hin- und am nächsten Tage zurückzulaufen, um das Neueste dorthin zu bringen und unterwegs auch andere deutsche Pflanzungen mit Nachrichten zu versorgen.

Über ein Jahr blieb Omi in Quitila. Seitdem wurde sie die Sehnsucht nach Afrika bis an ihr Lebensende nicht wieder los. Die landschaftliche Schönheit, die Weite des Landes, das freie, unabhängige Leben hatten sie bezaubert. Sie war aus Deutschland weggegangen, als das Land im Fieber der Wirtschaftskrise und der politischen Wirren lag und, auch in Heeren, die Arbeitslosigkeit schwer auf den Menschen lastete. Nun kam sie zurück in ein Land, das kaum wiederzuerkennen war, in dem die Schornsteine wieder rauchten, Hoffnung auf den Gesichtern stand, nicht mehr gekämpft, sondern gearbeitet wurde. Auf der Chaussee Heeren - Kamen begegnete ihr ein junger Bergmann, den sie nicht kannte. Er sprang vom Rade und fragte sie, was die Frau Gräfin nun zu ihnen sage. Er sei Kommunist und jahrelang arbeitslos gewesen. Jetzt sei er Gefolgsmann von Hitler, habe wieder Arbeit und sei ein glücklicher Mensch. Jetzt gebe es keine Kluft mehr zwischen Schloß und Zeche, jetzt seien sie wirklich "ein einig Volk von Brüdern". Strahlend winkend fuhr er weiter.

Mit dem neuen Verhältnis zwischen Schloß und Zeche hatte der Kumpel recht. Die Gemeinde Heeren, die früher aus

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Bauern, jetzt überwiegend aus Bergleuten bestand, wählte ihren Grafen, meinen Schwager Wilhelm Adolf, zum Bürgermeister. Für ihn war der Nationalsozialismus die Erfüllung eines Traums, den Viele der besten Deutschen, wie Naumann, vor ihm geträumt hatten. Endlich schloß sich die Kluft zwischen dem sozialen und dem nationalen Gedanken in Deutschland. Er gehörte zu den Idealisten, die ihrem Führer gläubig folgten und die später so bitter enttäuscht waren, sich aber mühten, wenigstens in ihrem Einflußbereich die alten Ideale unversehrt und rein zu halten. Die Frau, die er 1930 geheiratet hatte, dachte genauso. Auf der Hochzeit war es zu einem komischen kleinen Zwischenfall gekommen. Ihr Vater, Graf Dürckheim, sagte in seiner Rede auf das junge Paar, sie komme nun in das warme Nest, das ihr Mann ihr in Heeren bereitet habe. Ohne es zu merken, versprach er sich und sagte Bett statt Nest. Die spottlustigen Geschwister sahen auf die Teller. Wenn sie sich angesehen hätten, wäre das Lachen losgebrochen. Nach der Rede machte einer einen harmlosen Scherz, und alsbald entlud sich die aufgestaute Heiterkeit in einem ungeheuren Gelächter.

Die erste große Veränderung, die 1933 im Ministerium vorgenommen werden mußte, war ein Wechsel des Staatssekretärs. Als ich 1932 Minister wurde, hatte ich Zarden zum Staatssekretär gemacht. Der bisherige Direktor der Steuerabteilung nahm mir die Sorge um die Steuer ganz ab und war ein loyaler und treuer Mitarbeiter. Aus einer jüdischen Familie stammend und selbst Halbjude, trug er eine Judengegnerschaft zur Schau, die er in manchmal nicht sehr taktvollen Bemerkungen über seine jüdischen Kollegen Dorn und Schäffer äußerte. Das war um so merkwürdiger, als auch seine Frau Jüdin war. Zarden suchte in dem Glauben, daß er auch unter Hitler Staatssekretär bleiben könne, seine Stellung dadurch zu festigen, daß er an den zahlreichen festlichen Veranstaltungen der damaligen Zeit ausnahmslos teilnahm und, wenn Damen zugelassen waren, seine Frau mitbrachte.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Mir entsank immer das Herz, wenn ich in der Führerloge des Opernhauses Frau Zarden auftauchen sah. Das Auftreten der stets recht auffällig gekleideten Frau mußte das Schicksal ihres Mannes beschleunigen oder herbeiführen.

Nach zwei oder drei Monaten wurde mir nahegelegt, Zarden zu entlassen. Ich hatte ihm mehrfach geraten, außerhalb des Dienstes möglichst wenig in Erscheinung zu treten, er hatte aber, um seine volle Bereitschaft zur Mitarbeit unter Beweis zu stellen, das Gegenteil getan. Jetzt gab ich ihm den dringenden Rat, selbst um seine Pensionierung nachzusuchen , damit er nicht etwa einige Zeit später unter das Beamtensäuberungsgesetz fiele. Es dauerte lange, bis er einsah, daß mein Vorschlag für ihn die beste Lösung war. Aber er erreichte noch, daß er zum Abschied von Hitler empfangen wurde; er hatte ihn auf einem großen Empfang in eine Ecke gedrängt und ihn dazu gebracht, ihm eine Audienz zu versprechen. In dieser setzte er es durch, daß ihm Hitler eine andere seinem Rang entsprechende Beschäftigung zusagte, und ließ sich das schriftlich bestätigen. Er wollte später jahrelang nicht einsehen, daß Hitler dieses Versprechen nicht ernst gemeint hatte. Die Hartnäckigkeit, mit der Zarden um eine amtliche Stellung kämpfte, rührte wohl daher, daß er - mit Recht - keinen sachlichen Grund für seine Entlassung erkennen konnte. Aus der gleichen Einstellung heraus haben auch Gegner des Nationalsozialismus, z.B. bei der Beamten"säuberung", erbittert darum gekämpft, in ihren Stellungen belassen zu werden. Andererseits war es geradezu schizophren, daß Menschen einem Staat dienen wollten, der sie aus rassischen oder sonstigen Gründen nicht haben wollte.

Die Abteilungsleiter im RFM waren ausgezeichnete Beamte, aber solche Spezialisten, daß sie sich für die Gesamtaufgabe des Staatssekretärs nicht eigneten. Der Etatsdirektor, der die umfassendsten Kenntnisse hatte und mit

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

seiner frischen Tatkraft wertvolle Voraussetzungen für diese Stellung mitbrachte, verstand zu wenig von Steuern und Zöllen; gerade auf diesem Gebiet brauchte ich aber sachverständigen Rat. Unter den Oberfinanzpräsidenten war erst recht keiner, der die volle Eignung zum Staatssekretär besaß. Unter den Finanzministern der größeren Länder war keiner, der Staatssekretär in Berlin hätte werden mögen. Ich ging die Finanzminister der kleineren Länder durch und stieß dabei auf meinen alten Freund und Gemminer Miteinjährigen, Dieter Oertzen, der in einer Rechtsregierung ein ausgezeichneter Finanzminister von Mecklenburg gewesen war. Er hatte 1933 eine gutgehende Rechtsanwaltspraxis in Rostock und keine große Lust, nach Berlin zu kommen. Er machte mich auch darauf aufmerksam, daß er mit den Mecklenburger Nazis auf gespanntem Fuße stehe und deshalb keine gute Presse haben würde.

In unsere Korrespondenz platzte eine Mitteilung Hitlers, der mir nahelegen ließ, Reinhardt, den Sachverständigen der Partei in Finanzfragen, zum Staatssekretär zu machen. In einer mündlichen Besprechung mit Hitler machte ich Bedenken gegen Reinhardt geltend, er habe vor allem nicht die für diesen Posten erforderliche Erfahrung. Gerade diese verwaltungsmäßige praktische Erfahrung brauche aber der Staatssekretär, wenn er im Etats- und Steuerwesen fruchtbare Arbeit leisten wolle. Hitler widersprach lebhaft. Reinhardt werde durch seinen Verstand, seinen Fleiß, seine allgemeinen Kenntnisse auf dem Gebiet des Finanzwesens den Erfahrungsmangel unschwer ausgleichen. Er sei zweifellos der begabteste und kenntnisreichste Mann Deutschlands auf diesem Gebiet; nach dem Elementarunterricht, den ich im Haushaltsausschuß Reinhardt im Etatsrecht hatte geben müssen, wußte ich, wie übertrieben dieses Urteil war. Hitler schloß, er wolle mir zwar die Freiheit in der Ernennung lassen, aber er empfehle mir dringend Reinhardt.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Für mich sah es nun so aus: nahm ich Dertzen, würde man in der Partei gegen ihn Sturm laufen und ihn schließlich zur Strecke bringen. Dem Ministerium würden, vor allem in Personalfragen, unausgesetzt Schwierigkeiten gemacht werden, Reinhardt bearbeitete als Hauptamtsleiter in der Partei den Sektor Finanzen. Ich würde ihn also entweder als höchst gefährlichen Gegner oder als wertvolle Hilfe haben. Denn durch ihn würde das Ministerium auf diesem Teilgebiet Einfluß in der Partei gewinnen und die sonst drohende Zweigleisigkeit vermeiden. So entschloß ich mich, nicht gerade mit Begeisterung, den jungen Handelskammerlehrer zum Staatssekretär zu machen.

Reinhardt hatte, vor allem auf dem Gebiet des Bilanzrechts, zunehmend aber auch auf dem des Steuerrechts, in das er sich mit seinem ungeheuren Fleiß und seiner zweifellos vorhandenen Begabung für dieses Fach in kurzer Zeit einarbeitete, gründliche und umfassende Kenntnisse. Ihm fehlte der große Überblick, der Sinn für Zusammenhänge und die theoretische Grundlage. Dafür besaß er eine ausgesprochene pädagogische Ader. Er war nie glücklicher, als wenn er Schulen einrichten oder selbst "schulen" konnte. Hier lag sein eigentliches Arbeitsfeld. In der Ausbildung und laufenden Unterrichtung leistete er gute und erfolgreiche Arbeit. Der junge Nachwuchs bekam vom ersten Tage an einen so gründlichen Unterricht, daß wir hoffen konnten, die Arbeit mit einer immer geringer werdenden Zahl von Menschen zu erledigen. Jedenfalls konnte die Finanzverwaltung für sich in Anspruch nehmen, die fachlich und technisch bestausgebildete Verwaltung zu sein.

Politisch war Reinhardt ein Naivling. Er war kritiklos gläubig gegenüber Hitler und der Partei. Wenn Hitler sprach, war für ihn die Sache erledigt. Die Partei war für ihn die höchste Instanz, gegen die es keine Berufung gab. Aber allmählich trennten sich zwei Seelen in seiner

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Grund, die des rechtgläubigen Parteifunktionärs von der des sachlich denkenden Staatsbeamten. Je häufiger in Personal- und Sachfragen Partei und Finanzverwaltung zusammenstießen, um so mehr gewann der Staatssekretär des RFM die Oberhand über den Hauptamtsleiter der NSDAP. Seine Abneigung gegen Bormann nahm zu, schließlich konnte man das bittere Wort von ihm hören, der Leiter der Parteikanzlei verrate die Partei.

Ich bin Reinhardt gegenüber immer offen und ehrlich gewesen. Ich schwieg nicht, wenn ich an der Partei etwas auszusetzen hatte, und konnte sogar die höchste Instanz in Zweifel ziehen. Reinhardt erwiderte mein Vertrauen zu ihm, indem er mir gegenüber loyal war. Natürlich gab es eine Reihe von Dingen, die er vor mir geheim hielt, wenn z.B. die Partei etwas vor mir verbergen wollte, wie Äußerungen Bormanns über die Behandlung der Kirche oder Steuerangelegenheiten Prominenter, oder wenn er mich mit Kenntnis von schmutzigen Dingen nicht belasten wollte. In Personalsachen habe ich mich fast immer mit ihm geeinigt; ich appellierte an seinen Stolz auf die Stellung als Staatssekretär, dann setzte er sich in der Partei für unsere Vorschläge ein. Nur so war es möglich, daß im RFM noch bis 1945 auch Nicht-PG zu Ministerialdirektoren oder -dirigenten befördert werden oder in diesen Stellungen verbleiben konnten. Das war in keinem anderen Ministerium denkbar. Dafür tat ich Reinhardt einen Gefallen, wenn er seine Lieblinge, die Lehrer auf den Finanzschulen, befördern wollte.

Im großen und ganzen gelang es, auch draußen in der Finanzverwaltung die leitenden Stellen mit Männern zu besetzen, bei denen fachliche und persönliche Eignung, nicht Parteizugehörigkeit, den Ausschlag gab. Das war schwerer als im Ministerium, denn draußen sprachen auch die Gauleiter ein gewichtiges Wort mit. Manchmal konnte ich Reinhardts Zorn wecken - was hat der Affe uns rein-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

zureden? -, so daß er in der Parteizentrale den Wunsch des Gauleiters überwand. Nur in wenigen Fällen verdankten Männer ihre Berufung der Parteizugehörigkeit. So blieb, von diesen Ausnahmen abgesehen, der Standard der Oberfinanzpräsidenten erfreulich hoch und ganz allgemein die Tüchtigkeit vor dem Parteibuch ausschlaggebend. Dieser Zustand hätte sich nicht durchsetzen lassen, wenn an meiner Stelle ein alter PG gesessen oder wenn ich Reinhardt nicht für meinen Standpunkt gewonnen hätte. So empfand ich Reinhardts Tätigkeit in Personalfragen als ein ausgesprochenes Plus.

Anders war es auf fachlichem Gebiet. An den Etatsfragen war er nicht interessiert; hier verkehrten die Direktoren, erst Discher, später Mantenffel, unmittelbar mit mir. Um so eifriger war er auf dem Gebiet der Steuer. Das war seine Haupttdomäne; er behandelte die Steuerabteilung als sein ureigenes Gebiet. Der Abteilungsleiter gab neben ihm nur eine Statistenrolle ab. Der Ministerialdirektor Professor Hedding, ein leichtlebiger Rheinländer, empfand das nicht als kränkend. Er sah seine Aufgabe vor allem darin, den Überschwang und das Tempo des Staatssekretärs zu dämpfen und zu verhüten, daß zu viele und noch nicht hinreichend durchdachte Anordnungen auf die unglückliche Verwaltung niederprasselten. Ein kompliziertes Steuerproblem darf man nicht in einseitiger Beleuchtung sehen, sondern in den verschiedenen Farben und Reflexen, die man ihm abgewinnen kann.

Den Referenten hatte Reinhardt, wenn er mir Vortrag hielt, Widerspruch gegen seine Auffassung untersagt. Hatte ich sie mir allein vor, lebten sie doch dermaßen in der Furcht des Herrn, daß es für mich schwer war, ein objektives Bild zu bekommen. Das gab mir aber Hedding. Mußte ich dann gegen Reinhardt Stellung nehmen, versuchte ich ihn in stundenlangen Diskussionen von seinem Plan abzubringen. Das war eine Sisyphusarbeit. Dieser

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Mann hatte keine anderen Interessen und kein anderes Gesprächsthema als sein Fachgebiet, er war ständig in Arbeit und um Verbesserungen, Vereinfachungen oder Verfeinerungen bemüht, dann aber auch von seiner Idee so durchdrungen, daß er sich sehr schwer von der Undurchführbarkeit, den gefährlichen Auswirkungen oder der Unnötigkeit seiner Vorschläge überzeugen ließ. Geduld war mir von Nöten.

Was ihm fehlte, war, wie ich Hitler gesagt hatte, die praktische Erfahrung. Er konnte sich kein zutreffendes Bild davon machen, wie sich eine Neuerung in der Praxis auswirken würde. Dazu war er auf dem Fachgebiet wie in der Politik ein grenzenloser Optimist. Er sah Schwierigkeiten nicht oder wollte sie nicht anerkennen. Da seine "Ideen" nicht immer seinem eigenen Gehirn entstammten, sondern meist von sachverständiger Seite kamen, aus der Wirtschaft oder der Verwaltung, hatten sie regelmäßig viel für sich und ließen sich gut begründen. Ich hatte vor allem meine liebe Not, alle die Vorschläge, die aus dem "StS Büro" an mich gelangten, auf das Notwendige zu beschränken. Das ist mir sicher nicht immer gelungen.

Erschwert wurde mir die Lage dadurch, daß Popitz, mein preußischer Kollege, dessen Schaffenskraft die immer mehr abnehmende Tätigkeit des Preußischen Finanzministeriums nicht ausfüllte und der alle Steuerfragen, in denen er sich als besten Sachverständigen Deutschlands fühlte, als seine eigene Domäne betrachtete, Reinhardt als Eindringling in das nur Begnadeten zugängliche Steuerheiligtum und obendrein als Knoten ansah, da er Popitz, der auf Formen hielt, keinen Besuch gemacht hatte. Er war infolgedessen von vornherein ein Gegner aller Steuervorschläge, deren Ursprung er auf Reinhardt zurückführte. Wegen dieser subjektiv gefärbten und vielfach ungerechten Ablehnungsmethode unterließ es Reinhardt grundsätzlich, dem Preußischen Finanzministerium Steuervorschläge

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

des Reiches abzuleiten. Popitz, der darauf einen Anspruch zu haben glaubte, verschärfte seine Kritik. Das rief wieder eine Reaktion bei den Referenten meines Hauses hervor, die sich nun selbst dann mit Energie für eine Vorlage einsetzten, wenn sie ihr ursprünglich mit Reserve gegenüber gestanden hatten. Und Reinhardt setzte die Parteikanzlei in Bewegung, die sich sonst für Steuersachen nicht interessierte, auf sein Drängen hin sich aber eifrig dafür einsetzte. Steuerfragen waren daher immer mit elektrischer Spannung geladen, und es war besonders schwer, hier zu einem ruhigen, abgewogenen Urteil und zu einer sachlichen Behandlung zu kommen.

Glücklicherweise hatte Reinhardt ein zweites Hobby. Er trat sein Amt mit einem fertigen Plan an, der die Überwindung der Arbeitslosigkeit in möglichst kurzer Zeit zum Ziel hatte. Im Grundgedanken, der Wirtschaftsbelebung durch Kreditausweitung, unterschied er sich von den Papen'schen und Schleicher'schen Plänen, aus denen er auch manche Teile entnahm, viel weniger, als sein Verfasser je zugeben wollte oder auch nur ahnte. Sein eigener Beitrag waren die Steuerfreiheit für Kraftwagen, die Ehestandsdarlehen und die Bedarfsdeckungsscheine. Reinhardts Irrtum war die Annahme, daß die Einzelpositionen des Plans nicht untereinander ausgewechselt werden könnten und daß der Plan nur glücken würde, wenn alle Einzelheiten ohne jede Änderung, auch der Dosierung, durchgeführt würden. Er war auf jedes Detail schrecklich stolz und wollte, wie der Schüler im zweiten Teil des Faust, nichts davon wissen, daß auch andere vor ihm schon Kluges gemacht haben könnten. Ich war froh, daß er sich mit solcher Begeisterung die Finanzpolitik zu eigen machte, die ich mit dem Papen-Plan eingeleitet hatte, gab ihm in den Verhandlungen mit den Ressorts über die Höhe und Verteilung der Staatsaufträge freie Hand und überließ ihm ohne Neid den Ruhm, daß das neue Programm der "Reinhardt-Plan" genannt wurde. Reinhardt nahm

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

naiv und gutgläubig die Erfolge für sich in Anspruch und begriff nicht, daß dem Plan die Leistungen der vorangegangenen Kabinette zugutekamen, die undankbare Deflationspolitik Brünings, die Befreiung Deutschlands von den Reparationen durch Lausanne und die große Wende in der Finanzpolitik durch den Papen-Plan.

Die Beamten, vor allem in den Berliner Ministerien, wußten 1933 nicht, was sie machen sollten. War es nicht das Natürliche, daß, wenn sie in ihren Ämtern blieben, sie auch in die Partei eintraten, die jetzt die Grundlage des Staates bildete? Einige Punkte des Parteiprogramms sagten ihnen zu, andere widersprachen ihrer Einstellung oder erschienen ihnen utopisch; aber waren das nicht Dinge, die sich doch nicht verwirklichen lassen würden oder von denen man sich distanzieren könnte? Die Mehrzahl der Beamten war für den Eintritt, ein Teil lehnte ihn aus Selbstachtung ab; sie wollten nicht zu den "Märzgefallenen" gehören, die unmittelbar nach den Reichstagswahlen im März sich um die Parteimitgliedschaft bemühten und natürlich als typische Opportunisten angesehen wurden.

Die Partei ihrerseits war in ihrer Einstellung gespalten. Die radikale Richtung war gegen Massenaufnahme, sie befürchtete hiervon eine Verbürgerlichung der Partei, eine Verwässerung ihrer Ziele, ein Erlahmen ihres revolutionären Elans; die bisherigen Inhaber von Beamtenstellen sollten durch erprobte alte Kämpfer, ohne Rücksicht auf Befähigung, ersetzt werden. Die gemäßigte Richtung, zu der auch Reinhardt gehörte, wußte, daß sie auf das eingearbeitete Beamtentum nicht verzichten konnte, und wollte es möglichst weitgehend in die Partei aufnehmen. Auch ich war für die Aufnahme, aber anders als Reinhardt aus den gleichen Gründen, aus denen die Radikalen dagegen waren; ihre Befürchtung war meine Hoffnung. Doch wollte ich auf keinen einen Druck ausüben; wenn mich

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

einer fragte, sagte ich ihm, ich hätte volles Verständnis für die, die sich der Partei anschlössen, wie für die, die es aus innerem Anstandsgefühl ablehnten. Ich selbst lehnte es strikt ab, einen Antrag auf Aufnahme offiziell zu stellen oder sie indirekt anzuregen. So blieb ich Nicht-PG, bis Hitler 1937 allen Ministern, die nicht der Partei angehörten, das Goldene Parteiabzeichen verlieh und ihnen dadurch eine Sondermitgliedschaft verschaffte.

Bis 1945 gab es im RFM bis in den Kreis der Ministerialdirektoren hinein Beamte, die nicht der Partei angehörten. Reinhardt unterstützte mich dabei, solche Beamte zu halten und auch zu befördern. Wenn er anfangs der ihm ganz unbekannten Ministerialbürokratie mit einem starken Mißtrauen gegenüberstand, so gewann doch bald ihre Sachkenntnis, das hohe berufliche Können, sein fachbegeistertes Herz, und er setzte sich zunehmend mit innerer Wärme für "seine" Beamten ein. Selbst dem originellen Referenten für den Finanzausgleich, dem Ministerialdirigenten Markull, der, Danziger Pastorensohn und Sprachkünstler, in Wort und Schrift geschliffene Meisterwerke lieferte, sie durch Zitate, vor allem aus dem Alten Testament, würzte und bei allen festlichen Veranstaltungen des Ministeriums die Hauptrede zu halten hatte, konnte Reinhardt auf die Dauer nicht widerstehen. Ich liebte Markull besonders und freute mich, wenn er eine seiner Reden damit begann, seine Hörer würden wohl, wie einst die Athener über den Apostel Paulus, über ihn meinen: "Was will der Lotterbube sagen?", oder beim Abschied des Staatssekretärs Schäffer, der weit links stand, Nadowessirs Totenklage anstimmte:

Farben auch, den Leib zu malen,
Gebt ihm in die Hand,
Daß er <u>rötlich</u> möge strahlen
In der Sel'gen Land!

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Zufällig hielt Markull bei mir den ersten Vortrag, dem Reinhardt als Staatssekretär beiwohnte. Er staunte schon, als Markull eine Legion von Zitaten gegen mich aufmarschieren ließ; als ich aber trotzdem gegen ihn entschied und er sich daraufhin mit einem "Ich weiche nicht der höheren Einsicht, sondern nur dem höheren Gehalt" zurückzog, fragte mich Reinhardt mit kugelrunden Augen, ob man so etwas sagen dürfe. Ich erwiderte lachend, bei mir herrsche ein freier Ton; der Referent solle sich gewöhnen, bei einem Vortrag seine Überzeugung offen auszusprechen, auch oder gerade wenn sie von meiner Ansicht abweiche. Das sei nicht Disziplinlosigkeit, sondern Pflicht. Wenn mir nur meine eigene Ansicht vorerzählt würde, brauchte ich keine "vortragenden Räte". Einige Wochen danach hielt bei einem Bierabend, den ich gab, Markull eine Dankesrede. Er feierte dabei den Kalk als den unentbehrlichsten Aufbaustoff in der Natur. Auch der jugendliche Staatssekretär werde den Wert des Kalks bei seinen älteren Mitarbeitern zu schätzen lernen. Jetzt konnte Reinhardt schon lachen. Als im Kriege Markulls Frau starb, nahm er sich das Leben.

Im Ministerium brauchte ich auf Grund des Beamtensäuberungsgesetzes nur wenige Änderungen vorzunehmen. Entlassungen wegen "politischer Unzuverlässigkeit" kamen so gut wie gar nicht vor. Dagegen mußte ich einige jüdische Beamte, auch wenn sie als "alte" Beamte oder als Kriegsteilnehmer gegen Entlassung geschützt waren - das änderte sich erst durch die Nürnberger Gesetze -, aus dem Ministerium versetzen, wo sie nicht bleiben konnten. Besonders schwer wurde mir die Trennung von dem Ministerialrat Grabower, einem als Menschen wie als Beamten hervorragenden Mann. Er hatte die Betriebsprüfung neu aufgezogen und vorbildlich organisiert. Er ging als Reichsfinanzrat nach München. Während des Krieges versuchte ich, ihn unter Hinweis auf seine Verdienste im Ersten Weltkrieg - er hatte den "Hohenzollern" - und auf seine Lei-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

stung als Beamter zu schützen. Einige Male gelang es, aber schließlich wurde er doch nach Theresienstadt gebracht. Nach Kriegsende fand er als Oberfinanzpräsident von Nürnberg eine angemessene Position.

In der Verwaltung draußen war die "Säuberung" schwieriger als im Ministerium. Ich hatte Sorge, daß die neuernannten übereifrigen Personalreferenten zu gut kennen würden und unter Umständen die Verwaltung lahm legen könnten. Ich befürchtete auch, daß, wenn Monate lang nur über das drohende Verhängnis gesprochen würde, die Arbeitsleistung erschreckend zurückgehen würde. Ich entschloß mich also, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und die Aktion so schonend und so rasch wie möglich durchzuführen. Ich fuhr im Juli 1933 von einem Landesfinanzamt zum anderen und hielt selbst "Gerichtstag". Die Entlassungen hielten sich in den Grenzen von Promille-Sätzen. Mit Ausnahme der automatisch ausscheidenden Kommunisten wurden alle mit Pension entlassen. Ende Juli 1933 war ich, von wenigen Fällen abgesehen, bei denen noch Rückfragen nötig waren, mit der ganzen Aktion fertig. In anderen Verwaltungen zog sie sich durch Jahre hin und bildete eine ständige Quelle der Unruhe und des Leistungsrückgangs.

Wäre Oertzen statt Reinhardt Staatssekretär geworden, hätte ein dritter Demminer Ulan eine hohe Stellung im Dritten Reich gehabt. Denn unter Hugenberg war mein alter Freund und Mitabiturient, Achi Rohr, der Besitzer von Haus Demmin, Staatssekretär im Ernährungsministerium geworden. Wenn die Landwirtschaft im Dritten Reich eine ausreichende Existenzgrundlage erhielt, hatte sie das weniger Hugenberg als Rohr zu verdanken. Von ihm gingen die Initiativen aus, vor allem sein Fettplan, und er führte die Maßnahmen durch, die das Kabinett auf Vorschlag des Ernährungsministeriums beschloß.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Achi konnte natürlich nicht lange unter Hitler tätig sein. Er, der immer in Opposition stand, in der Weimarer Republik, im Dritten Reich und später auch in der Bundesrepublik, blieb nur wenige Monate im Amt und schied aus, als Hugenberg durch Darré ersetzt wurde. Nach seiner Entlassung mehrten sich die Konflikte mit der Partei. Wenn wieder einmal ein Laster mit SS auf Haus Demmin zurollte, um ihn zu verhaften, entschwand er durch die Hintertür in die Peene-Wiesen und war nicht zu finden. Dann kam seine großartige Frau zu mir. Sie brauchte nicht viel zu sagen; ich wußte ja, was zu tun war. Ich wandte mich über "Pilli" Körner an Göring. Pilli war ein alter Kriegskamerad, dem Göring versprochen hatte, ihn zum Oberregierungsrat zu machen, wenn er selbst Ministerpräsident in Preußen würde, und der anfangs etwas enttäuscht war, daß er nur Staats"sekretär" wurde. Er war nicht allzu helle, aber stets zu jeder Hilfe bereit und alles andere als ein Nazi. Er gab mir Nachricht, sobald Göring erklärt hatte, Achi könne zurückkommen, es sei keine Gefahr mehr. Ich sagte dann Frau von Rohr Bescheid.

Als ich ihr das einmal persönlich mitteilte, fragte sie, ob ihr Mann mir auch mündlich danken dürfe, in einer halben Stunde könne er da sein. Auf meine Frage, wo er sich denn versteckt habe, antwortete er: da, wo man ihn sicher am wenigstens vermutete, beim Polizeipräsidenten von Helldorff. Der war ein Abenteurer und Landsknecht, alter Kämpfer, aber eigenwilliger Rebell. Er zeigte später, daß er nicht nur Mut, sondern auch Ehrgefühl besaß, als er 1944, wegen Teilnahme am Hitler-Attentat verhaftet, sich standhaft, bis zur Exekution, weigerte, andere Teilnehmer zu verraten. Selbst Pilli konnte nichts für Rohr tun, als dieser im Kriege für einen verstorbenen russischen Kriegsgefangenen, der bei ihm gearbeitet hatte, einen griechisch-katholischen Popen aus Berlin zur Trauerfeier nach Haus Demmin holte und den Sarg feier-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

lich im schwarzen Rock und Zylinder zum Grab geleitete. Durch die Hecke filmte der Dorfschullehrer, zugleich Ortsleiter der Partei, die ärgerniserregende Szene. Man faßte es nicht als - übertriebene - Fürsorge für einen Arbeiter, sondern als offene Demonstration auf. Und das war es sicherlich auch. Achi ließ sich zur Wehrmacht einziehen. Seinen Freunden machte er viel Sorgen.

Ein anderer guter Bekannter, der seinen Freunden große Sorgen machte, war der Pfarrer Niemöller in Dahlem. Ich ging nicht zu ihm in die Kirche, wenn auch der englische Sender am Montag zu behaupten pflegte, ich hätte wieder unter Niemöllers Kanzel gesessen. Ich konnte es nicht leiden, daß sonntags vor der Kirche die Autos sich stauten, die aus allen Teilen Berlins nach Dahlem kamen, nicht um eine christliche Predigt zu hören, sondern einen politischen Angriff auf das System. Wenn wohlmeinende Gemeindemitglieder Niemöller warnten, das könne sich auf die Dauer keine Regierung gefallen lassen, lachte er, er sei gespannt , ob die Kerle es wirklich wagen würden, ihn zu verhaften. Edi und ich gingen zu Pfarrer Röhricht, einem hervorragenden Kanzelredner, der in derselben Kirche predigte. Er suchte nicht, seine Hörer durch Politik zu fesseln; er gehörte der Mittelgruppe an, die bemüht war, sich auf Religion zu beschränken und Politik zu vermeiden, und die, zwischen zwei Feuern stehend, von der Bekennenden Kirche ebenso scharf angegriffen wurde wie von den Deutschen Christen.

Röhricht taufte unsere jüngeren Kinder, und wir verkehrten freundschaftlich miteinander, wenn Edi auch seine Frau, eine hochintelligente Tochter des bekannten Nationalökonomen, des Professors Sombart ("Sozialismus und soziale Bewegung", "Die Juden und das Wirtschaftsleben" u.a.) nicht besonders mochte. Auf der Taufe von Dedo kam Frau Röhricht nach Tisch weinend zu mir, sie und ihr Mann müßten leider sofort nach Hause gehen, ihr Tischherr habe

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ihren Mann schwer beleidigt. Wilhelm Arnim, der schärfsten Richtung der Bekennenden Kirche angehörend, hatte sie geführt und die kirchlich "Neutralen" mit einem Schimpfwort belegt. Ich weiß nicht mehr, was es war, aber es sollte sie als christliche "Lahmärsche" kennzeichnen. Als Frau Röhricht erklärte, auch ihr Mann sei ein Anhänger dieser Richtung, hatte Wilhelm ungerührt erwidert, dann falle er eben auch unter diese Kennzeichnung. Es war gar nicht leicht, genügend Öl auf die hochgehenden Wogen zu gießen.

Auch in Gesprächen mit Kirchenführern, die 1933 abends in meiner Dahlemer Wohnung zusammen kamen - meist Niemöller, Bodelschwingh, Marahrens, Koch, manchmal Wurm -, um über das Verhalten der Kirche gegenüber dem Staate zu beraten, brachen die Gegensätze unter den verschiedenen Richtungen auf. Der Streit wurde leider auch in der Öffentlichkeit, selbst in Audienzen bei Hitler, geführt. Ich gab meine Bemühungen, mich der evangelischen Sache durch Gespräche mit den Führern der Kirche anzunehmen, mehr und mehr auf. Sie waren nicht zu einer einheitlichen Haltung zu bringen. Als ich mich deshalb einmal bei Bodelschwingh, dem mit Abstand klügsten unter ihnen, über seine Amtsbrüder beklagte, sagte er mir in seiner unnachahmlichen Art, man müsse sich auch dann in Gottes Willen fügen, wenn er seinen Dienern den Geist der Weisheit nicht gegeben hätte. Bormanns Versuch, die Kirche dadurch knockout zu schlagen, daß der Staat seine Mitwirkung bei der Kirchensteuer abrupt einstellte, konnte ich durch Verzögerungstaktik unwirksam machen.

Der hinhaltende Widerstand hatte auch in Heiligengrabe Erfolg. Ich hatte der Bitte der Äbtissin von Thadden entsprochen und das Amt des Stiftshauptmanns auf ein Jahr übernommen. Aber während dieses Jahres starb sie. Auf dringendes Bitten der neuen, von mir ins Amt in Heiligengrabe eingeführten Äbtissin Aja Alvensleben blieb ich

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

entgegen meiner ursprünglichen Absicht weiter Stiftshauptmann. Ich war bestrebt, die Verstaatlichung der Schule zu verhüten. Dabei fand ich Unterstützung beim Kultusminister Rust. Aber es wurde immer schwieriger, die Angriffe auf die Schule abzuwehren, vor allem seit der SS-Obergruppenführer August Heissmeyer 1943 Inspekteur der NS-Erziehungsanstalten und der deutschen Heimschulen geworden war. Er hatte es besonders auf Roßleben und Heiligengrabe abgesehen.

Seit 1933 führte der Erbadministrator Wolf-Dietrich von Witzleben, später Chef von Siemens, den Kampf gegen einen Staat, der mit allen Mitteln die Wirtschaft wie die Kultur "gleichzuschalten" bemüht war und der auch die alte Klosterschule unter seine Gewalt zu bringen suchte. Ich habe ihm als Vorsitzender des Vereins Alter Roßleber nach Kräften geholfen. Wir konnten die immer stärker werdende Einflußnahme Heissmeyers auf Roßleben nicht verhindern, aber es gelang doch Witzlebens tapferer Zähigkeit und diplomatischem Geschick, die Schule der Familie Witzleben zu erhalten.

Heiligengrabe hatte mehr Glück. Am 8.12.1944 fand in Gegenwart des Regierungsdirektors Dr. Wendt vom Oberpräsidium Brandenburg eine Besprechung des Stabsleiters Dr. Schmidt und des Regierungsrats Dr. Meissner mit der Äbtissin und Frau Dr. Grolmus, einer der Lehrerinnen in Heiligengrabe, statt. Die Herren erkundigten sich zunächst nach dem Zweck der Stiftung und der Schule, der Stellung der Äbtissin und des Stiftshauptmanns sowie nach der Größe des Besitzes und der Art der Bewirtschaftung. Die Äbtissin legte bei der Beantwortung der Fragen genauestens das Verhältnis von Stift und Schule dar. Schon vor Jahren habe man eine buchmäßige Trennung vorgenommen. Die Schule trüge sich selbst, wenn der augenblickliche Pensionspreis von RM 150,- je Schülerin im Monat und 10 halbe sowie 10 ganze Freistellen beibehalten würde, d.h. die Ge-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

hälter des Lehrerinnenkollegiums und der Angestellten, die Löhne der Arbeiter und die Miete für die Räume von jährlich 18,ooo RM einschließlich Inventar könnten von ihr aufgebracht werden. Meissner erklärte, es bestehe nicht die Absicht, die Schule aufzulösen, doch werde unbedingt an der Verstaatlichung festgehalten; er trug vor, welche Wege einzuschlagen wären, um sie herbeizuführen. Gedacht war an die Gründung einer Reichsstiftung, die die Leitung der Schule übernehmen und der die Einnahmen zufließen sollten. Das Stift könnte einen Vertreter zum Reichstiftungsrat entsenden. Dieser würde unter dem Vorsitz von Heissmeyer über die Verwendung der Gelder entscheiden. Es wurde beschlossen, acht Planstellen einzurichten. Die Aufnahme von neuen Stiftsdamen erübrigte sich, da der eigentliche Zweck des Stiftes mit dem Augenblick fortfalle, wo die Schule verstaatlicht werde und daher die Stiftsdamen nicht mehr für die Schule arbeitsmäßig eingesetzt würden. Es ist erstaunlich, womit man sich vier Monate vor dem totalen Zusammenbruch in Deutschland noch beschäftigte. An eine Durchführung der Vorschläge des Inspekteurs der Reimschulen dachte in der Folge natürlich niemand mehr. Im Falle Heiligengrabe gelang es durch das Geschick der Äbtissin, meine Einwirkung auf Staats- und Parteistellen und unsere Verzögerungstaktik Schule und Stift von nationalsozialistischem Einfluß völlig freizuhalten.

Im übrigen brauchte ich nicht oft nach Heiligengrabe zu fahren. Die Äbtissin Aja regierte mit fester und kluger Hand. Meist war ich zu den Konfirmationen in Heiligengrabe, dem dortigen Hauptfest, bei denen sich das alte Stift in vollem Schmuck zeigte. Ich begrüßte bei Tisch die Gäste, einer der Väter der Konfirmandinnen sprach auf Stift und Äbtissin. Man konnte dabei allerhand erleben. Als mein lieber Vetter Anton - Hohenerxleben, der gut und flüssig sprach, die Rede hielt, verglich er die Konfirmandinnen mit jungen Remonten und kam von diesem Vergleich nicht herunter. Die

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Zügelhilfen gingen noch, als er aber zur Schenkelhilfe kam, sandte ich seiner prachtvollen Frau einen verzweifelten Blick zu. Setten zuckte mit den Achseln - da kann man nichts machen -, nickte dann aber beruhigend mit dem Kopf - er findet sich schon wieder zurecht -. Ein anderes Mal hatte die Äbtissin einen Ostpreußen ausgesucht, weil die Tochter sagte, er könne gut reden. Mir schwante nichts Gutes, als er mich bat, meine Rede möglichst schon vor der Suppe zu halten, er wolle seine Rede so rasch wie möglich hinter sich bringen, dann schmecke das Essen besser. Was kam, übertraf meine Befürchtungen. Zwei Sätze gingen glatt, dann sagte er: Und so feiern wir heute das Fest der ... Aus, wir flüsterten: Konfirmation, Einsegnung! Er war wie ein balzender Auerhahn und hörte nichts. Offenbar war er Reiter; er nahm das Pferd, das refüsiert hatte, zurück und drückte es gegen das Hindernis vor. Ganz langsam sagte er: Und so feiern wir heute das Fest der ... Wieder war's aus, uns stand der Schweiß auf den Stirnen, das Flüstern wurde immer lauter und dringender: Einsegnung, Konfirmation! Er nahm von außen nichts an, doch als Reiter versuchte er es nun mit dem fliegenden Galopp, ganz schnell sagte er: Und so feiern wir heute das Fest der Konfirmation. Rüber war er, Gott sei Dank. Als er aber im Laufe der Rede noch einmal stecken blieb, sprang ich auf, wir riefen Hoch! und warteten den Schluß nicht ab.

In Hitlers Kabinett behielten aus der Papen-Regierung Neurath, Eltz, Popitz, Gürtner und ich unsere Ressorts; Papen selbst blieb als Vizekanzler im Amt. Bekannt waren mir von den neu eintretenden Ministern Hugenberg als Wirtschafts- und Ernährungs-, Seldte als Arbeitsminister, Göring zunächst als Minister ohne Geschäftsbereich, später als Luftfahrtminister. Neu waren mir die Gesichter des Wehrministers Blomberg und des Innenministers Frick. Damals standen acht "bürgerliche" Minister vier Nationalsozialisten, Blomberg eingerechnet, gegenüber. Im Laufe des Jahres 1933 schied Hugenberg aus, auf der anderen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Seite traten Goebbels, Schmidt, Darré, Röhm und Hess als Minister neu ein. Das Verhältnis verschob sich auf 7:9. Diese Entwicklung, das zunehmende zahlenmäßige Übergewicht der Nationalsozialisten, setzte sich fort.

In meinem Buch "Es geschah in Deutschland" habe ich in Einzelkapiteln Hitler, Papen, Hugenberg, Schacht, Seldte, Blomberg, Neurath, Gürtner, Popitz, Göring, Goebbels, Ribbentrop, Hess, Bormann, Himmler, Kerrl, Rosenberg, Todt und Speer geschildert. Ich glaube nicht, daß ich an diesen "Menschenbildern"etwas zu ändern brauchte. Die inzwischen erschienenen Biographien und Memoiren bestätigen, daß ich sie richtig beurteilt habe. Auch die allmähliche, unmerkliche Entmachtung des Kabinetts und die Entwicklung Hitlers zum despotischen Diktator, der sich von keinem Menschen mehr, auch nicht von den Mitgliedern des engsten Beraterkreises, beraten oder beeinflussen ließ, habe ich zutreffend geschildert.

Immer mehr zeigte sich, daß Taktik eine der wesentlichsten Künste ist, die man in einer Diktatur beherrschen muß. Zu Anfang wurde im Kabinett noch diskutiert, Hitler freute sich, wenn er seine dialektische Begabung vorführen konnte, und war bereit, guten Argumenten auch mal nachzugeben. Aber immer mehr füllten die Vorträge der jeweils zuständigen Minister zur Tagesordnung und die Monologe Hitlers die Kabinettsitzungen aus; sie wurden zu einer Art Befehlsempfang, bei dem Diskussionen nur noch selten vorkamen. Es war nur der Schlußpunkt einer langen Entwicklung, daß von 1937 an überhaupt keine Sitzungen mehr abgehalten wurden und der Schriftverkehr über Lammers an ihre Stelle trat. Dieser trug eine Vorlage Hitler erst vor, wenn er erklären konnte, daß alle zuständigen Minister zugestimmt hätten. Waren sich die Minister nicht einig, mußten sie so lange Chefbesprechungen abhalten, bis ein Kompromiß erzielt war. So kam es, daß wichtige Vorlagen Jahr und Tag nicht weiter kamen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Im Verkehr der Ressorts untereinander mußte man scharf aufpassen, ob und wann Zeit und Gelegenheit zu einem listigen Gegenzug gekommen waren. Mit den aus dem Papen- und Schleicher-Kabinett übernommenen Ministern, mit Neurath, Gürtner, Eltz, konnte ich vertrauensvoll und offen sprechen; mit Papen und Schacht war das mit gewissen Einschränkungen auch möglich. Bei den nationalsozialistischen Ministern ging das nicht, das Vertrauen fehlte, man sprach selber mit Vorsicht und Vorbehalt und wußte nicht, ob der Partner die Wahrheit sagte. Am besten kam ich, wenigstens in den ersten Jahren, noch mit Göring aus. Als er noch nicht ganz zum Pascha geworden war, konnte man ihn bei der Ehre fassen, und Kritik an der Partei freute ihn geradezu, nur auf Hitler ließ er nichts kommen.

Unter Papen und Schleicher kamen wir Minister uns auch menschlich nahe. Die Familien der Minister verkehrten miteinander, man war befreundet. Das wurde unter Hitler ganz anders. Edi und ich machten die großen Empfänge mit, die einmal im Jahr Hitler, Göring, Funk, Goebbels gaben, aber sonst verkehrten wir nicht mit den nationalsozialistischen Ministern. Nur in den wenigen Monaten, in denen Schmitt-Allianz Wirtschaftsminister war, besuchten sich seine nette Frau und Edi zum Tee, und Schmitt war der einzige Nazi, mit dem ich rückhaltlos offen reden konnte. Wir sprachen die gleiche Sprache. Von den anderen trennte uns eine Welt.

Als ich bei Ley einmal etwas erreichen wollte - ich erinnere mich nicht mehr, um was es ging -, nahm ich eine Einladung zum Essen an. Die Nazis konnten zwar die "Reaktion" nicht leiden, aber sie legten Wert darauf, Menschen mit "Titeln" am Tisch oder in ihrem Stab zu haben. Das Ehepaar Goebbels war entsetzlich stolz, daß ein leibhaftiger Prinz, Christian Schaumburg-Lippe, Adjutant des Propagandaministers war. Josias Fürst zu Waldeck machte bei Himmler eine glänzende Karriere. Und ich konnte Ley

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

nur zu etwa bringen, wenn ich in seinem Haus gewesen wär. Der Abend brachte eine Überraschung. Nach dem Essen stand im Salon Leys zweite, junge Frau unter einem mit einem Vorhang verhüllten Bild; mit einer gewissen Feierlichkeit zog Ley den Vorhang zurück, und dann stand seine Frau unten mit und oben ohne Kleid, völlig, aber auch völlig nackt, wahrscheinlich vom Präsidenten der Reichskunstkammer Ziegler, den Spötter den Reichsschamhaarmaler nannten, selbst gemalt. Nicht nur mir, sondern selbst abgebrühten Nazis verschlug es den Atem. Es tat mir nur leid, daß Edi abgesagt hatte, sie hätte zu dieser Enthüllung sicher etwa Passendes zu sagen gewußt. Mir fiel nichts ein.

Besonders unsympathisch war mir Röhm. Im Winter 1933/34 war ich öfter mit ihm bei Hitler. Röhm wollte seine SA groß aufziehen, zum eigentlichen Waffenträger der Nation machen und dann die Reichswehr einsacken. Für diesen Plan brauchte er zunächst einmal viel Geld. Hitler schob mich vor; er sei einverstanden, wenn es auch der Finanzminister wäre. Ich war es nicht, und merkte bald, daß mein Widerstand Hitler ganz gelegen kam. Röhm versuchte, mich zu übertölpeln; er rief mich eines Tages an, Hitler hätte inzwischen entschieden und den von ihm geforderten Monatszuschuß gebilligt. Ich fiel auf den Trick nicht herein, Hitler hatte nicht entschieden und lehnte weiter Röhms Forderungen unter Berufung auf mich ab. So konnte ich beobachten, wie unter der Decke der Brand immer weiter schwelte, und war nicht erstaunt, daß er eines Tages aufloderte. Ich war auch ganz einverstanden damit, daß die Reichswehr sich als einziger Waffenträger durchsetzte. Aber die Form der Niederwerfung eines an diesem Tage sicher nicht geplanten Putsches brachte einen tiefen Einschnitt. Nun gab es kein Zwielicht um Hitler mehr. Man konnte ihn nicht damit entschuldigen, "der Führer habe das nicht gewußt". Er selbst hatte die Mordbefehle gegeben. Erst viel später, nach und nach, erfuhr man, wie viele Menschen, die mit dem Putsch überhaupt nichts zu tun hatten,

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Opfer persönlicher Rache Hitlers, Görings oder eines Gauleiters geworden waren. Ich habe mich in dem Gürtner-Kapitel meines Buches "Es geschah in Deutschland" eingehend mit den 30. Juni beschäftigt.

In meinem Ministerium war zu den drei unter einem Ministerialdirektor stehenden "klassischen" Abteilungen, der Etats-, Steuer- und der Zollabteilung schon in den 20er Jahren die Reparationsabteilung gekommen, die ich, bevor ich Minister wurde, selbst ein Jahr leitete. Jetzt war sie zur Wirtschaftsabteilung geworden, die sich mit den grundsätzlichen Fragen unserer Finanz- und Wirtschaftspolitik, mit unseren Beziehungen zum Ausland, mit Krediten, Garantien, Subventionen und dergleichen zu befassen hatte. Chef der Etatsabteilung war der ausgezeichnete Dr. Olscher, der vorher unter mir Generaletatsreferent gewesen war. Als er in den Vorstand der Reichskreditgesellschaft eintrat - er blieb dort bis 1945 und ist nach dem Einmarsch der Russen verschollen -, teilte ich die zu groß gewordene und von einem Leiter nicht mehr zu bewältigende Etatsabteilung. Die verkleinerte eigentliche Etatsabteilung übernahm der frühere preußische Landrat von Manteuffel, der sie bereits als Dirigent lange geleitet hatte. Den mit mir persönlich befreundeten Manteuffel verfolgte im Krieg das Schicksal mit schweren Schlägen. Der einzige Sohn starb, kaum von einer Verwundung geheilt, am Scharlach in Rumänien. Die Wohnung, die das Ehepaar Manteuffel mit Liebe und Geschmack mit schönen Sachen gefüllt hatte, wurde von Bomben zerstört, die Sachen verdarben im Regen. So wurde er plötzlich alt und mußte im letzten Kriegsjahr seinen Abschied nehmen.

Die zweite neue selbständige Abteilung war die Länderabteilung. Sie behandelte die Etats der Länder und den Finanzausgleich. Ihr Leiter blieb der aus Sachsen stammende Dr. Kluge, der 1933 dort kurze Zeit Finanzminister gewesen war, aber mit Mutschmann nicht zusammenarbeiten konnte. Ihm lagen besonders Verwaltungs- und Reichsreform am Herzen

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Aber da an führender Stelle Abneigung bestand, hierin eine Entscheidung zu treffen, kam es nicht zu den von ihm erhofften Ergebnissen. Der tiefreligiöse, bescheidene und liebenswürdige Mann war menschlich besonders anziehend. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er in der Kirchenleitung als Jurist tätig und leitete fast ein Jahrzehnt die Deutsche Evangelische Bahnhofsmission. Aja Alvensleben, die in ihrer Tätigkeit bei der Bahnhofsmission dienstlich viel mit ihm zu tun hatte, vermißte gelegentlich bei ihm die ihr eigene Energie und Aktionsgeschwindigkeit. Aber Vorgesetzte und Untergebene schätzten ihn. Als er 1968 starb und in Bonn beigesetzt wurde, war bei großer Beteiligung die Trauer echt. Der Verband der Bahnhofsmission schrieb mir: "Mit seiner menschlich so feinen, ruhigen und besonnenen Art hat er unser Werk über acht Jahre geleitet, und wir haben seine Umsicht und Klugheit bewundert, mit der er es auch verstand, schwierige Probleme zu meistern".

Die dritte neue Hauptabteilung, die Besoldungsabteilung, die alle Fragen des Besoldungs-, Pensions-, Reisekostenrechts u.ä. bearbeitete, unterstand wie bisher Dr. Wever. Er hatte seine Lehrjahre als junger Beamter im Reichsamt des Innern zugebracht und nach dem Kriege mehrere Jahre im Reichspräsidentenbüro unter Ebert gearbeitet. Nach seinem Eintritt in das Reichsfinanzministerium mit Besoldungsfragen beschäftigt, wurde er auf diesem Gebiet der beste Sachkenner Deutschlands. Das Prachtvolle an diesem Mann war, daß er nicht in den Einzelbestimmungen, die mir immer ein Buch mit sieben Siegeln blieben, erstarrte oder hängen blieb, sondern sich den freien und unbefangenen Überblick über die ganze Materie mit ihren Abgründen und Korrekturmöglichkeiten bewahrte und daher auch Neuerungsvorschlägen ganz unvoreingenommen, wenn natürlich auch mit der einer souveränen Sachkenntnis entstammenden Kritik, gegenüberstand. Er war, von allen Beamten des Hauses am meisten, mein lebendes Gewissen, dessen ehrlicher und selbstloser

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Wahrhaftigkeit und dessen sicherem Gefühl für das Rechte ich unbedingt vertrauen konnte. Als ich im April 1945 von ihm, der das in Berlin bleibende Reichsministerium leiten sollte, Abschied nahm, wußte ich, daß er mit den letzten an mich gerichteten Worten "si fractus illabatur orbis impavidum ferient ruinae" (wenn zerbrochen der Erdkreis birst, werden die Trümmer einen Unerschrockenen treffen), die Wahrheit sprach. Er hat nach dem Kriege noch lange in seinem Haus in Dahlem gewohnt und sich vor allem der Arbeit an der Jugend gewidmet.

Leiter der Wirtschaftsabteilung war ein alter Praktikus, Dr. Berger, der sich vom Kriegsende an mit der Reparationsfrage befaßt und an allen Auslandskonferenzen teilgenommen hatte. Seine Sachkenntnis machte ihn zu einem unentbehrlichen Ratgeber. Der schwerhörige Mann besaß in hohem Maße das allen Schwerhörigen eigene Mißtrauen. Er legte an alle Fragen die scharfe Sonde seines kritischen Verstandes und deckte an ihnen den letzten dunklen Punkt auf. Edi mochte ihn nicht, sie hielt ihn für einen Intriganten und hatte damit sicher nicht ganz Unrecht. Ich nahm ihn jeden Morgen im Auto mit in die Stadt, und unterwegs berichtete er mir, was ihm am Vortag seine erstaunliche Gabe, sich Informationen zu verschaffen, eingebracht hatte. Diese Kenntnisse benutzte er, um sich eine gewisse Macht- und Einflußposition zu verschaffen. Denn er gab seine Geheimnisse nie vollständig preis, auch nicht an seine unmittelbaren Dienstvorgesetzten. Er war eine Holstein-Natur, dem seine Kenntnisse von Zusammenhängen, über die andere nicht Bescheid wissen konnten, ein Übergewicht verlieh. So war Berger ein ungewöhnlich kluger und wertvoller, aber nicht ganz durchsichtiger Mitarbeiter. Zu einem warmen menschlichen Verhältnis zu ihm bin ich nicht gekommen.

In keiner anderen Abteilung hatte ich so viele Konflikte zu schlichten und über Beschwerden zu entscheiden. Ein seines Wertes bewußter Mann wie der Reichsbankreferent Dr.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Bayrhoffer ließ sich in sein Spezialgebiet nicht hineinreden. Der zartbesaitete Dr. Nasse, der die Reichskonzerne, Salzgitter usw. betreute, beklagte sich beinahe weinend bei mir, wenn ihn Berger wieder einmal unfreundlich behandelt und gekränkt hätte. Dann wollte sich Nasse durchaus pensionieren lassen, ich konnte aber gerade diesen Mann nicht entbehren, der die Bilanzen der uns unterstellten Gesellschaften zu lesen verstand und dem die Generaldirektoren nichts vormachen konnten.

Über den Leiter der Steuerabteilung, Professor Hedding, habe ich schon gesprochen. Der Leiter der Zollabteilung, Dr. Ernst, war selbst alter Zöllner, mit allen Haken und Ösen dieses Dienstes vertraut, ein fröhlicher Lebenskünstler und der einzige der leitenden Beamten, der sich aus innerer Überzeugung dem Nationalsozialismus angeschlossen hatte. Er verrichtete, ohne zu murren oder dagegen zu reklamieren, alle kleinen Pflichten, die ihm sein Ortsgruppenleiter auferlegte, und gab sich aus dem durch die Nichtarier-Bestimmungen des Beamtengesetzes neugeweckten Interesse an der Ahnentafel große Mühe, über seinen Großvater und dessen Herkunft Näheres zu erfahren. Endlich bekam er Auskunft: sein Großvater war Jude. Ich hatte große Schwierigkeiten, den tieferschütterten Mann von übereilten Schritten abzuhalten. Schließlich brachte ich ihn dazu, in seinem Amte zu bleiben, der Partei lediglich eine die Lage darlegende Meldung zu erstatten und zugleich eine Eingabe an Hitler mit der Bitte um "gnadenweise Behandlung als Vollarier" zu richten. Da Reinhardt ihn hierbei unterstützte, sind ihm von keiner Seite je Schwierigkeiten gemacht worden. Aber der frohgemute Mann war in sich gekehrt und bedrückt; er schämte sich nicht etwa, zu einem Viertel Nichtarier zu sein, - dazu war er viel zu frei und vorurteilslos - aber er fühlte sich in der Rolle eines - wenn auch unbewußten - Betrügers. Denn als Nationalsozialist hatte er die Forderung der Rassenreinheit vertreten, während er selbst gegen das Gebot verstieß. Der

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Stoß, den er so erhalten hatte, mit zu seinem baldigen Tode beigetragen.

Der zweite aus dem Zolldienst hervorgegangene Mann, der mir nahestand, war Dr. Hossfeld, der Generalinspekteur des Zollgrenzschutzes. Der über 50 Jahre alte, aber immer noch rüstige und kräftige, militärisch aussehende und auftretende Mann war der Typ des guten preußischen Beamten alten Schlages, mit seiner Sachkenntnis und Pflichttreue, aber auch mit seiner Schroffheit und seinen Ecken. Er führte den Kampf mit der SS um die Wacht an der Grenze, den sie 1937 verlor und seitdem doppelt erbittert führte, mit dem offenen Visier des anständigen Mannes; gegen Heimtücke und vergiftete Pfeile war er ohnmächtig. Hossfeld suchte in diesem Kampf die Unterstützung der Wehrmacht. Das unterstrich er durch die Uniform, die er für den Zollgrenzschutz durchsetzte und die von der Wehrmachtsuniform nur durch die grünen Fäden auf den Schulterstücken, auch im Gold der Generalsuniform, unterschieden war.

Ich habe häufig zusammen mit Hossfeld die Grenzen kontrolliert, schon um den Vorwurf fehlender Aufsicht entkräften zu können. Dann konnte die kleine Schwäche Hossfelds, der sich als Generalinspekteur eben auch als "General" fühlte, zu manchen für die Sachkenner erheiternden Momenten führen. Bei einem Besuch in Belgien lud uns der Militärbefehlshaber General von Falkenhausen in sein Lieblingslokal in der Nebenstraße am Brüsseler Markt ein, in der die Schlemmerstätten Brüssels liegen. Im vertraulichen Gespräch beim guten Rotwein sprach dann Hossfeld, die tiefe Stimme dämpfend, "als Mensch zu Mensch, als General zu General" mit dem Militärbefehlshaber. Falkenhausen wandte sich nach einer Weile suchend um und lispelte: "Wo ist denn dieser, dieser - Zöllner?"

In dem Kampf zwischen der SS und dem Zollgrenzschutz richtete ich wiederholt eingehende Denkschriften an Hitler.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Sie sollten vor allen verhindern, daß Himmler einmal eine günstige Gelegenheit benützte, um überfallartig eine Führerentscheidung zu erreichen. Hitler sagte denn auch Lammers zu, er werde keine mir nachteilige Entscheidung treffen, ohne mich vorher gehört zu haben. Bis zum Sommer 1944 ging alles gut. Aber dann kam ein unerwarteter Schlag. Himmler ließ Hossfeld nach dem Attentat am 20. Juli verhaften. Bei Hitler hatte er leichtes Spiel. Der Gauleiter Erich Koch hatte bei den Kämpfen um Ostpreußen in der allen diesen Gaufürsten eigenen überheblichen Sucht, möglichst alles unter der eigenen Befehlsgewalt zu vereinigen, dem Zollgrenzschutz Befehle gegeben. Sie wurden nicht befolgt, da sie sich nicht mit den Befehlen der Wehrmacht deckten, der der Zollgrenzschutz einsatzmäßig unterstand. Koch führte bei Hitler bittere Beschwerde über den "Befehlswirrwarr", der beim Zollgrenzschutz herrsche. In Wirklichkeit war die Befehlsregelung völlig klar, nur nicht so, wie Koch sie sich wünschte. Aber Koch führte Himmlers Mühlen trübes Wasser zu. Denn da auch die Offiziere, mit denen Hossfeld dienstlich in erster Linie zu tun hatte, General Wagner und Oberst Graf Stauffenberg, zu den prominenten Attentätern gehörten, hatte Himmler leichtes Spiel, Hitler davon zu überzeugen, daß in der Organisation dieser von verdächtigen reaktionären Elementen schlecht geleiteten Verwaltung alsbald eine Änderung eintreten müsse. Ich wurde fernmündlich davon in Kenntnis gesetzt, daß durch "Führerbefehl" die Leitung des Zollgrenzschutzes mir abgenommen und auf Himmler übertragen worden sei.

Ich glaubte, daß, nachdem Himmler sein Ziel erreicht hatte, Hossfeld alsbald entlassen werden würde. Aber er blieb in Haft. Vielleicht hatte man ihn ernsthaft in Verdacht wegen der nahen Beziehungen, in denen er seit Jahr und Tag mit verschiedenen am Attentat Beteiligten stand, aber wahrscheinlich zählte man ihm nur den Widerstand heim, den er der SS so lange geleistet hatte. Ich setzte mich laufend bei Himmler und Kaltenbrunner für Hossfelds Entlassung ein.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Im Herbst teilte mir Kaltenbrunner mit, der Verdacht gegen Hossfeld habe sich nicht bestätigt, er werde seine Entlassung bei Himmler beantragen, der sich die Entscheidung in diesen Fällen vorbehalten habe. Gerade damals hatte aber Himmler die Führung einer Heeresgruppe übernommen und war weder fernmündlich noch persönlich zu erreichen. So zögerte sich die Entscheidung bis Weihnachten hin. Auf mein dringendes Ansuchen sagte Kaltenbrunner mir zu, er werde noch vor Weihnachten mit Himmler sprechen; er glaube, die Entlassung erreichen zu können. Aber Himmler lehnte die Entlassung ab; Hossfeld sei zwar am 20. Juli unbeteiligt, aber ein solcher Reaktionär, daß während des Krieges seine Entlassung bedenklich scheine.

Jetzt schrieb ich Himmler, seine Entscheidung träfe nicht bloß einen verdienstvollen alten Beamten, sondern richte sich auch gegen mich. Denn offenbar werde Hossfelds "reaktionäre" Gesinnung aus dem Kampfe hergeleitet, den er gegen die SS geführt habe. Dieser Kampf sei aber nicht nur mit meiner Einwilligung, sondern auf meine Weisung hin geführt worden. Alle Maßnahmen, die sich nicht auf den Verdacht der Teilnahme am 20. Juli gründeten, seien daher nicht gegen Hossfeld, sondern gegen mich gerichtet. Ich müsse Himmler sowohl wegen meiner Verpflichtung gegenüber einem treuen Mitarbeiter, wie aus Selbstachtung dringend ersuchen, Hossfeld sofort freizulassen; ich könnte und würde dies nicht auf sich beruhen lassen.

Jetzt sah Himmler, daß er zu weit gegangen war. Ich erhielt umgehend von ihm die Antwort, er werde Hossfeld entlassen, doch müsse er aus seinem Berliner reaktionären Verkehrskreis entfernt werden und sich einen anderen Aufenthaltsort wählen. Unglücklicherweise trat nun eine Verzögerung dadurch ein, daß Frau Hossfeld als neuen Aufenthaltsort ein Gut angab, dessen Besitzerin die Schwester der Gräfin Lynar war, der Witwe eines am 20. Juli Beteiligten. Dieser Aufenthaltsort wurde nicht genehmigt. Wäh-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

rend nach einem neuen gesucht wurde, stießen die Russen bis an die Oder vor und bedrohten Berlin. Jetzt wurde Fürstenberg, das "KZ für Prominente", geräumt. Dort saßen u.a. Schacht, Falkenhausen, Hossfeld und der Potsdamer Regierungspräsident Graf Bismarck, der vom Volksgerichtshof von der Anklage der Teilnahme am 20. Juli freigesprochen, vom SD aber ebenfalls weiter in Haft behalten worden war. Die Fürstenberger Häftlinge wurden nach Süddeutschland transportiert. Beim Durchtransport durch Berlin entschloß man sich doch, Bismarck und Hossfeld freizulassen. Als der Generalinspekteur mittags in seiner Wohnung ankam, fand er seine Frau und seinen von Kindheit an gelähmten Jungen tot vor. Die unglückliche Frau hatte infolge der langen Haft ihres Mannes, der ständigen Fliegeralarme, der Bedrohung Berlins durch die Russen und der Verzögerung der Freilassung die Nerven verloren und in der vorhergehenden Nacht dem Jungen und sich selbst den Tod durch Gas gegeben. Hossfeld kam 12 Stunden zu spät. Am nächsten Tag saß mir, ohne daß das seine straffe äußere Haltung veränderte, ein gebrochener und tief verbitterter Mann gegenüber.

Ein besonderes Glück hatte ich mit meinen persönlichen Referenten. Es waren ausgezeichnete Beamte, mit denen mich echte Freundschaft verband. Den ersten ließ ich auf seine Bitte in die Postverwaltung zurückkehren, aus der er stammte. Dem zweiten erfüllte ich einen Herzenswunsch, als ich ihn auf den freigewordenen Posten des Oberfinanzpräsidenten in seiner Heimat, in Dresden, berief. Der behende, geschickte kleine Mann wurde sogar mit Mutschmann fertig. Meyer hatte die große Gabe, allen Schwierigkeiten schon im Entstehen die Spitze abzubrechen. Er wurde einer unserer besten Präsidenten, aus dessen Bezirk die wenigsten Fälle in Sach- oder Personalangelegenheiten bis vor das Forum des Ministeriums gebracht zu werden brauchten. Er ist nach 1945 in einem Internierungslager in der Ostzone gestorben.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Sein Nachfolger, Dr. Brahtz, wurde von Monat zu Monat mehr das, was ein persönlicher Referent seinem Chef sein soll, sein Berater und sein Gewissen. Brahtz hat mir stets mit den ihn auszeichnenden Eigenschaften der Klugheit, der Aufrichtigkeit und des Takts in respektvoller Offenheit alles gesagt, was ich nach seiner Ansicht wissen mußte, z.B. wenn ich einen Beamten oder auch einen hohen Funktionär falsch beurteilte, wenn das Haus eine Anordnung von mir nicht verstand oder etwas von mir erwartete, etwa einen stärkeren Schutz gegen einen der überraschenden Einfälle des Staatssekretärs, was das Volk über Maßnahmen der Regierung oder unseres Hauses dachte, um nur eine kleine Blütenlese der Informationen zu geben, die mir der getreue Brahtz zuteil werden ließ. Gerade diese Eigenschaften befähigten ihn aber auch in besonderem Maße zum Personalreferenten.

Bei der Besetzung der Personalabteilung hatte ich Pech gehabt. Der Oberfinanzpräsident Maass – einer von den wenigen etwas älteren Nationalsozialisten unter den höheren Beamten der Finanzverwaltung – war keiner von den "wilden Männern" und fügte sich willig meiner Anordnung, bei Beförderungen und Ernennungen ausschlaggebenden Wert auf Leistung und Charakter zu legen. Ich glaubte, mit ihm einen guten Griff getan zu haben. Aber dann zeigte sich doch, daß ihm die Eignung zur Führung fehlte und daß er die mangelnde Autorität durch lautes Poltern zu ersetzen suchte. Ich mußte ihm einen besonders tüchtigen Mann zur Seite stellen, der einmal sein Nachfolger werden und jetzt vor allem die Betreuung der höheren Beamten übernehmen sollte. So schwer es mir wurde, mich von Brahtz zu trennen, so richtig war dieser Entschluß; ich habe seitdem Ruhe gehabt, weil ich die Fragen der Personalabteilung nun in guten Händen wußte. Brahtz und ich trafen uns nach dem Kriege in einem der Gefangenenlager; er winkte mir tränenden Auges nach, als ich plötzlich von dort nach Dachau abtransportiert wurde. Nach meiner Entlassung habe ich ihn

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

öfters wiedergesehen, bis er 1970 starb.

Der vierte, Dr. Scholl, war ein echter Rheinländer, hochgebildet, mit künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen, aber auch den Freuden des Lebens zugeneigt, mit Sinn für Humor und einem ausgesprochenen mimischen Talent begabt. Er gewann sich durch seine Liebenswürdigkeit in meinem Bekanntenkreis wie in den Ressorts alle Herzen, auch, obwohl er Katholik war, die der vielen mich besuchenden Vertreter der evangelischen Kirche. Auch er erfüllte vorbildlich seine Aufgabe, mir Berater und Gewissen zu sein. Vielleicht war er weniger kritisch als Brahtz, jedenfalls ließ er sich durch meine Reden so beeindrucken, daß er daran nie etwas auszusetzen fand. Dafür hatte er in anderer Hinsicht mehr Anstände mir gegenüber als Brahtz. Er bedauerte, daß mir "jedes Gefühl für Würde" abginge. Es gab ihm einen Stich ins Herz, wenn ich zu Diners oder anderen festlichen Veranstaltungen, bei denen man zum Zivil den Zylinder oder mindestens die steife schwarze "Bohle" zu tragen pflegte, im weichen Hut erschien. Ich konnte auch seinen Kummer nicht teilen, wenn ich bei irgendeiner Gelegenheit falsch placiert war oder Scholl die Empfindung hatte, daß ich nicht genügend honoriert würde. Meine Entschuldigung, ich hielte es mit Bismarcks "wo ich sitze ist immer oben", verfing bei ihm nicht.

Eine erste Probe seiner Nachahmungsgabe erhielt ich 1938 auf unserer Reise durch die Ostmark, auf der ich die neuen Oberfinanzpräsidenten ernannte. Wie ein Schatten folgte uns dabei der Vertreter des Bundes der Beamten, des BdB, der stets sofort nach meiner Rede das Wort nahm. Am ersten Abend kam Scholl auf mein Zimmer und fragte, ob ich wohl gemerkt hätte, wie unglaublich komisch der Beamtenbunds-Mann sei; und dann hielt er mir die Rede: "Nun könnte vielleicht einer fragen: was hat hierbei der BdB se dun?" und sich voll aufpumpend: "er hat sehr viel dabei se dun!" Als am nächsten Tage Scholl mich anstieß

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

und unser dicker Freund anno: "nun gönnte vielleicht einer fragen ...", konnte ich nur schwer die ministerielle Fassung wahren.

Das Reisen war immer Schölls große Zeit. Er organisierte großartig, betreute mich wie eine Mutter ihr krankes Kind und erheiterte mich abends durch eine Vorstellung der Tagesgrößen. Anfangs schätzte er meine geschichtliche Neugier - Wo kommt doch der Name der Stadt in der Geschichte vor? Wann hat der Kerl doch regiert? usw. - nicht sonderlich. Wenn ich später eine solche Frage stellte, bat Scholl nach einiger Zeit, ob das Auto wohl mal halten könne. Ich hatte nichts einzuwenden und dachte mir nichts dabei, wenn Scholl für kurze Zeit hinter dem Wagen verschwand. Er benutzte die Pause aber nicht für den Zweck, den ich annahm, sondern tat einen Blick in den eigens hierfür mitgenommenen "kleinen Ploetz". Wenn wir weiterfuhren, fiel ihm zufällig nach einiger Zeit die Antwort auf meine Frage ein. Ich wiederum hatte an Scholl auszusetzen, daß das Autofahren ihn so schläfrig machte. Saß er vorn neben dem braven Olschewsky, sank ihm, statt daß er die Karte studierte, der Kopf auf die Brust. Ich wollte morgens möglichst früh aufbrechen, um den Tag auszunutzen, Scholl plädierte für eine spätere Stunde, weil ihm sein Schlaf heilig war und er auch für seine Toilette erheblich mehr Zeit brauchte als ich; er wurde dann auch sehr viel schöner. Wenn wir nicht Auto fuhren, benutzte ich gern die Eisenbahn, während Scholl mich für das Fliegen gewinnen wollte.

Als der neue Oberfinanzpräsident in Nürnberg eingeführt werden sollte, bat ich Scholl, Bettkarten für den Nachtschnellzug Berlin-Nürnberg zu besorgen. Was wir denn um Gotteswillen morgens um 7 in Nürnberg machen sollten, wandte Scholl ein, der Festakt beginne erst um 1o, das Verkehrsflugzeug Berlin-Venedig habe um 1/2 1o Zwischenlandung in Nürnberg, das sei doch ideal, aber ich hätte ja etwas gegen das Fliegen. Ich gab nach, und wir flogen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Es war dicker Nebel, und als wir in Nürnberg sein sollten, kreisten wir in den Wolken. Der Flugzeugführer beruhigte uns aber, es sei alles in Ordnung. Als wir gelandet waren, stürzte Scholl auf den Flugplatz, wo das Auto des Oberfinanzpräsidenten sei. Welches Oberfinanzpräsidenten? Na, hier des Nürnberger! Wir wären nicht in Nürnberg, sondern in München. In Nürnberg, sagte der Flugzeugführer, sei der Nebel auf dem Platz zu dicht gewesen, und sein Blindflugapparat habe nicht funktioniert. Es dauerte eine Weile, bis ein kleines Behelfsflugzeug, das uns nach Nürnberg schaukelte, startbereit war, und es war 11, als wir dort landeten. Der Oberfinanzpräsident, der uns abholte, beruhigte mich: die Belegschaft höre Musik im Festsaal und die Ehrengäste säßen in seinem Dienstzimmer und seien bei der zweiten Flasche Portwein. Ich bin aber, wenn ich irgendwo pünktlich sein mußte, nicht wieder geflogen.

Als 1943 in Hamburg der Posten des Oberfinanzpräsidenten frei wurde, erfüllte ich gern Schölls Wunsch und gab ihm die dortige Stelle. Ich hoffte - und fand diese Hoffnung später bestätigt -, daß es Schölls geschickter Menschenbehandlung und seiner liebenswürdigkeit gelingen werde, zwischen der Finanzverwaltung und dem klugen, aber eigenwilligen Gauleiter Karl Kauffmann ein erträgliches Verhältnis herzustellen, ohne der Verwaltung etwas zu vergeben. Scholl ist der Stellung, die er mit Freuden antrat, nicht froh geworden. Bald nach seiner Ankunft in Hamburg erfolgten die schweren Bombenangriffe, denen die Stadt zum Opfer fiel. Nach dem Krieg war Scholl einige Jahre Chefjurist der Hamburger Bank und wir sahen uns zu meiner Freude öfter wieder.

Als letzten persönlichen Referenten nahm ich einen Beamten, der wegen schwerer Verwundung auf längere Zeit nicht wieder frontdienstfähig war. Donandt war Hanseat; sein Onkel, der letzte Bremer Bürgermeister vor 1933, hatte auf mich durch natürliche Würde und menschliche Freundlichkeit ei-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

den starken Eindruck gemacht. So war der Neffe von vornherein bei mir gut angeschrieben, und er rechtfertigte mein Vertrauen in vollem Umfang. Er war mir in den beiden letzten schweren Kriegsjahren in seiner frischen Tatkraft und seiner durch nichts zu beugenden Unerschrockenheit ein wertvoller und lieber Kamerad gewesen.

Ein Höhepunkt der Hitler-Regierung war die Olympiade 1936. Als Hitler die Regierung übernahm, war es schon beschlossene Sache, daß die Spiele nach Berlin kamen. Nach den letzten Vorkriegsspielen, die 1912 in Stockholm stattfanden, hatte Deutschland zum ersten Male wieder 1932 in Los Angeles an olympischen Spielen teilgenommen. Nach Amsterdam 1928 wurde Deutschland nicht eingeladen; den Vorschlag, Deutschland solle eingeladen werden, aber fernbleiben, hatte der Staatssekretär Theodor Lewald, seit 1919 Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, abgelehnt. Zum Trost beschloß man in Amsterdam, der nächste Olympische Kongress solle 1929 in Berlin stattfinden. Hier unterbreitete Lewald dem IOC die mutige Bitte, die Spiele 1936 in Berlin durchzuführen. 1931 vergab das IOC die Spiele nach Berlin; 43 Stimmen entfielen auf Berlin, 16 auf Barcelona, 8 enthielten sich. Lewald, nunmehr auch Präsident des Organisations-Komitees für 1936, und Carl Diem, seit 1908 Vorsitzender der deutschen Sportbehörde für Athletik, fanden mit dem "Sportgroschen" eine Lösung zur Finanzierung der Spiele. Seit April 1932 wurde von den Einnahmen jeder Sportveranstaltung eine Abgabe von 10 Prozent für diesen Zweck erhoben. Für die Unterbringung der Athleten stellte die Reichswehr Räume zur Verfügung. Die Durchführung der Spiele war ohne jede Staatshilfe gesichert.

Hitler, der für Sport als solchen kein Organ hatte, begrüßte die Übertragung der Spiele an Berlin und versprach, er werde alles tun, "um die Durchführung der Spiele so vollkommen wie möglich zu gestalten". Zunächst versuchte er, das bisherige Organisations-Komitee umzubilden, Lewald und

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Diem abzulösen und den neu ernannten "Reichssportführer" Hans von Tschammer und Osten an die Spitze zu setzen. Tschammer war übrigens kein Fanatiker, sondern ein ganz verständiger Mann, mit dem sich reden ließ. Der Hauptgrund war die Person Lewalds, der, aus einer jüdischen Familie stammend, der Sohn eines jüdischen Vaters und einer christlichen Mutter war. Aber der IOC-Präsident Graf Baillet-Latour kam nach Berlin und gab Hitler unmißverständlich zu verstehen, daß das IOC nur dann die Garantie für einen ordnungsgemäßen Ablauf der Spiele als gegeben ansehe, wenn Lewald und Diem ihre Aufgaben ungehindert erfüllen könnten.

Tatsächlich waren auch beide unersetzlich. Ihnen war es in erster Linie zu verdanken, daß die Spiele so vorbildlich abliefen. Ich habe immer die Ruhe und Autorität Lewalds bewundert, der sich von den neuen Herren nicht im mindesten imponieren ließ. Nur einmal habe ich ihn in Bedrängnis gesehen. Ich besuchte während der Spiele das Stadion gelegentlich auch an "stillen" Stunden. So fand ich einmal Lewald allein auf der Regierungstribüne sitzen; er hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und stöhnte. Es sei etwas Schreckliches passiert, die olympischen Damen verlangten, daß eine ihrer Goldmedaillensiegerinnen die Medaille wieder abgeben müßte, das sei nämlich ein Mann. Das müsse das Organisations-Komitee feststellen. "Dann tun Sie doch Ihre Pflicht, Exzellenz!", sagte ich, etwas erheitert. Das könne er eben nicht, erwiderte der unglückliche Lewald. Die Mannschaft, der die Siegerin angehörte, drohte, geschlossen abzureisen, wenn sie untersucht würde. Aber auch die Mannschaft, der nur Silber zugefallen war, erhob die gleiche Drohung, wenn die umstrittene Dame nicht untersucht würde. Nach meiner Erinnerung handelte es sich um zwei große Mannschaften, Amerika und Polen; es drohte also wirklich ein Riesenskandal, die Untersuchung hat schließlich nicht stattgefunden. Aber Lewald hat viel Zeit und Geschick aufwenden müssen, um die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Die Reichsregierung sagte zu, die Kosten des Umbaus der alten Stadions zu übernehmen. Der Architekt Werner March, mit dem ich viel zu tun bekam, nannte erträgliche Summen. Aber das änderte sich, als sich Hitler im Oktober das Stadion ansah. Hatte man ihn bei seinen Organisationsplänen behindert, so wollte er nun beim Bauen seinen Willen haben. Es sollte etwas Gigantisches werden. Die alte Grunewaldrennbahn müsse verschwinden und auf ihrem Gelände solle eine riesige Sportanlage mit einem neuen Stadion, einem Glockenturm und dem Maifeld errichtet werden. Des Diktators Wünsche wurden erfüllt. In einem der amtlichen Berichte über die Spiele in Berlin hieß es später: "Deutschland überzog sich buchstäblich selbst bei der Erstellung der Anlagen für die Durchführung der Wettkämpfe. Das Reichssportfeld ist zweifellos die größte Sportanlage, die die Welt je gesehen hat ... Es gibt keine Worte, das olympische Dorf und alle anderen Einrichtungen angemessen zu beschreiben, die das deutsche Organisations-Komitee bereitgestellt hatte." Das Olympische Dorf, das, 14 km vom Stadion entfernt, seine Entstehung dem sportbegeisterten General von Reichenau, dem damaligen Chef des Wehrmachtamtes, verdankte und für das ebenfalls Werner March die Entwürfe fertigte, glich, wie der damalige Präsident der NOK der USA, Avery Brundage, schrieb, "einem privaten Landclub, der seine Anlagen in eine Gartenlandschaft hineingebaut hat". Aber die Gesamtkosten dieser Anlage erreichten eine Höhe, bei der mir himmelangst wurde.

Für die Eröffnungs- und Schlußfeier wurde in Berlin die "Partitur der Spiele" entwickelt, der seitdem nichts wesentlich Neues mehr hinzugefügt worden ist. Rief schon das feierliche Einläuten des Festes mit der Olympiaglocke, das gleichzeitige Hissen der Nationalfahnen der 52 teilnehmenden Länder und der Einmarsch der Olympiamannschaften, denen der Sieger des ersten Marathonlaufs der Neuzeit, Spiridon Louis, in griechischer Nationaltracht voranschritt, einen tiefen Eindruck hervor, so erhob sich ein geradezu frenetischer Jubel, als die Franzosen vor der Ehrentribüne die

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Arme erhoben und mit dem Olympischen Gruß grüßten, die Zuschauer aber glaubten, es sei der Deutsche Gruß. Doch am stärksten war der Eindruck, als der letzte Fackelläufer in das Rund des Stadions einlief, in einem wunderbar beschwingten Schritt die Treppen des Glockturms hinaufeilte und oben die Flammenschalen entzündete, als Richard Strauss die Olympische Hymne selbst dirigierte und zum Abschluß 3.000 Sänger das Halleluja aus dem zweiten Teil von Händels Messias sangen, während ein Lichtdom in den dunklen Himmel hinaufgestrahlt wurde.

Die sportlichen Leistungen waren großartig. Ich weiß nicht, wieviele Weltrekorde gebrochen wurden. Die meisten Medaillen erhielten der deutsche Turner Alfred Schwarzmann – drei Gold und zwei Bronze –, die holländische Schwimmerin Hendrika Wilhelmine Mastenbroock – drei Gold – und der hellbraune amerikanische Leichtathlet Jesse Owens – drei Gold –. Der große schlanke Mann mit dem klugen, fröhlichen Gesicht wurde bald der beliebteste Athlet der Spiele. Wo er sich zeigte, klang Beifall auf. Es ist eine Legende, daß Hitler den Empfang der Olympiasieger auf der Regierungstribüne unterlassen habe, als Owens eine Goldmedaille errang. Als am ersten Kampftage, dem 2. August, unter den Siegern in vier Wettkämpfen drei Deutsche waren, wollte Hitler den Siegern in seiner Loge gratulieren. Das widersprach aber dem olympischen Protokoll. Der Präsident des IOC und der Vorsitzende des Deutschen Leichtathletikverbandes, Ritter von Halt, baten Hitler, den Empfang zu unterlassen, da er protokollwidrig sei. Hitler entschuldigte sich mit Unkenntnis und sagte zu, sich in Zukunft protokollgemäß zu verhalten. Kein deutscher Sieger wurde von Hitler empfangen. Nur einmal wurden Läuferinnen auf die Tribüne geholt. In der 100 m Staffel der Frauen hatten die deutschen Sprinterinnen in den ersten drei Läufen einen beruhigenden Vorsprung gewonnen. Aber beim letzten Wechsel zwischen Marie Dollinger und Ilse Dörffeldt ließen sie das Staffelholz fallen, eine Goldmedaille war verschenkt. Ich war dabei, als Hitler die

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

weinenden Mädchen tröstete.

Ging hier eine Goldmedaille verloren, so ergoß sich in anderen Kampfarten ein Medaillenregen über Deutschland, 33 Gold, 25 Silber, 3o Bronze. Die meisten Medaillen gewannen die Turner, die Ruderer und die Reiter. Die deutschen Turner siegten im Mannschaftskampf und in vier Einzelsiegen, die Turnerinnen im Achtkampf. Die Bilanz für die Deutschen waren 6 Gold-, 1 Silber-, 6 Bronzemedaillen. Von den 9 Goldmedaillen gaben sie nur 3 ab. Zum ersten Male nahmen am Turnen auch die Japaner teil. Sie endeten im Mannschaftskampf an neunter Stelle. Heute sind sie die stärksten Turner der Welt.

Ich war am 14. August im Stadion, als die Endkämpfe im Rudern in Grünau stattfanden. Alle paar Minuten brauste Jubel auf, wenn der Lautsprecher wieder einen deutschen Sieg verkündete. In sieben Wettkämpfen gewannen die Deutschen 5 Gold-, 1 Silber-, 1 Bronzemedaille. Nur im Doppelzweier und erstaunlicherweise im Achter, der 3o Jahre später Deutschlands Paradestück werden sollte, gaben sie die Goldmedaille ab.

Die deutschen Reiter holten sich in den drei Mannschaftswettbewerben die drei Goldmedaillen, ebenso in den drei Einzelwettbewerben, hier außerdem eine Silbermedaille. Sie ließen den anderen Nationen nur 2 Silber- und drei Bronzemedaillen. Am aufregendsten gestaltete sich der Mannschaftskampf in der Vielseitigkeitsprüfung (Military). Der Freiherr von Wangenheim war beim Geländeritt gestürzt, hatte sich das Schlüsselbein gebrochen und mußte bei der letzten Aufgabe, dem Jagdspringen im Stadion am 16. August, den Arm in der Binde tragen. Wagenheim wollte seine Mannschaft nicht im Stich lassen, die ohne ihn ausgeschieden wäre; der Arm wurde angeschnallt. Sein Pferd, der feurige Kurfürst, ging großartig über die ersten Hindernisse. Aber bei einem Doppelsprung, bei dem nach dem Hindernis eine Wendung zu ma-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

chen war, mußte Wangenheim dem hitzigen Kurfürst kräftig in die Zügel fallen. Das Pferd stieg steil hoch und überschlug sich. Ein tiefes Stöhnen ging durch das Stadion. Nach einigen Sekunden kroch Wangenheim unter dem Pferd hervor, das mehrere Minuten wie tot liegen blieb. Im Stadion herrschte Totenstille. Plötzlich sprang der Kurfürst auf. Leute eilten herbei, um Wangenheim aufs Pferd zu helfen. Er winkte heftig ab; half man ihm, wäre er disqualifiziert worden. Er schwang sich mit einiger Mühe ohne Hilfe auf das Pferd und beendete den Ritt ohne Fehler; auch die Military war gewonnen. Ich habe nie wieder einen solcher Beifallssturm erlebt. Die Zuschauer schrieen sich heiser vor Begeisterung.

Die Zuschauer, meist Berliner, waren eine Nummer für sich. Ihre Begeisterungsfähigkeit, ihre Sachkenntnis und ihr Humor, ihre Teilnahme für einen tapferen Unterliegenden, der Hohn für einen Blasierten, die Schnelligkeit, mit der sich ein lustiger Vers, von einer kleinen Gruppe erdacht und vorgesprochen, über das große Rund verbreitete, all das machte dieses Publikum liebenswert. Im 5.000 und 10.000 m-Lauf kämpfte ein kleiner Japaner gegen drei lange Finnen, die gemeinsam gegen ihn taktierten und sich schließlich auch die drei Medaillen holten. Aber die Zuschauer feierten den Geschlagenen als eigentlichen Sieger.

Einmal saß ich im Schwimmstadion in der zweiten Sitzreihe direkt hinter Hitler, der einem besonders interessanten Kampf - es war wahrscheinlich das Kunstspringen oder der Wasserball, in dem die Deutschen damals groß waren - zusehen wollte. Den Gang zwischen der ersten Stuhlreihe und dem Wasserbecken sperrten zwei SS-Riesen ab. Einem von ihnen schlüpfte, als er mehr auf den Wettkampf achtete, eine Frau unter dem Arm durch, lief den Gang entlang auf Hitler zu, schlang ihm die Arme um den Hals und knallte ihm rechts und links einen Kuß auf die Backe. Das angeekelte Gesicht Hitlers war ebenso komisch anzusehen, wie der triumphierende

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ausdruck der hysterischen Engländerin, die sich willig abführen ließ; die Berliner konnten sich vor Vergnügen nicht lassen.

Zur Olympiade kam auch Hans Merensky nach Berlin. Er war der Sohn eines schlesischen Pfarrers und wurde mit den Brüdern von Thaer, dem späteren Landeshauptmann und dem General, einem Freund von Onkel Alfred, zusammen erzogen. Als Hans dem Vater, der als Missionar nach Südafrika gegangen war, dorthin folgen wollte, gab ihm der alte Thaer 10.000 Mark. Wenn er daraus etwas mache, sei es ein Darlehen, sonst seien sie geschenkt. Er hat etwas daraus gemacht und sich später bei der Familie Thaer hundertfach revanchiert. Er machte 1929 den größten Diamantenfund Südafrikas in der Umgebung von Alexanderbay an der Mündung des Oranjeflusses. Er wurde schwerreich, war an Gold- und Diamantenminen beteiligt, verkaufte später den größten Teil seiner claims an die südafrikanische Regierung und erwarb Ländereien, auf denen er Musterbetriebe errichtete und die er in dem großen Komplex Westfalia Estates zusammenfaßte. In den 30er Jahren nannte man ihn den "König von Südafrika".

Als er in Berlin war, lud der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, den ich von den Jagden in Gleina her gut kannte, ihn und mich zum Frühstück in den Automobilklub ein. Ich lernte einen prächtigen Menschen kennen, Selfmademan bester Art, weißhaarig mit rosigem Gesicht und jugendlich begeisterungsfähig. Wie viele Auslandsdeutsche, wie auch der südafrikanische Verteidigungsminister Pirow, hatte er sein Herz an den Nationalsozialismus verloren, von dem er nur die besten Seiten sah, die Achtung, die man im Ausland den Deutschen wieder entgegenbrachte, den wirtschaftlichen Aufschwung und die außenpolitischen Erfolge. Der Herzog und ich versuchten vergeblich, etwas Wasser in seinen Wein zu gießen. Das einzige, was er zugab, war, daß die Nationalsozialisten zu wenig vom Ausland wüßten. Die jungen Deutschen müßten sich den Wind draußen mehr um die Nase blasen lassen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Als er hörte, daß ich Rhodes-Stipendiat in Oxford gewesen sei, ließ er sich sofort berichten. Ich erzählte, daß ich dem Auswahl-Komitee angehöre, daß die Engländer zwar seit 1928 wieder Stipendien an Deutsche gäben, aber leider nur zwei statt der früheren fünf. Merensky war sofort bereit, die fehlenden drei Stipendien aus seiner Tasche zu bezahlen; die Engländer lehnten jedoch sein Angebot ab.

Von dem sagenhaften "Platinklumpen", den er Hitler geschenkt haben soll, erzählte er mir nichts. Ich hörte davon erst in der Gefangenschaft. Professor Rheindorf schrieb mir 1961, Merensky habe im August 1936 Hitler 1.000 Unzen Platin geschenkt, die damals einen Wert von rd. 165.000 RM hatten. Hitler übertrug auf Schachts Vorschlag das Verfügungsrecht über das bei der August-Thyssen-Bank eingerichtete Depot auf den Reichsbankpräsidenten unter der Voraussetzung, daß dieser den Gegenwert des Platins Hitler in ausländischer Währung zur Verfügung halte, damit Hitler in der Lage sei, zu Unterstützungs- usw. Zwecken Zahlungen im Ausland vorzunehmen.

Im Zweiten Weltkrieg war Merensky vorübergehend interniert, kam aber wieder auf die Beine und sorgte rührend für die Thaers und deren Nachkommen, auch für die von Frau von Perbandt, einer Schwester der beiden Brüder Thaer und der Großmutter von Jutti, Alfreds Frau, die ihn als jungen Menschen gekannt hatte und bis zu seinem Tode mit ihm in Verbindung blieb. Er war unverheiratet; es leben aber zwei Neffen von ihm in Südafrika. Über sein Riesenvermögen hat er ein bis in die kleinsten Details gehendes Testament gemacht, in dem viele Legate ausgesetzt sind, aber 25 Jahre nach seinem Tode, also 1977, soll das Vermögen dem südafrikanischen Staat zufallen.

An drei Festlichkeiten nahm ich während der Olympiade teil. Sie entsprachen ihren Veranstaltern. Goebbels gab ein Zauberfest auf der Pfaueninsel, bei dem man auf einem Gang

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

durch die Insel auf immer neue Überraschungen stieß, in den Zelten der Sekt reichlich floß, Lampions auf Wiesen Ballons bestrahlten und die besten Kräfte der Charlottenburger Oper für musikalische Unterhaltung sorgten. Görings Fest war bäuerlicher und derber, ein sommerliches Oktoberfest mit Schießbuden, Riesenschaukeln, Karussells und Bierzelten, in denen Ochsen am Spieß gebraten wurden. Am ruhigsten ging es bei Papen zu. Er lud die Reiter zu einem Diner in einem Klub ein. Ich saß neben Vansittart. Der gefürchtete Deutschenfresser erwies sich als geistreicher und liebenswürdiger Unterhalter. Er klagte darüber, daß Pferd und ritterliche Gesinnung immer mehr dahinschwänden und durch Autos und Diktatoren ersetzt würden. Beide konnte er nicht leiden. Papen konnte es nicht lassen, als Sprachkenner zu brillieren. Er hielt seine Rede auf Deutsch, Englisch und Französisch.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kapitel 6: Die letzten Friedensjahre unter Hitler (1937 bis 1939)

Das Haus, das wir seit 1929 in der Thielallee bewohnten, füllte sich immer mehr. Im Januar 1936 war unser achtes Kind geboren worden, ein kleines Mädchen, das wir nach der Stammutter der Krosigkschen Familie Bia nannten.

Wir verlebten mit den Kindern die Ferien zu den Feiertagen meist in Lemmersdorf. In den Sommerferien waren wir in Bamenohl oder an der See. In Bamenohl war viel Platz, nachdem auch Edis jüngste Schwester, Döni, 1934 Rudolf Krieger geheiratet hatte. Er war in der Reichsschrifttumskammer, später im Auswärtigen Amt beschäftigt; das junge Paar wohnte in Berlin, und wir sahen uns dort häufig. Die Kinder genossen die Schönheiten des Sauerlandes, vor allem das Wellenbad. Aber für sie war es fast noch schöner an der Ostsee. Wir wohnten in Göhren immer in der gleichen Pension, und nahmen zweimal auch die 5 Trutha'schen Kinder als Wecklingen mit. Wir waren eine Sehenswürdigkeit für die Badegäste, wenn wir mit einem starken Dutzend Kinder am Strand badeten und Fangspiele spielten oder in einer offenen Halle unserer Pension die Mahlzeiten einnahmen.

Während eines Besuchs wurden wir zum Tee auf ein Minensuchboot eingeladen, das draußen an der Landebrücke ankerte. Mit meinem fehlenden Sinn für Würde machte ich auf der Brücke einen Wettlauf mit den Kindern und verfehlte dadurch die Offiziere, die uns am Brückenaufgang in Empfang nehmen sollten. Die Kinder wurden auch nicht auf das Schiff hinaufgelassen, heute werde das Boot nicht besichtigt, heute komme hoher Besuch. Die Hälfte des hohen Besuchs stand schon atemlos und unerkannt vor dem Schiff. Ich mußte warten, bis Edi kam, und unsere Begleiter erschienen. Die Kinder waren sehr beeindruckt, als dann zu Ehren ihres Vaters die Trillerpfeife ertönte und die ganze Besatzung auf Deck antrat. Als wir beim Tee saßen, kamen Offiziere herein, um dem Komman-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

danten eine Meldung zu erstatten. Wenn der Kaleu dann den Arm erhob, grüßte Edi immer mit. Schließlich fragte sie ihn, ob es richtig sei, daß sie auch grüße. Der lachte fröhlich, eigentlich gelte die Ehrenbezeugung nur ihm, aber seine Leutnants freuten sich sicher, wenn sie mitgrüße. Natürlich hatte die Bande einen diebischen Spaß, deshalb kamen die vielen Meldungen, keiner wollte sich dieses Erlebnis entgehen lassen.

1938 starb die erste meiner Halbschwestern, Sidonchen Kerßenbrock. Sie hatte schwer darunter gelitten, daß im Ersten Weltkrieg ihre beiden ältesten prächtigen Söhne fielen. Man konnte nur dankbar sein, daß sie es nicht zu erleben brauchte, daß auch der dritte Sohn, die beiden Schwiegersöhne und zwei Enkel Opfer des Zweiten Weltkrieges wurden. Im Jahre 1941 folgte die zweite Schwester, Frieda Lancken, in zweiter Ehe verheiratet mit dem prachtvollen General Hans Tschirschky, der bereits 1935 gestorben war. Seit seinem Tode lebte sie nicht mehr gern. Noch stärker sehnte sich Omi nach dem Tode, seit sie einen schweren Schlaganfall erlitten hatte, und, im Sprechen und Gehen stark behindert, zuletzt in Küstrin bei Zitzewitzens dahinsiechte. In dem zerbrochenen Wesen, das kaum noch an Unterhaltungen teilnehmen konnte, war die fröhliche, lebhafte, lebenskluge Frau von einst, die überall den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete, nicht mehr wieder zu erkennen. 1943 wurde sie von ihrem Leiden erlöst. Als letzte der Schwestern starb, 85jährig, Gertrud als Stiftsdame des Adligen Damenstifts Mosigkau, dessen Stiftshauptmann mein Vater jahrzehntelang gewesen war. Ich war ihr Testamentsvollstrecker und hatte es nicht ganz leicht, aus ihrem Testament und den vielen, häufig einander widersprechenden Nachschriften die ihrem Willen entsprechenden Bestimmungen herauszulesen.

Als wir 1937 in Göhren waren, erschienen bei mir Görings Abgesandte. Die Reichswerke Hermann Göring in Salzgitter sollten gegründet werden. Ich sollte meine Einwilligung dazu

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

geben. Ich hielte es für eine wirtschaftliche Notwendigkeit, die "armen" Erze in Deutschland auszubeuten und daher auch das in Salzgitter im Boden ruhende Volksvermögen nutzbar zu machen. Der Ausbau der Werke hat Hunderte von Millionen gekostet. Aber ich hatte das Glück, daß der Mann, der die Leitung übernahm, Paul Pleiger, jedem Appell an seine Verantwortung für eine sparsame Verwendung öffentlicher Gelder zugänglich war. Er hielt alles, was nicht für den Betrieb unbedingt notwendig war, in vernünftigen Grenzen. Ich habe in meinem Buch "Es geschah in Deutschland" ein anerkennendes Kapitel über ihn geschrieben. Um mich zu überzeugen, wo mein Geld bliebe, habe ich Salzgitter oft besucht. Als der zweite Ofen fertig war, nahmen Alfred und Dedo den Anstich vor und sahen mit staunenden Augen das glühende, flüssige Eisen aus dem Schmelzofen schießen.

Von meinen späteren Besuchen pflegte Pleiger gern zu erzählen, wie schwer es für ihn gewesen sei, seinen Leuten klar zu machen, daß der Finanzminister ganz anders empfangen werden müsse, als der große Chef, der "Eiserne". Einmal habe er vergessen, vor einem Besuch von mir die nötigen Instruktionen zu geben. Die Besichtigung begann damit, daß wir in einem Salonwagen der Bundesbahn alle Teile des weitverzweigten Werkes besichtigten. Als aber während der Fahrt ein Tablett mit Kaviar-, Lachs- usw. Schnitten herumgereicht wurde, habe sich das Gesicht des Ministers verfinstert. Als dann noch beim Mittag eine gebratene Gans erschien, habe er eisig gesagt, bei dienstlichen Besichtigungen habe es höchstens eine Erbsensuppe zu geben; er bitte, sich künftig danach zu richten. Göring wiederum hätte solch spartanischen Empfang sehr übel genommen.

Während des Parteitages 1937 wurden plötzlich die "Nürnberger Gesetze" über die Juden verabschiedet. Weder ich noch mein Ministerium wurden vorher informiert. Eine interministerielle Absprache fand nicht statt. Ich habe auch später nicht ermitteln können, von wem der Anstoß 1937 ausging und

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

wer die ersten Entwürfe formuliert hat. Nach meinen Feststellungen arbeitete das Innenministerium schon seit 1933 an solchen Gesetzesvorlagen. Frick war zwar Antisemit, verabscheute aber als Legalist wilde Judenaktionen. Wahrscheinlich ist der langsame Fortgang der Überlegungen im Innenministerium für Hitler einer der Gründe für die überstürzte Verabschiedung in Nürnberg gewesen. Wie Staatssekretär Stuckart mir sagte, seien er und die Referenten des Innenministeriums 1937 erst zur Formulierung der endgültigen Fassung herangezogen worden, hätten aber dem von anderer Seite vorgelegten Entwurf noch einige Giftzähne herausgezogen. Der nunmehr festgelegte Arierbegriff hatte schon bei der Beratung des Gesetzes über die Beamtensäuberung eine Rolle gespielt. Der Widerstand, den damals die "bürgerlichen" Minister den von Hitler gewollten Schärfen entgegensetzten, wird ihn schwer verärgert haben. Er spürte, daß es nicht leicht sein würde, für Judengesetze, die seinen Vorstellungen entsprachen, die Zustimmung des Kabinetts zu bekommen, zumal damals noch Neurath als Außenminister den Bedenken gegen radikale Lösungen durch außenpolitische Erwägungen Nachdruck verleihen konnte. Auf der anderen Seite drängte die Partei auf Verschärfung. So werden die Nürnberger Gesetze von der Partei, der Hitler grünes Licht gab, ausgearbeitet worden sein und die Übergehung der beamteten Stellen eine "Kompensation" für die Partei dargestellt haben.

Auch von Lammers konnte ich über die Entstehungsgeschichte der Nürnberger Gesetze nichts Neues erfahren. Mein Verhältnis zu Lammers verschlechterte sich wesentlich, als er sich für den Bau eines Hauses in der Schorfheide eine Dotation geben ließ. Ich war grundsätzlich gegen Dotationen, außer für besondere geschichtliche Leistungen (Bismarck), und ich fand, daß gerade der Mann, der für die Dotation verantwortlich war, sich die Finger sauber halten sollte. Die Zahlungen von Dotationen gingen nicht über das RFM, sondern wurden direkt von der Reichskanzlei überwiesen, aus einem von Lammers verwalteten Fonds. Das RFM erfuhr davon nur, um die zu-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ständigen Finanzämter zu benachrichtigen, denn der Dotationsakt war steuerfrei. Da das reine Routinesache war, sind mir nicht alle Dotationen zur Kenntnis gekommen. Die höchste Dotation, 1,2 Millionen RM erhielt Ley; er sollte damit das Gut, das er im Westen bewirtschaftete, erwerben oder sanieren. Ley arbeitete - mit erheblichen Unterschüssen - nach biologisch-dynamischen Grundsätzen, also ohne künstlichen Dünger. Er war stolz, daß er höhere Hektarerträge erzielte als die benachbarten düngerverwendenden Besitzer, aber er wußte nicht, daß sein Inspektor heimlich den verpönten Dünger verwandte, nur erheblich mehr als die Nachbarn. Die Dotationen variierten in ihrer Höhe sehr, zwischen 100 und 500.000 RM. Einen höheren Betrag haben wohl, außer Ley, nur Ribbentrop zum Erwerb eines Familiengutes und der Reichsbischof Müller zur Bezahlung seiner Schulden erhalten.

Von den Ministern erhielten Dotationen: Neurath zum 65. und Funk zum 50. Geburtstag, Neurath lehnte sie ab, bekam aber von Lammers die Antwort, eine Dotation des Führers könne man nicht ablehnen. Dann solle man sie, erwiderte der alte Schwabe, auf ein bestimmtes Bankkonto einzahlen, aber anrühren werde er sie nicht; er hat es auch nicht getan. Funk brauchte sie dringend, um aus einer selbstverschuldeten Notlage herauszukommen. Er hatte sich zum Geburtstag von der Industrie einen Bauernhof in Bayern schenken lassen. Mit dem Ausbau des Hauses zu einer modernen Minister-Sommerresidenz übernahm er sich. Den Erlaß der Schenkungssteuer, zu der er veranlagt wurde, lehnte ich ab. Als er Hitler um eine Dotation bat, verlangte dieser, daß die Spender ihre Beträge zurückerhielten - der Wirtschaftsminister dürfe sich nichts schenken lassen -, und bewilligte die Dotation, aus der die Baukosten bezahlt, die Schenkungssteuer entrichtet, und die Spenden zurückerstattet wurden. Zahlreiche Dotationen erhielten die Generäle, vor dem Kriege und während des Krieges: Keitel, Milch, Kluge, Kleist, Rundstedt, Guderian, Loeb, Bock; behauptet wurde es auch von der Witwe Reichenaus und der ersten Frau von Brauchitsch. Rundstedt, völlig gleich-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

gültig gegen Geld, ließ den Scheck lange ungenützt im Schreibtisch liegen.

Im Jahre 1937 besuchte der chinesische Wirtschaftsminister H.H. Kung Europa und war auch einige Tage in Deutschland. Er war verheiratet mit Ay-ling, der zweiten der drei berühmten Schwestern Sung. Die älteste, Tsching-ling, war die Frau von Sun Yat-sen, geriet nach dessen Tod (1925) immer mehr unter kommunistischen Einfluß, mußte 1928 ins Ausland fliehen und bekleidete später kommunistische Ehrenstellungen im Kommunistischen China. Die jüngste Schwester, Meiling, war seit 1927 die Gattin Tschiang-Kaischeks, der seit 1911 an der Revolution Sun Yat-sens beteiligt war, nach dessen Tod der führende General und Staatsmann der Kuomintang Regierung wurde; 1927 brach er mit den Kommunisten, wurde 1948 noch einmal Staatspräsident Chinas und ging 1950, als Mao das chinesische Festland erobert hatte, nach Formosa. Der Bruder der drei Schwestern, S. Tzu-wen (T.V. Soong) war zwischen 1928 und 1948 Finanzminister, Bankpräsident, Außenminister und Ministerpräsident. 1937 war er gerade Präsident der chinesischen Notenbank, während sein Schwager Kung Wirtschaftsminister der Kuomintangregierung war.

Ich traf Kung auf den Essen, die sein Kollege Schacht und der chinesische Botschafter ihm zu Ehren gaben. Bei dem Schacht'schen Essen fragte ich ihn, wie nach seiner Ansicht der gerade ausgebrochene chinesisch-japanische Krieg ausgehen werde. Das wisse er nicht, war die Antwort, sie kennten im Chinesischen die Ausdrücke "siegen" und "besiegt werden" nicht. Aber sie wüßten aus ihrer mehrtausendjährigen Geschichte, daß jeder Eindringling von ihnen aufgesogen würde. Er verschwinde im chinesischen Volkskörper. Dieser Prozeß dauere erfahrungsgemäß 200 Jahre. Das würden weder er noch ich erleben. Aber er glaube bestimmt, daß die Japaner schon früher verschwinden würden, aufgesaugt oder freiwillig räumend.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Als der chinesische Botschafter zu Ehren Kungs ein Essen gab, wurde bei Tisch über die Unterschiede zwischen Faschismus, Kommunismus und der Lehre Sun Yat-sens gesprochen. Die anwesenden Deutschen stellten zu ihrer Beschämung fest, daß sie von dieser Lehre weniger wußten, als der Chinese von den Weltanschauungen Europas. Man einigte sich dahin, daß der Hauptunterschied zwischen Kommunismus und Sun Yat-sen in der Pflege des Familiensinns, des Ahnenerbes bestehe. Ich richtete über den Tisch an Kung die Frage, wie weit er persönlich seinen Stammbaum urkundlich zurückführen könne. Er habe, lächelte Kung, die Ehre, einer sehr alten Familie anzugehören, die ihren Stammbaum nachweisen könne bis auf das Jahr 1200 - "vor unserer Zeitrechnung".

Ebenfalls im Jahre 1937 war ich in Dänemark, um dort einen Vortrag vor der Deutsch-Dänischen Gesellschaft zu halten. Der Gesandte, ein alter Rossleber Bekannter, Renthe-Fink, der als einziger außer mir auf der Klosterschule hebräisch lernte, riet mir, die Rede mit einem Scherz zu beginnen. Wenn die Dänen erst einmal gelacht hätten, seien sie aufgeschlossener und für ernste Dinge zugänglicher. Ich erzählte zu Beginn der Rede, bei meinem ersten Aufenthalt in Kopenhagen hätten mein Bruder und ich nach drei Tagen unsere Rechnung nicht bezahlen können. Wir hätten uns aber auch nicht einigen können, wer zur deutschen Gesandtschaft gehen solle, um die Befreiung aus der Not zu erbitten, dieser Streit habe sich jeden Morgen beim Frühstück erneuert, und wir seien drei herrliche Tage länger geblieben, bis wir zufällig einen Bekannten getroffen hätten, der uns auslösen in der Lage war. Die Dänen freuten sich. Ich bin im Laufe des Krieges noch öfter in Dänemark gewesen, zuerst bei Renthe-Fink, der 1940 in aller Herrgottsfrühe sich zum Dänischen Ministerpräsidenten begeben mußte, um ihm den Einmarsch der Deutschen mitzuteilen, später beim Reichsbevollmächtigten Best, der an die Stelle des Gesandten getreten war. Renthe-Fink wurde als deutscher Bevollmächtigter zum Marshall Pétain kommandiert. In seiner schwerfälligen, etwas büro-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

kratischen Art paßte er besser nach Skandinavien als nach Frankreich.

Vor dem Krieg wurde ich auch nach Helsinki eingeladen zu einem Vortrag vor der Deutsch-Finnischen Gesellschaft. Der Gesandte von Blücher sagte mir, ich müsse ganz sachlich sprechen, die Finnen schätzten am meisten Solidität. Am Schluß könne ich an ihren Sinn für Humor appellieren oder, noch besser, an ihr Gemüt. Ich folgte dem klugen Rat und erntete brausenden Beifall, als ich mit einer Strophe aus dem Gesang der Kalevale, Finnlands Nationalepos, schloß, der dem 15jährigen im russisch-schwedischen Krieg 1808/09 gefallenen Grafen Schwerin gewidmet ist.

Bei dem Festessen, das der finnische Ministerpräsident Cajander gab, saß ich neben meinem finnischen Kollegen Tanner, dem Führer der Sozialdemokraten. Wir unterhielten uns so ausgezeichnet, daß wir die wiederholten Versuche des Gastgebers, die Tafel aufzuheben, nicht bemerkten, bis die allgemeine Heiterkeit uns aufmerksam machte. Tanner stürzte auf den deutschen Gesandten von Blücher zu: "Aber Ihr Minister ist ja gar kein Nazi, das ist ein Engländer".

Nach dem Essen überreichte mir Tanner ein in Rentierleder gebundenes Exemplar des finnischen Etats und sprach den Wunsch aus, als Gegengabe den deutschen Etat zu bekommen. Das war eine Bosheit; Tanner wußte natürlich, daß auf Hitlers Befehl der Etat in Deutschland nicht mehr veröffentlicht wurde. Die Finnen drängten sich um uns, um zu hören, wie sich der deutsche Minister verhalten würde. Ich klopfte Tanner auf die Schulter, dankte ihm herzlich und sagte ihm die erbetene Gegengabe zu, nur müsse er sie sich bei einem Besuch in Berlin selbst abholen. Das war auch eine kleine Bosheit, denn natürlich durfte Tanner als sozialdemokratischer Minister nicht nach Deutschland kommen. Die Finnen freuten sich über diese nette Häkelei; am herzlichsten lachte Tanner selbst.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Im Februar 1938 erschütterte eine schwere Krise das innere Gefüge des Reichs. Es fing harmlos an. Als Mitte Januar überraschend die Vermählungsanzeige Blombergs auf meinen Tisch flatterte, mokierte ich mich über seinen "Johannistrieb"; es ginge nicht gut, wenn alte Scheunen zu brennen anfingen. Die Erwählte seines Herzens sollte seine Sekretärin sein. Dann brach über Nacht der Skandal aus, Blomberg hatte eine Kontrolldirne geheiratet. Er hatte seine Trauzeugen Hitler und Göring vor aller Welt blamiert. Natürlich war nun Blomberg unhaltbar geworden. Zu gleicher Zeit schwirrten auch um die Person von Fritsch dunkle Gerüchte. Man warf ihm Vergehen gegen § 175 vor. Es hieß, ein Kriegsgerichtsverfahren sei gegen ihn eingeleitet. Gürtner, den Hitler als Berater zuzog, sagte mir, er sei von der Schuldlosigkeit von Fritsch überzeugt, aber nach dem Verhalten und Auftreten des Generals habe ihn Hitler für schuldig oder mindestens für verdächtig halten müssen. Fritsch ging später aus dem Kriegsgericht unter Vorsitz von Göring ohne Makel hervor. Aber inzwischen war Brauchitsch als sein Nachfolger bestellt worden, und die Generalität hatte das hingenommen.

In einem Aufwaschen ernannte Hitler Ribbentrop zum Außenminister an Stelle von Neurath, und der alte Schwabe nahm den bedeutungslosen Posten des Präsidenten des Geheimen Kabinettsrats, der niemals zusammengetreten ist, dankend an. Schließlich entließ Hitler gleichzeitig noch eine Reihe "reaktionärer" Generale und verkündete die Entscheidung am 4. Februar 1938. In dem Prozeß gegen Fritsch wurde festgestellt, daß eine "Verwechslung" mit einem üblen Subjekt, einem Rittmeister von Frisch, vorlag. Aber der General wurde nicht rehabilitiert. Erst nach dem Kriege hörte ich, daß diese "Verwechslung" ein von Himmler, wahrscheinlich auch von Göring, langvorbereitetes Bubenstück war, und daß auch Blomberg in eine ihm von der gleichen Seite gestellte Falle hineingetappt zu sein schien.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Das Jahr 1938 brachte den Höhepunkt im Leben Hitlers, als er triumphierend in seiner Heimat einzog und Wien, das er als fahnenflüchtiger Landstreicher verlassen hatte, nun als Diktator an der Spitze einer Armee wiedersah. Der Jubel der Menschen in den Städten und vor allem auf dem Lande in Österreich war echt. Sobald sie ein Auto aus Deutschland sahen, kamen die Leute aus den Feldern herbeigelaufen oder winkten ihm aus der Ferne zu. Ich habe die ungekünstelte Freude der Österreicher, auch der Arbeiter der Stadt Linz, bei meinen Fahrten durch Österreich selbst erlebt. Als ich nach Wien fuhr, um das Finanzministerium zu besuchen, mahnte ich Reinhardt, unseren neuen Brüdern "zart entgegenzukommen". Sie hätten eben eine andere Art als wir, und wir dürften sie nicht verschrecken. Der Staatssekretär gelobte, die Männer im Finanzministerium wie ein rohes Ei zu behandeln. Sie waren im Sitzungssaal des Ministeriums im Halbkreis aufgebaut. Nach den Begrüßungsreden ging ich die Reihe entlang, ließ mir jeden vorstellen und sprach ein paar Worte mit ihm. Reinhardt folgte mir.

Scholl erzählte mir nachher, der Staatssekretär hätte den Referenten für indirekte Steuern, einen würdigen alten Geheimrat, gefragt, welche Steuern aus seinem Referat sich vielleicht noch erhöhen ließen, und dessen Vorschläge, nachdem er um kurze Begründung gebeten worden war, kurz als ungeeignet abgelehnt. Den Schluß hätte folgender Dialog gebildet: Der Geheimrat, etwas zaghaft geworden: "Alsdann vielleicht die Sektsteuer?" Der Staatssekretär, bereits ungeduldig werdend: "Wieviel bringt die denn überhaupt?" Der Geheimrat, nun wieder sicherer, die genaue Zahl nennend: "Immerhin 751 324 Kronen" (oder so ähnlich). Reinhardt, jetzt ganz ungeduldig und weiter eilend: "Das deckt doch kaum die Verwaltungskosten!" Als er hinter mir den Saal verlassen habe, sei der alte Herr auf einen Stuhl gesunken, habe die Hände vor's Gesicht geschlagen und gestöhnt: "Mein Gott, mein Gott, ist dös a Tempo!" Das war der Erfolg meiner Mahnung.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Bei meinen Besuchen auf den Landesfinanzämtern, wo ich die neuen Präsidenten einführte und mir der Bdl-Mann wiederum wie ein Schatten folgte, machte ich die gleiche Erfahrung wie im Ministerium, ich stieß auf gebildete, etwas umständliche, aber peinlich korrekt arbeitende Beamte, die im Durchschnitt im Fachkönnen wohl nicht an uns heranreichten, aber in der Allgemeinbildung und in der Menschenbehandlung uns übertrafen.

Es machte Freude, mit solchen Männern das wirtschaftlich zurückgebliebene Österreich rasch in die Höhe zu bringen. Noch im März erging eine Verordnung, die mich ermächtigte, Reichsmittel "zur Förderung der nationalen Arbeit im Lande Österreich" auszugeben. Grenzen wurden nicht festgesetzt. Ich habe damals nicht "gekleckert", sondern alles gegeben, was für Österreich nötig und vom reichsdeutschen Standpunkt aus möglich war. Allein in den Monaten April bis Dezember 1938 wurden für Straßenbau und Autobahnen 17o Millionen, für andere öffentliche Aufträge 45o Millionen RM aufgewendet. Das war, auf das Jahr umgerechnet, fast so viel wie die gesamten österreichischen Staatsausgaben 1937 und mehr als ein fünftel des österreichischen Volkseinkommens. Es war im Verhältnis mehr, als wir 1933 im Reich zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ausgegeben hatten. Die Erfolge traten rasch ein. Bereits im September 1938 gab es keine Arbeitslosen mehr, bald darauf reichten die Arbeitsreserven nicht mehr für den Bedarf in Österreich.

Wir haben damals die Mittel vor allem auf zwei Ziele konzentriert, die Wildbachregulierung, um den Bergbauern zu helfen, und die Renovierung von Hotels und Gaststätten, um den Tourismus wieder zu beleben. Gewerbliche Betriebe wurden durch großzügige Steuervergünstigungen veranlaßt, umfangreiche Investitionen vorzunehmen. Unter den "industriellen Neugründungen" sind besonders hervorzuheben: die heute unter dem Namen VOEST bekannten Hermann-Göring-Werke in Linz, die Stickstoffwerke in Linz, die Zellstoffabrik in Lenzing

(heute "Chemiefaser") und das Aluminiumwerk in Ranshofen. Auch für die Erschließung der Erdölfelder wurde viel getan. Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Österreichs wurde wesentlich und dauernd gehoben. Das ist nach dem Krieg in einem Urteil des Obersten Gerichtshofs in Wien ausdrücklich anerkannt worden.

Den 1938 führenden Männern Österreichs hat die Kritik später wegen ihrer Zustimmung zum Anschluß in dieser Form den Vorwurf des Verrats der eigenen Sache oder der Feigheit gemacht. Das ist nicht gerecht. Den Anschluß wollten sie auf alle Fälle. Den wollten die meisten Österreicher. Nach 1918 waren jahrelang die Sozialdemokraten die Träger des Anschlußgedankens gewesen. Mir hat nie ein überzeugterer Vertreter dieses Gedankens gegenübergesessen als in den 20er Jahren der Obmann des Österreichisch-deutschen Wirtschaftsbundes Hermann Neubacher, der spätere Wiener Bürgermeister. Die Tatsache, daß später die österreichischen Nazis diese Idee an ihre Fahnen hefteten, führte ihnen Scharen von Anhängern zu und machte Dollfuß und Schuschnigg ihre Bekämpfung schwer. Das im Februar 1938 in Berchtesgaden abgeschlossene Abkommen löste Spannungen aus, die ohne das Aufwerfen der Anschlußfrage nicht mehr zu beschwichtigen waren. Mit der Abstimmungsidee warf Schuschnigg den Funken in das Pulverfaß. Als am 12. März 1938 sich der Einmarsch bereits vollzog und das Kabinett unter Seyss-Inquart ordnungsmäßig bestellt war, hatte Hitler die endgültige Entscheidung über die Form des Anschlusses noch nicht getroffen. Noch am 12. Abends erwog er die Form einer Schutzgemeinschaft, in die sich Österreich begeben sollte. Erst in der Nacht zum 13. März faßte er den Entschluß, die Schiffe hinter sich zu verbrennen, allen Möglichkeiten von Verhandlungen durch ein fait accompli zuvorzukommen und entgegen allen bisherigen Plänen den Weg der vollständigen Verschmelzung zu gehen.

Seyss und seine Minister hätten eine andere Form vorgezogen. Seyss hat noch als Kanzler (vom 12.3. - 24.5.1939) den Vor-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

schlag gemacht, den "Anschluß" in der Form engster, politischer und wirtschaftlicher Zusammenarbeit zu vollziehen, im übrigen aber die Selbständigkeit Österreichs durch ein fünfjähriges Stillhalteabkommen zu sichern. Er wollte Katholiken, Nationale und gemäßigte Nationalsozialisten in einer Sachorganisation zusammenschließen und politisch einen anderen Kurs steuern als im Reich. Glaise von Horstenau, der zweimal unter Schuschnigg Minister ohne Geschäftsbereich und 1938 Vizekanzler im Kabinett Seyss-Inquart gewesen war, hat mir die Vorzüge dieser Lösung wehmütig dargelegt. Aber für solche Vorschläge war es zu spät. Nur noch das Anschlußgesetz stand zur Debatte. Dem Seyss-Kabinett blieb keine andere Wahl als zu unterschreiben. Von ihrem Standpunkt aus wäre es inkonsequent und Verrat gewesen, wenn sie versucht hätten, um der ihnen nicht zusagenden Form willen die Sache abzulehnen. Zudem wäre Hitler sicherlich, so großen Wert er auf formale Legalität legte, über einen Widerspruch zur Tagesordnung übergegangen.

Den Ministern des Seyss-Kabinetts rechnete Hitler die Unterzeichnung nicht als Verdienst an. Seyss wurde Reichsminister, aber ohne Geschäftsbereich, Jury Gauleiter, Fischböck holte sich Seyss in das Niederländische Reichskommissariat, Kaltenbrunner wurde später - aber ohne Zusammenhang mit 1938 - Nachfolger von Heydrich. Die übrigen versanken, unbelohnt und ohne Dank, in Vergessenheit. Dem Finanzminister Neumayer lernte man sogar die von ihm - erstaunlicherweise sogar noch 1944 - beantragte Aufnahme in die Partei an. 1946 sah man dann schon den Versuch als "Verbrechen" an und verurteilte ihn zu lebenslänglicher Haft. Mit Glaise wohnte ich 1946 in demselben Lager zu dritt in einer Stube. Er befürchtete Auslieferung an Österreich und glaubte, wegen seiner geschwächten Gesundheit sich nicht so verteidigen zu können, wie es die Geschichte von ihm erwartete. Er nahm sich deshalb das Leben. Wir haben nichts bemerkt. Er lag morgens tot im Bett, ruhig ausgestreckt, die Decke glatt gestrichen, unter den gefalteten Händen das Gebetbuch.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Er hat mir noch erzählt, welchen Eindruck auf ihn die Zustimmungsbriefe machten, die 1938, trotz der ihnen nicht genehmen Anschlußform und -methode, der bisherige Bundespräsident Miklas (1928 - 1938) und der spätere Präsident Renner (1945 - 1950) sowie der Kardinal Innitzer abfaßten. Die breite Masse des Volks stieß sich überhaupt nicht an der Form des Anschlusses. Sie begrüßte Hitler als Führer der "Ostmark" mit Begeisterung. Die war nicht gekünstelt und beschränkte sich nicht auf die Nazis. Wer das miterlebt hat, weiß, daß sie in die Breite und Tiefe ging. Selbst Menschen, die dem Nationalsozialismus fern standen und denen auch der Anschluß das Herz nicht höher schlagen ließ, hegten wenigstens die Hoffnung, das Reich, das im Kampf gegen die Wirtschaftskrise so blendende Erfolge erzielt hatte, werde nun auch die schleichende Krise in der Ostmark überwinden. Diese Hoffnung trog nicht.

Die Wirtschaftsbelebung setzte in Österreich in einem unerhört schnellen Tempo ein, und sie wäre noch umfassender gewesen, wenn nicht schon nach anderthalb Jahren der Krieg dem Anschluß gefolgt wäre. Die Erholungspause war zu kurz. Immerhin hielt der Aufschwung, der in der raschen Abnahme der Arbeitslosen, dem Steigen der Produktionsziffern und der Zunahme der steuerlichen Einnahmen zum Ausdruck kam, bis in die Kriegsjahre hinein an. Aber im Krieg verstärkte sich auch eine Wirkung des Anschlusses, die manche Österreicher befürchtet, aber in diesem Umfang nicht erwartet hatten. Nach dem Anschluß ergoß sich ein reichsdeutscher Heuschreckenschwarm über Österreich, um dort in kurzer Zeit eine politische und wirtschaftliche Durchdringung zu erreichen. Vor allem die wirtschaftliche Überflutung war so stark, daß die Österreicher sich zur Wehr setzten und das reichsdeutsche Element immer energischer ablehnten. Diese Ablehnung verschärfte sich infolge der nicht nur den "Preußen" eigenen unliebenswürdigen Überheblichkeit, mit der so viele Neuankömmlinge den "Schlawinern" mal zeigen wollten, was eine Harke ist.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Bei jedem Besuch, den ich meiner Verwaltung in Österreich abstattete, mußte ich wachsende Enttäuschung feststellen, die sich in einmals anschlußbegeisterten Kreisen - innerhalb und außerhalb der Partei - ausbreitete. Die geschilderte Überschwemmung mit Reichsdeutschen und deren für den Anschlußgedanken nicht immer förderliches Verhalten war eine der Quellen der Enttäuschung. Die andere war die Tatsache, daß alles, was die Österreicher nach 1933 mit Unbehagen und Abneigung in Deutschland hatten geschehen sehen, sich nun, womöglich in potenzierter Form, in Österreich selbst wiederholte, die Verfolgung politischer Gegner, das Vorgehen gegen die Juden, der Kampf gegen die Kirche. Es waren nicht bloß die Gegner des Nationalsozialismus, sondern auch ein Teil der Nationalsozialisten, die diese Entwicklung mit schwerer Sorge, aber ohne die Möglichkeit einer Abhilfe beobachteten.

Gerade der Kampf gegen die Kirche spielte in diesem überwiegend katholischen und fromm gebliebenen Volk eine besondere Rolle. Hier hatte man das Buch des Bischofs Hudal, der nach 1933 die Möglichkeiten eines Zusammengehens von Katholiken und Nationalsozialisten positiv besprochen hatte, eifrig gelesen. Es war bekannt, daß der große Bundeskanzler Seipel noch kurz vor seinem Tode diese Möglichkeit durchaus bejaht hatte. Und nun setzte gerade hier die Einziehung des Vermögens der Kirche, die Beschlagnahme der schönen und reichen, z.T. weltberühmten Stifte, und die ganze in steigendem Maße nicht nur antikirchliche, sondern antichristliche Einstellung bestimmter Parteikreise mit Schärfe ein. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieses Vorgehen im österreichischen Volk, auch unter alten Nationalsozialisten, eine wachsende Reaktion hervorrief, und daß gerade Aktivisten, die früher mit Leidenschaft, vom Anschlußgedanken ausgehend, für den Nationalsozialismus gekämpft hatten, sich in wachsendem Umfang an der Widerstandsbewegung beteiligten. Es bleibt unbegreiflich, daß Hitler, der als geborener Österreicher diese Entwicklung als erster hätte sehen oder fühl-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

len müssen, nichts hat, ihre Quellen abzustellen, sondern daß im Gegenteil vieles von dem, was diese Entwicklung in Bewegung setzte, auf seine Weisungen zurückzuführen ist.

Mit den österreichischen Gauleitern habe ich lieber zu tun gehabt als mit den reichsdeutschen. Sie waren weniger verbonzt und irgendwie menschlicher. Es war eine Erquickung zu sehen, wie schlicht und einfach der frühere Arbeiter August Eigruber als Reichsstatthalter und Gauleiter von Oberdonau geblieben war und wie gut der Kärntner Gauleiter Friedel Rainer, früher Notar, die nicht zur NSDAP gehörenden Gruppen seines Gaus zu nehmen wußte. Ich erlebte später während des Krieges, als er einen Teil von Oberitalien "eindeutschen" sollte, wie vorsichtig und geschickt er die dortigen Menschen zu behandeln verstand. Bei einem Tee, den er mir in Triest gab, lud er die Wirtschaftsführer der Stadt dazu ein. Es waren fast alles frühere Österreicher, sicher aber alles Nicht-PG, die sich völlig offen aussprachen, ohne sich durch den Gauleiter eingeschüchtert zu fühlen. Kaum einer der deutschen Gauleiter hätte solche Unvoreingenommenheit aufgebracht.

Mit August Eigruber konnte man unbedenklich offen sprechen. Als ich, noch im Frühjahr 1938, zum ersten Mal in Linz bei ihm war, berührte es sympathisch, daß er nicht, wie es in der Weisung des AA für die Damen beim Empfang des Prinzregenten von Jugoslawien wörtlich vorgeschrieben war, "den Arm waagerecht in Schulterhöhe vorstieß" und dazu Heil Hitler brüllte, sondern mir die Hand gab und dazu "Grüß Gott" sagte. Aber Eigruber war zugeknöpft und gehemmt. Als der offizielle Teil vorbei war und wir abends allein bei einem Glas Wein zusammensaßen, fragte ich ihn, was er gegen mich habe. Er beteuerte natürlich: nicht das Leiseste. Als ich ihm aber sagte, ich hätte für ihn volles Verständnis, Reichsdeutscher sei schon nicht angenehm, Reichsminister sei noch schlimmer, und nun noch Graf, das ginge über das Erträgliche hinaus, da war das Eis gebrochen, er lachte und wir kamen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Berlin Gerüchte miteinander aus.

Auch die anderen Gauleiter der "Ostmark" haben mir kaum Schwierigkeiten gemacht. Ebenso wie Eigruber, der in seinem Auftreten bescheiden blieb, seinen geflickten Mantel aus der Kampfzeit weiter trug und, wenn man bei ihm Mittag aß, seine nette einfache Frau, die sich die Hand an der Schürze wischte, wenn man ihr guten Tag sagte, das Essen kochen und auftragen ließ, hielten sich auch die meisten anderen Gauleiter in Grenzen und wurden nicht raffgierig und prunksüchtig wie die reichsdeutschen Kollegen. Es gab auch unter den Österreichern weniger sympathische Vertreter. Als solcher fiel mir der Tiroler Franz Hofer auf. Er gab im protzigen Auftreten und in der Angeberei den schlimmsten deutschen Kollegen wenig nach. Er eiferte ihnen auch darin nach, daß er sich von seiner - besonders tüchtigen - Frau scheiden ließ. Während alle anderen österreichischen Gauleiter hingerichtet wurden, gelang es Hofer, in Deutschland unterzutauchen.

Im "Reich" führte ich mich nur bei fünfen unbeschwert. Der Badenser Robert Wagner war ein begeisterter Hitler-Anhänger, aber ein reiner Idealist, der im Kriege die Rationierungsvorschriften für sich und seine Familie peinlichst genau durchführte und in Geldfragen penibel korrekt war. Er wars, der mich bat, in Berlin meinen Kollegen klar zu machen, daß die Badenser nur einen Erbfeind hätten, nicht die Franzosen, schon gar nicht Engländer und Russen, nur die Schweizer.

Der Pfälzer Josef Bürckel war zwar auch ein rabiater Parteimann, aber er hatte zwei Vorzüge, er machte den Kirchenkampf nicht mit und er hatte Sinn für Humor. Als seine Mutter in der Zeit starb, in der die Partei bereits auf der ganzen Linie zum Kampf gegen die Kirche angetreten war, ließ Bürckel die Mutter kirchlich beerdigen, ging hinter dem Sarge neben dem Geistlichen her und nahm am Gottesdienst teil. Er war einer der wenigen Parteiführer, die sich selbst

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

zum Besten haben konnten und gern solche Geschichten erzählten wie die von Hermann Röchling, der bei Bürckels Festrede zur Saarbefreiung einschlief, erst aufwachte, als Bürckel seine Rede mit dem Ruf schloß: "Die Saar ist frei!", und erwachend fragte: "Ist der Bürckel weg?"

Bei Bürckel erlebte ich 1940 den deutsch-französischen Waffenstillstand. In seinem neuen Gau, in Lothringen, setzte ein Fort trotz des Waffenstillstandes den Kampf fort und beschoß alle Menschenansammlungen, die es zu sehen bekam. Das wollte mir Bürckel zeigen. Wir fuhren nach Lothringen, ließen Autos und Begleitung in einem Dorf und gingen bis zu einer Stelle, wo man das Fort wie auf einem Präsentierteller vor uns sah, die Franzosen uns aber auch. Sie nahmen unsere Beobachtungsstelle unter gezieltes Artilleriefeuer. Wir mußten in einen Graben, auf dem Bauche kriechend, flüchten. Hinter mir hörte ich Bürckel stöhnen. "Haben Sie Angst?" fragte ich. "Ja", antwortete er, "aber nicht vor den Franzosen, sondern vor Hitler; stellen Sie sich bloß vor, Sie würden verwundet, was ich dann zu hören bekäme".

Vernünftige Leute waren auch der Hamburger Karl Kaufmann, Karl Wahl in Augsburg und der Gauleiter in Südwestfalen Josef Wagner. Jedenfalls brauchte man bei ihnen kein Blatt vor den Mund zu nehmen. In der Kristallnacht verbot Kaufmann alle Ausschreitungen gegen Juden und erging sich in Ausdrücken über Goebbels, den Initiator der Sache, die an Schärfe nicht zu überbieten waren. Wagner war ein sauberer, kirchlich frommer Mensch; daß er später seiner Tochter die Hochzeit mit einem SS-Mann, der aus der Kirche ausgetreten war, verbot, brach ihm das Genick. 1940 wurde er von Hitler seines Amts enthoben, 1945 von der SS ermordet.

In den Ländern war der Gauleiter zugleich Reichsstatthalter und hatte neben sich noch einen Ministerpräsidenten. Anders war es nur in Bayern. Dort gab es vier Gauleiter, einen Reichsstatthalter und einen Ministerpräsidenten. In München

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

saß ein Trio beisammen, das in ständiger Fehde untereinander lebte, der Gauleiter von Oberbayern, Adolf Wagner, ein bösartiger Fanatiker, als Kultusminister dem Ministerpräsidenten Ludwig Siebert, einem etwas eitlen, aber verständigen Mann, der ein tüchtiger Oberbürgermeister gewesen war, untergeordnet, als Gauleiter ihm übergeordnet, und schließlich als Dritter - "im Bunde", kann man nicht sagen, vielmehr in erbittertem Dreikampf - der Reichsstatthalter Franz Ritter von Epp. Der alte Kommandeur der "Leiber" war einer der wenigen, die nie "Heil Hitler", sondern "Grüß Gott" sagten. Er erklärte mir, in der Kampfzeit sei "Heil Hitler" das Erkennungszeichen zwischen Parteiangehörigen gewesen, es sei daher widersinnig, diesen Gruß von Nichtparteileuten zu verlangen; da es jetzt der allgemeine Gruß sei, wende er, gerade als alter PG, ihn nicht mehr an. Der eigentliche Grund war aber wohl, daß er schlecht auf die Adolfs zu sprechen war, den in Berlin und seinen in München. Er würde, sagte er mir einmal, seinen Posten sofort niederlegen, wenn er nicht befürchten müsse, daß dann der - nun kam ein kräftiges bayrisches Schimpfwort - Adolf Wagner sein Nachfolger werden und keiner mehr da sein würde, den Gauhund zu bremsen.

Die Ministerpräsidenten der Länder waren, wie Siebert in Bayern, in der Regel eine Nummer mehr Bürokraten, mehr wirtschaftlich oder beamtenmäßig eingestellt als die Gauleiter. So war es in Oldenburg, Mecklenburg-Strelitz, vor allem aber in Baden. Der dortige Ministerpräsident Walter Köhler, gleichzeitig Finanz- und Wirtschaftsminister, war mir gut bekannt. Er fiel mir auf, weil er mir, als ich ihn einmal in Karlsruhe besuchte, sagte, er könne mich nicht in sein Haus einladen, er wohne nämlich immer noch in der kleinen Wohnung, in der er als kaufmännischer Angestellter gewohnt habe. Er habe sich 1933 gesagt: wer weiß, wie lange die Sache dauert, darum ist es besser, im alten Stand zu bleiben; ist es aber eine Sache von Dauer, dann ist es erst recht gut, wenn der Ministerpräsident mit dem guten Beispiel der Bescheidenheit und Einfachheit vorangeht. Er fuhr täg-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

lich mit dem Rad aus der Vorstadt ins Ministerium. Auch dies hielt er klein. Die meisten Ressorts verwaltete er selbst. Es herrschte eine Atmosphäre, in der man sich wohl fühlte. Jedenfalls war sie besser als in Berlin.

Dort wunderten sich die Ausländer, Diplomaten und Journalisten, wenn ihnen unter den alten Kämpfern ein musisch interessierter Mensch mit Auslandserfahrung wie Hanfstaengl oder guterzogene Männer des hohen Adels wie Friedrich Christian Schaumburg-Lippe und Josias Waldeck oder schlicht gebliebene Bürger wie eben Walter Köhler, der auch einmal eine Gastrolle als Preiskommissar in Berlin gab, entgegen traten. Unter den Ausländern waren wenige, die den nationalsozialistischen Anschauungen zustimmten. Die Schwestern Mitford, die blonde Unity und ihre mit dem Faschistenführer Oswald Mosley verheiratete Schwester, bildeten Ausnahmen. Selbst die italienischen Diplomaten waren mehr zurückhaltende Beobachter als überzeugte Anhänger.

Die Gesandtschaften benahmen sich den Nazis gegenüber völlig unterschiedlich. Dem Engländer Sir Eric Phipps und dem Niederländer Graf John Limburg-Stirum waren sie so gräßlich, daß sie keinen je bei sich sahen und den Verkehr auf die dienstlich unerläßlichen großen Abfütterungen beschränkten. Sir Eric hatte eine Schwester der Lady Vansittart geheiratet und war ihr zuliebe konvertiert. Lady Phipps war eine bezaubernde Frau, die ihre vielen Kinder gut erzog, ihr Hauswesen vorzüglich besorgte, abends als Botschafterin repräsentierte und täglich in aller Herrgottsfrühe in die Messe ging. Wir hatten beide so gern, daß wir sie als einziges Botschafterehepaar in unsere kleine Wohnung einluden, in der wir sonst nur Verwandte und nahe Bekannte sahen. Ihm waren die Männer des engsten Kreises, Hitler und Himmler, Göring und Bormann so zuwider, daß eine Unterhaltung mit ihnen eine schwere körperliche und seelische Belastung für ihn bedeutete.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Der holländische Graf war nicht so feinbesaitet. Der rothaarige Vizekönig des niederländischen Kolonialreichs fühlte sich dermaßen über den Plebejern erhaben, sie störten seine Ruhe nicht, aber er fühlte sich nicht wohl in Berlin. Für ihn gab es - außer Holland und Westindien - nur einen Ort, an dem man stilgemäß leben konnte, das war London. Er erreichte es denn auch, daß er als Botschafter von Berlin nach London versetzt wurde.

Auch der amerikanische Botschafter, William E. Dodd, fühlte sich in Berlin nicht wohl. Der Geschichtsprofessor war für das diplomatische Parkett wenig geeignet. Im Deutschland der damaligen Zeit war er fehl am Platz. In seinem später veröffentlichten Tagebuch hat er mich mehrfach erwähnt, zum ersten Mal nach einem Essen bei Papen im Herrenclub am 28.2.1934, an dem über 50 Personen teilnahmen: "Der einzige, mit dem ich etwas offener sprach, war der Finanzminister, Graf Lutz von Schwerin-Krosigk. Aus allem,was er sagte, entnahm ich, daß er der augenblicklichen Richtung in Deutschland entschieden mißtrauisch gegenüberstent, obwohl er Hitler nicht erwähnte. Er hat Geschichte studiert und ist ein aufmerksamer Beobachter der Ereignisse. Er ist der erste Deutsche in führender Stellung, der mir zustimmte, daß Bismarck in einer wichtigen Sache falsch gehandelt hat: Bismarck verärgerte sinnloserweise hervorragende und ehrliche Persönlichkeiten, und als er sich zurückzog, war er im Auswärtigen Amt äußerst unpopulär. Der Graf gab weiter zu, daß der Kaiser 1914 einen schweren Fehler begangen habe, als er sich von den Militärs und Finanz- und Industriegruppen in den Krieg treiben ließ".

Ich könnte eigentlich stolz darauf sein, daß der amerikanische Historiker mich als Kollegen angesehen hat, aber als ich im Buch "Diplomat auf heißem Boden" die zitierte Stelle las, habe ich mich über die falsche Wiedergabe geärgert. Bei Bismarck sagte ich, ihm sei es leider gegangen, wie so vielen großen Leuten, er habe nicht verstanden, sich einen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Nachfolger heranzuziehen. Die Riesengestalt habe erdrückend gewirkt. Bei seinem Abschied hätten viele Uffl gesagt. Beim Kaiser bedauerte ich, daß er 1914 Österreich nicht fester an den Zügeln genommen habe. Von den zum Kriege treibenden "Finanz- und Industriegruppen" hat Dodd gesprochen, nicht ich. Für die Wiedergabe eines Gesprächs ist selbst das Tagebuch nicht immer eine verläßliche Grundlage.

Unter dem 14.7.1935 schreibt Dodd, nach einem Bericht des Journalisten Paul Scheffer von Associated Press sei in einer Kabinettsitzung die ernste wirtschaftliche Situation Deutschlands besprochen worden. Goebbels habe gefordert, an Stelle von Schacht solle Darré zum Wirtschaftsdiktator gemacht werden. Aber Neurath und ich hätten widersprochen. Goebbels habe eine Niederlage erlitten. An dieser ganzen Geschichte stimmt nur der Satz, daß Goebbels "Schacht wie die Sünde hasse".

Nach Notizen vom 7.3.1934 und 5.3.1935 habe ich am Abendessen bei Dodds teilgenommen. Die Diners dort waren bemerkenswert schlecht. Ich erinnere mich noch an ein Essen, bei dem ich Frau Dodd führte und mir gegenüber Edi saß, geführt vom dänischen Gesandten Zahle. Der war der Doyen des diplomatischen Korps, ein Lästermaul, das alle Skandalgeschichten der regierenden europäischen Herrscherhäuser von der Gegenwart bis ins Mittelalter kannte. Als nach dem Braten der Sekt eingeschenkt wurde, sagte Zahle zu Edi: "Gott sei Dank, das erste Warme, was wir heute bekommen". Ich hörte jedes Wort über den Tisch herüber. Die Botschafterin, die nicht viel Deutsch konnte, hat es wohl nicht verstanden, jedenfalls zuckte sie nicht.

Im Personenverzeichnis des Dodd'schen Buches heißt es bei mir: "Finanzminister unter Hitler, als Kriegsverbrecher wegen der systematischen Ausplünderung der von Hitler überfallenen Länder angeklagt. Dank seiner Beziehungen zu reaktionären Kreisen der Westmächte konnte er sich der Strafe ent-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

ziehen". Leider stimmt beides nicht. Ich besaß solche Beziehungen nicht und konnte mich daher auch der Strafe nicht entziehen. Aber man sieht, wie wenig zuverlässig selbst Bücher von Historikern sein können.

Ganz anders als Phipps, Dodd und Limburg-Stirum - und sie sind nur Beispiele für ein ganzes Korps - ging der Franzose, der berühmte François-Poncet, mit der Prominenz des Dritten Reichs um. Er kam ihnen möglichst nahe, suchte ihr Vertrauen zu erwerben und zog ihnen, freundlich lächelnd, alle Würmer aus der Nase, die er brauchte, um Paris über alles, was in Deutschland geschah, stets und genauestens auf dem laufenden zu halten. Er war der einzige der auswärtigen Diplomaten, dem Hitler als Könner respektierte. Das verschaffte dem Franzosen bei der Partei eine ungewöhnliche Stellung. Jeder SA-Führer oder Gauleiter fühlte sich geschmeichelt, wenn der Botschafter, sein Bärtchen streichend, sich liebenswürdig mit ihm unterhielt, und öffnete ihm willig sein Herz.

Beim großen Publikum machte er sich durch die Bonmots beliebt, die ständig in Berlin die Runde machten: Bei Blau-Weiß in Berlin war große Tennisschlacht. Henkel, damals einer der bekanntesten deutschen Spieler und Liebling des Publikums, gab sich völlig aus. Als er den Platz verließ, zwar als Sieger, aber so schweißtriefend, daß Hemd wie Hose klatschnaß waren, klang durch den freundlichen Beifall der Zuschauer die Stimme Francois-Poncets: "Ah, er scheint kein 'Henckell-Trocken' zu sein". In einer Kunstausstellung standen Betrachter vor einem weiblichen Rückenakt und fragten den hinzutretenden Botschafter, warum der Maler wohl nur die Rückseite zeigte. Der klemmte sein Monokel ins Auge, warf einen Blick auf das Bild und sagte: "Ah, je crois que c'est Madame de Berlichingen". - Mich fragte er einmal, wieviel Knaben und wieviel Mädchen ich hätte, seine Frau und er hätten sich darüber gestritten. Vier Jungen und Vier Mädchen, erwiderte ich. "Ah natürlich", rief der Franzose, "warum habe ich es mir nicht gleich gesagt: Ausbalanciert

wie ihr Stall"

Noch größere Freude machten natürlich seine geschliffenen Bosheiten. Bei Neurath tat als Staatssekretär sein Schwiegersohn Mackensen Dienst. Das gab François-Poncet Anlaß zu einem blasphemischen Witz. Er sei, sagte er, im Auswärtigen Amt gewesen und habe dort den Vater und den Sohn gesehen, nur der Geist sei nicht dagewesen. - Bei einem Diner rauschte Victoria von Dirksen herein, Exzellenz und "Mutter der Revolution", Freundin des Kronprinzen, des Nuntius und aller NS-Größen. Auf dem üppigen Busen prangte, von Edelsteinen eingefaßt, das Parteiabzeichen. "So" flüsterte Poncet, "denke ich mir die Jungfrau von Orléans, wenn sie alt geworden wäre, aber - Gott sei Dank - die Engländer haben sie vorher verbrannt".

Meiner Frau klagte er, wenn er abends in das Kinderzimmer hinaufginge, um mit seinen Kindern zu beten, hörte er seine Jungens im Bett singen: Siegreich wollen wir Frankreich schlagen. Das lernten sie in der deutschen Schule. Was solle er bloß tun? Es war ein großer Verlust für Berlin, als Poncet nach Rom versetzt wurde. Er hielt Rom für eine noch günstigere Beobachtungsstelle als Berlin und fand in Mussolini, noch mehr in Ciano, ergiebige Nachrichtenquellen.

Ich habe Ciano lediglich bei meinem Italienbesuch im August 1939 länger gesprochen, sonst sah ich ihn nur kurz, wenn er nach Deutschland kam, meist auf Jagden. Dort schoß er hemmungslos auf alles, was da kreuchte und fleuchte, Eichhörnchen, Amseln und verbotene Fasanenhennen. Bei Tisch ließ er sich zusätzlich zum Menü, dem er reichlich zusprach, einen großen Topf Makkaroni kommen, den er - es war ebenso scheußlich zu sehen wie zu hören - mit hoher Geschwindigkeit auffraß. Er war ein heller Kopf, aber denkbar unsympathisch.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Auch mit Mussolini habe ich ein Gespräch nur im Sommer 1939 gehabt. Er war ein großer Schauspieler. Aber er imponierte. In Deutschland habe ich ihn nur bei der großen Rede gesehen, die er in strömendem Regen auf dem Olympiaplatz vor einer wenig begeisterten Menge hielt, und bei dem sogenannten "Kaisermanöver", bei dem Hitler dem Duce die neuen deutschen Panzer zeigte. Es war das Manöver, bei dem Rommel die Gruppe der Manövergäste führte, zu der ich gehörte, und dabei auf mich einen starken Eindruck machte. Das Manöver setzte sich auf See fort. Hier fehlte ein Erklärer. Man sah in dunstiger Ferne Kriegsschiffe, auf denen es aufblitzte. War es Freund oder Feind? Keiner konnte mir Bescheid sagen. Da sah ich Onkel Adolf Trotha auf meinem Schiff sitzen. Scheers alter Chef des Stabes mußte es ja wissen. Er lachte: wenn man das wüßte, sei die Seeschlacht schon halb gewonnen; in der Regel werde zunächst der Falsche beschossen.

Onkel Adolf war ein famoser Mann, in seiner Klugheit und Bescheidenheit. In Hecklingen fragten ihn Neffen und Nichten eines Tages nach dem Kriege, welchen Anteil er als Chef des Stabes von Scheer an der Seeschlacht von Skagerrak gehabt habe. Gar keinen, sagte der Admiral, das Verdienst gebühre ausschließlich Scheer.

Sie kennten seine Bescheidenheit, sagten die Fragenden; aber natürlich habe doch der Chef bei Planung und Durchführung der Schlacht einen entscheidenden Einfluß. Bei der Planung wohl, bei der Durchführung nicht, entgegnete Onkel Adolf, er könne sogar beweisen, daß Scheer allein die Führung gehabt habe. Nach Abschluß der ersten Phase der Schlacht habe Scheer gesagt, daß er sich einen Augenblick ausruhen wolle; er bitte, ihn zu wecken, sobald wieder Fühlung mit dem Gegner sei. Nach 20 Minuten sei Trotha mit der neuen Meldung in Scheers Kabine gegangen und habe ihn fest schlafend gefunden. Die Befehle für die zweite Phase der Schlacht wurden gegeben. Scheer ordnete an, ihn zu benachrichtigen, sobald der Kampf beginne. Nach einer knappen halben Stunde sei

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Trotzdem wieder zu Scheer gegangen und habe ihn wieder fest schlafend vorgefunden. Wer die Nerven hat, sagte Onkel Adolf, in solcher Stunde die kurzen Pausen zum Schlafen auszunutzen, der ist der wirkliche Führer.

Unsere gesellschaftlichen Verpflichtungen erledigten wir durch ein großes Diner, das wir im Haus der Luftwaffe gaben. Es unterschied sich von anderen durch die völlig verschiedene Zusammensetzung der Gäste. Minister und Diplomaten, die sonst allein geladen waren, bildeten bei uns nur einen Teil der Gäste. Den zweiten bildeten meine Oberfinanzpräsidenten, den dritten Jagdfreunde und Verwandte. Diesen und den Oberfinanzpräsidenten machte es natürlich Spaß, einmal einen Ausschnitt aus der Berliner Gesellschaft kennenzulernen. Die Diplomaten freuten sich, nicht immer wieder dieselbe Ministerfrau zu führen, sondern eine der hübschen Schwestern von Edi oder eine andere attraktive Frau vom Lande, wie Ille Krosigk-Helmsdorf oder Josi Alvensleben-Neugattersleben. Wir schrieben schon auf die Einladung, daß die Autos um Mitternacht vorfahren würden. So mußten die lieben Gäste schon zu früher Stunde das schöne Fest verlassen. Nur der Reichssportkommissar Tschammer von Osten weigerte sich, zu gehen; so nette Abende gebe es sonst nirgends in Berlin. Einmal war auch der Kultusminister Rust nicht zu bewegen, nach Hause zu fahren. Ein Zufall hatte ihn mit dem Helmsdorfer Bernd Krosigk und dem Gleinaer Bernd Helldorff zusammengebracht, und nun lehnten es die drei Bernhards ab, sich wieder zu trennen.

Um bei der Placierung der Diplomaten keinen faux pas zu machen, ließen wir das Placement von Frau Pappritz, der Protokoll-Expertin des Auswärtigen Amtes, entwerfen, mußten es aber, da ja durch Absagen und Nacheinladungen ständige Änderungen vorkamen, am Tage des Festes in der endgültigen Fassung dem Auswärtigen Amt nochmals vorlegen; das verlangte Ribbentrop bei allen Diners, an denen er teilnahm. Der Minister des Auswärtigen mußte immer über allen anderen, auch

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

den Botschaftern, zu Tische sitzen. Es gab entsetzliche Schwierigkeiten, wenn infolge des komplizierten Protokolls, nach dem, wenn ausländische Gäste zugegen waren, die Herren an der rechten Seite ihrer Tischdame saßen, wir das aber nur bei den Diplomaten, nicht allgemein durchgeführt hatten, Frau Pappritz entdeckte, daß ihr Minister einen Platz unter den italienischen oder englischen Botschafter gerutscht war. Da wir an 12 Tischen zu je 10 Personen saßen, konnte ein Laie solche feinen Unterscheidungen gar nicht feststellen. Aber Ribbentrop bockte dann und weigerte sich zu kommen. Um keinen Skat wegen solcher Albernheiten entstehen zu lassen, beugten wir uns vor Frau Pappritz.

Schlimm war auch, wenn Göring im letzten Augenblick absagte. Das pflegte der rücksichtslose Bursche häufig zu tun. Dann hätte das ganze Placement umgeworfen werden müssen, und die über 100 gedruckten Ordnungen, von denen jeder Gast ein Stück mit einer roten Hand, die auf seinen Namen wies, beim Eintritt in den Saal erhielt, mußten weggeworfen werden. Das war eine praktische Einrichtung; bei Tisch konnte man sich über die übrigen Gäste orientieren, und auch den Damen war es möglich, verwirrte Tischherren, die vergeblich nach ihrer Partnerin suchten, einzufangen. Um uns gegen Görings Überraschungen zu sichern, hatten wir immer einen Überschuß von Herren, die zusammen an einen Tisch gesetzt wurden - das war ein sehr begehrter Platz - und unter denen auch einige "Prominente" waren, wie z.B. der Staatssekretär von Bülow. Den konnte man ohne weiteres an die Stelle von Göring setzen und brauchte nur an den zehn Tischordnungen an Görings Tisch eine kleine handschriftliche Änderung vorzunehmen.

Als Neurath durch Ribbentrop ersetzt und zum Präsidenten des Geheimen Kabinettsrats ernannt worden war, konnte er sich schwer an diesen Wechsel gewöhnen. Auf dem Diner bei uns griff er sich in alter Gewohnheit die Führungskarte, auf der stand, der Reichsminister des Auswärtigen werde gebeten, Frau So und So zu führen. Er warf keinen Blick mehr auf die

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Tischordnung mit der roten Hand und suchte, als zu Tisch gebeten wurde, nach "seiner" Dame. Aber ein anderes reizendes Wesen nahm ihn beim Arm: "Hier bin ich, Herr von Neurath". Er würde sich, sagte der galante Minister, nichts Schöneres wünschen können, als sie zu Tisch zu führen, aber leider, leider ... Nein, nein, sagte sie, sein Wunsch sei erfüllt, und zeigte die rote Hand auf ihrer Tischordnung. Neurath stellte fest, daß das mit seiner Tischordnung übereinstimmte, und ging mit ihr kopfschüttelnd in den Eßsaal. Als sie bei Tisch die Ursache des Mißverständnisses herausbekamen, war Neurath etwas beschämt, und seine Tischdame lachte Tränen. Man stelle sich nur einmal vor, er hätte dem neuen Außenminister Ribbentrop die für diesen bestimmte Dame entführt!

Bei der 800 Jahresfeier der Stadt Bernburg am 12. Juni 1938 wurde ich zum Ehrenbürger ernannt. Ich fuhr von Hecklingen aus ins Rathaus, wo mir der Ehrenbürgerbrief überreicht wurde. In seiner Ansprache wies der Oberbürgermeister auf die langjährige Verbundenheit zwischen Bernburg und den Krosigks hin. Bei dem Festakt im Stadttheater hielt ich eine kurze Ansprache. Nach Besichtigung einer Ausstellung "Kultur und Wirtschaft in Stadt und Land Bernburg", einem Frühstück im Saal des mir aus Dedos Amtszeit wohlbekannten Kreishauses, fuhr ich nach Hecklingen zurück. Abends nahm ich mit meinem Schwager Fritz Trotha an einem Abendessen im Kurhaus und anschließend am "Ritterlichen Turnierspiel" im Schloßhof teil. Dort hatten Verwandte von mir bei Turnieren mitgeritten. Das Turnierspiel wurde von dem Oberleiter der Sächsischen Staatsoper Dresden inszeniert. 40 Fähnriche der Dresdner Fähnrichsschule ritten in historischen Harnischen unter einer Beteiligung von 800 Nebendarstellern mit. Selbst für die schlanken Jungens waren die Harnische reichlich eng; es zeigte sich hier ganz deutlich, wie viel kleiner die Menschen vor 400 Jahren gewesen sind. Im Endkampf siegte natürlich der Ritter, der auf seinem Schild das Krosigk'sche Wappen trug.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Einen Monat später begann die Sudetenkrise die Welt zu erschrecken. Hitler spielte sein Pokerspiel um das Sudetenland. In Gesprächen mit Henderson, dem Nachfolger von Sir Eric Phipps, der, anders als dieser, Verständnis für den Nationalsozialismus und eine gewisse Sympathie für dessen führende Repräsentanten hatte, merkte ich, wie ehrlich und stark er sich ängstigte, Hitler könne, da er die Engländer nicht kenne, im Pokern zu weit gehen. Göring bramarbasierte, aber man spürte, daß seine Großsprecherei nur die Angst verdeckte, der Krieg könne seinem Schlaraffenleben ein Ende machen. Am 1. September 1938 schrieb ich an Hitler und warnte vor einem Krieg. Einem Diktator, dem Menschenleben nichts gelten, kann man nicht mit Humanität und Moral kommen, wenigstens wenn man etwas erreichen will. Ich mußte handfeste Vernunftsgründe bringen. Da nicht nur Frankreich und England, sondern auch Amerika eingreifen würden, liefe er Gefahr, alles zu verlieren, was er geschaffen hatte; das Volk, das in ihm den Retter aus Not und Elend sehe, würde den Glauben an ihn verlieren. Das war die eine Seite, das Risiko, das der Krieg bedeute; die andere war, daß er nicht nötig sei, denn die Zeit arbeite für uns, die Bolschewisten versuchten, uns jetzt in einen Krieg zu hetzen, wir würden aber durch Warten nur gewinnen, der Tag werde kommen, an dem - und nun mußte ich, um Eindruck zu machen, in Hitlers Tonart sprechen - "den Tschechen der Gnadenstoß gegeben werden kann". In Nürnberg ließen später die Ankläger den Hauptteil des Briefes fort und brachten nur die letzten Sätze als Dokument ein, das beweisen sollte, ich sei ein Kriegshetzer gewesen. Mein Verteidiger hatte es schwer, den Hauptteil des Briefes herbeizuschaffen, denn die Angeklagten und ihre Verteidiger kamen ja an die Dokumentensammlung nicht heran.

Ende September 1938 bat ich Neurath, zu Hitler zu gehen, um den drohenden Kriegsausbruch zu verhindern. Ich habe, wie ich meinem persönlichen Referenten sagte, "den alten Hirsch hochgemacht". Neurath trug wesentlich dazu bei, daß das in

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

letzter Stunde eingehende Vermittlungsangebot Mussolinis angenommen wurde. Unter Verwandten und Bekannten sprach es sich herum, daß ich mich intensiv - und schließlich mit Erfolg - um den Frieden bemüht hätte. Unzählige Menschen dankten mir. Bodo Alvensleben schrieb mir, er sei 1933 entschieden gegen meinen Eintritt in das Kabinett Hitler gewesen, aber nun sehe er ein, daß ich damals richtig gehandelt hätte; nur aus der Stellung als Minister heraus hätte ich für den Frieden wirken können. Auf allen Jagden im Herbst wurde mir besonders herzlich die Hand geschüttelt, und beim Jagdessen trank man mir so oft zu, daß ich immer in Gefahr stand, unter den Tisch zu sinken.

Aber die Freude über den Frieden hielt nicht lange vor. Hitlers Oktoberrede in Saarbrücken strotzte wieder von Drohungen, und die Schüsse, mit denen im November Grünspan den Legationssekretär vom Rath in Paris niederstreckte, nannte der deutsche Botschafter Graf Welczek "die ersten Schüsse eines zweiten Weltkrieges". Dem Mord an Rath folgte am 11. November 1938 die Kristallnacht, in der auf Weisung von Goebbels systematisch die jüdischen Geschäfte in Deutschland zerstört und geplündert und die Synagogen angesteckt wurden. Der Vormittag danach war schrecklich. Am Nachmittag erhielt ich die ersten beruhigenden Erklärungen. Es hieß, Hitler habe weitere Aktionen unterbunden. Leib und Leben der Juden sollten unangetastet bleiben. Es werde keine "Nacht der langen Messer" mehr geben, keine Wiederholung des 30. Juni. Als ich Verbindung mit Göring aufnahm, schäumte er vor Wut über die Aktion seines Feindes Goebbels. Er habe den Führer auf den unabsehbaren Schaden für das Ansehen Deutschlands im Ausland hingewiesen. Es würden jetzt Maßnahmen geplant, die einerseits der Erregung der Bevölkerung über die Ermordung vom Raths Rechnung tragen, andererseits die Wiederholung solcher Vorfälle verhindern sollten.

Ich hatte seit längerem in Übereinstimmung mit Schacht eine Lösung angestrebt, die es den Juden ermöglichen sollte,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

mit Unterstützung der Juden im Ausland wenigstens Teile ihres Vermögens bei der Auswanderung in Devisen mitzunehmen. Diesen Plan sah ich nun nach der schrecklichen Nacht gescheitert. Jetzt sollten die Juden in Deutschland eine einmalige Buße von einer Milliarde RM zahlen. Ich war für die notwendige Verordnung nicht zuständig, da ich mit "Judenangelegenheiten" nichts zu tun hatte, aber wegen der finanzrechtlichen Formulierung und wegen der Durchführung bedurfte man meiner Mitwirkung. Würde, so sagte mir Göring, die Verordnung nicht alsbald erlassen, so könne auch er neue Greuel nicht verhindern. Das einmal angefachte Feuer der Empörung würde dann auch nicht mehr Halt machen vor Leib und Leben der Juden. Die volle politische Verantwortung für die aufzuerlegende Buße trügen der Führer und er, Göring; ich hätte lediglich als sog. "beteiligtes" Ressort mitzuzeichnen.

In einer Aufzeichnung über das weitere Geschehen hat Schlü später folgendes geschrieben: "Es blieb dem Hause nicht verborgen, wie sein Minister mit der Entscheidung rang. Es entsandte zu ihm als seinen Boyen den Etatsdirektor von Hanteuffel. Es war allen Mitarbeitern Krosigks klar, wie schwer der Schritt ihm werden mußte, zu dem die Staatsführung ihn anhielt. Man sah in diesem Schritt indes nach dem Vorgefallenen von allen möglichen Übeln das kleinste. Dieses kleinste hielt man zudem für objektiv unvermeidbar. ... Der Vorstellung von Hanteuffel, daß, wenn der Minister den Entwurf zum Anlaß seines Rücktritts nähme, dieser nicht etwa scheitere, sondern nur statt seiner die Unterschrift seines Nachfolgers tragen werde, war kein Argument mehr entgegenzusetzen. Es war auch zu überlegen, daß, wenn das Finanzministerium beteiligt blieb, die Durchführung der Verordnung ihm die Möglichkeit zu zahlreichen Milderungen im Einzelfall geben würde, was tatsächlich später eintrat. Es gelang Krosigk auch durchzusetzen, daß die Versicherungssummen, die den Juden wegen der Zerstörung in der Novembernacht zustanden, an sie aber nicht ausgezahlt werden durften,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

auf die jeweils zu zahlenden Anteile an der Gesamtbuße angerechnet wurden. Subjektiv drang Manteuffel am stärksten mit seiner Bitte durch, der Minister möge gerade in dieser unheilschwangeren Zeit das Haus, all die treuen Mitarbeiter, die an ihm hingen, an seiner Person den letzten Halt hätten, nicht im Stich lassen. Er möge erwägen, daß mit seinem Rücktritt eine der letzten Bastionen von Gerechtigkeit und Ordnung fallen werde.

Der Minister hat in jenen Tagen nicht seine Beamten allein gehört. Wie schon früher, so hat er auch damals seine Freunde und andere urteilssichere Menschen um ihre Meinung befragt. Es gab nur eine Antwort: "Bleiben Sie, um Gottes willen bleiben Sie. Lassen Sie die wenigen Anständigen und Sauberen, die es im Dritten Reich noch gibt, nicht auch noch im Stich. Erheben Sie weiter Ihre Stimme für Recht und Vernunft". So fiel nach genauem Abwägen des Für und Wider seine Entscheidung. So blieb er, so trug die Verordnung über die Erhebung der Milliarden-Buße neben dem Namen von Hitler, Göring und Lammers auch den seinen."

Scholl hat in der Skizze, die er 2o Jahre nach diesem Geschehen verfaßte, die damalige Lage, meine Überlegungen und die mir von Manteuffel vorgetragene Auffassung des Hauses richtig dargestellt. Ich hätte mich für einen Feigling gehalten, wenn ich mich dem entzogen hätte, was ich als meine Pflicht ansehen mußte, und für einen Egoisten, wenn ich nur an den Flecken auf meiner weißen Weste gedacht hätte, und nicht an das, was ich für andere tun konnte. Einer meiner jüdischen Bekannten erinnerte mich daran, schon der Talmud habe gesagt: "Wer nur ein Menschenleben rettet, rettet eine Welt". Zu denen, die mich baten zu bleiben, gehörten meine Rostocker und Oxforder Freunde, die mir nahestehenden Geistlichen, vor allem Bodelschwingh und mein früherer Staatssekretär Zarden. Der galt nach den Nürnberger Gesetzen als Jude und betrachtete sich nun als Wortführer der Juden bei mir. Mit ihm besprach ich eingehend die Bestimmungen der

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ausführungsverordnungen, auch die über die Anrechnung der Versicherungssummen auf die Buße, die 20 Prozent des jüdischen Vermögens betrug und in vier Teilbeträgen zu entrichten war. Es ist nicht ganz richtig ausgedrückt, daß ich die Anrechnung "durchgesetzt" hätte. Göring war besonders stolz auf seinen Einfall, daß die Versicherung nicht den Juden, sondern der Staatskasse zufließen sollte. Weder er noch die Partei wären mit der Anrechnung, die ja diesem Gedanken strikt zuwider lief, einverstanden gewesen. Ich mußte sie also unauffällig in einer Form und an einer Stelle so einsetzen, daß sie nur der Kenner finden und verstehen konnte. Es stimmt auch nicht ganz, daß alle, die ich fragte, einer Meinung gewesen wären. Es gab einige Wenige, die mich aufforderten, meinen Posten zu verlassen. Aber es ist kennzeichnend, daß sie meinen Namen trugen und in erster Linie an etwaige ungünstige Wirkungen auf ihren eigenen künftigen Ruf dachten. Solchen Egoismus lehnte ich, wie bei mir selbst, so auch bei meinen Ratgebern ab.

Der von dem Wirtschaftspublizisten Georg Schneider herausgegebene Informationsdienst "Das Dossier" brachte am 29.1o. 1963 einen Aufsatz über die Kristallnacht und ihre Folgen und kritisierte die Rolle der "Alten Garde", der Krosigk, Eilgard und Blessing. Er zitierte die Stelle aus dem Tagebuch des Botschafters Ulrich von Hassell, der mich am 19.12. 1938 besuchte: "Menschlich nett wie immer. Aber aller Champagner ist heraus. Sicher fühlt er sich nicht wohl in seiner Haut. Vor sich selbst sucht er sein Verhalten damit zu rechtfertigen, daß es vor allem nötig gewesen sei, die Sache in einen "legalen Kanal" zu leiten". Das Dossier fuhr fort: "Ein legaler Kanal! Wann wird diese Alte Garde wohl begreifen, daß Unrecht nicht dadurch Recht wird, daß man es zum Gesetz erhebt?" Am 13.11.1963 schrieb ich an Schneider: "Auch mir ist und war klar, daß Unrecht nicht dadurch Recht wird, daß man es zum Gesetz erhebt. Aber damals bedeutete der "legale Kanal" die Beendigung der Terrorherrschaft der SA, unter der Menschen erschlagen und festgenommen, Syna-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

gegen, Wohnhäuser und Läden zerstört wurden. Die Judenbuße war der Preis, der dafür gezahlt werden mußte, daß die Blutmunde zurückgepfiffen wurden. Der furchtbare Irrtum der "Alten Garde" bestand darin, daß sie glaubte, die um einen hohen Preis erreichte, vorübergehende Sicherung des Lebens der Juden werde dauernd sein".

Im Juli 1939 hatte ich eine lange Besprechung mit Ribbentrop, in der ich ihm vorwarf, er informiere Hitler falsch, indem er die Engländer als degenerierte Gesellschaft darstellte, die nicht kämpfen werde, und die Italiener, die Mussolini zu Römern gemacht habe, als Helden. Er entgegnete, ich verwechsele das kämpferische England, das ich vor 3o Jahren kennen gelernt hätte, mit der heutigen dekadenten Gesellschaft, die erst nach Erreichung eines bestimmten Punktes zu kämpfen bereit sei, und ich kennte das heutige Italien nicht. Er werde mir dazu Gelegenheit verschaffen. Auf seine Veranlassung lud mich der italienische Finanzminister Graf Paolo Thaon di Revel zu einem Besuch nach Rom ein. Vor meiner Abreise am 2o. August teilte mir Ribbentrop im Auftrag Hitlers als Sprachregelung mit, ich solle bei Besprechungen mit den maßgebenden Männern Italiens den Standpunkt (Hitlers) vertreten, es werde bei ruhiger und starker Haltung der Achse nicht zu einem Krieg kommen. Deutschland könne aber auf keinen Fall das Vorgehen der Polen gegen die deutsche Minderheit in ehemals deutschen Gebieten dulden.

Ich schrieb Ribbentrop noch am 2o.8., ich würde mich in den Gesprächen mit Thaon di Revel auf reine Ressortfragen beschränken und, falls von italienischer Seite andere Fragen angeschnitten würden, mich im wesentlichen rezeptiv verhalten; sollte mir etwas Wichtiges mitgeteilt werden, würde ich es ihm auf dem schnellsten Wege übermitteln. Im Hinblick auf meine Romreise hätte ich die große Frage unserer wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft nochmal eingehend geprüft und sei dabei zu folgendem Ergebnis gekommen:

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

"Wir sind wirtschaftlich noch in keiner Weise für einen längeren Krieg kriegsbereit. Auf den wichtigsten Rohstoffgebieten ebenso wie auf dem Ernährungsgebiet bedürfte es noch einer Arbeit von zwei bis drei Jahren, um den Zustand der Kriegsbereitschaft zu erreichen. Wir werden auch aus Rohstoff- und Arbeitermangel während eines Krieges diese Lücken nicht schließen können, sondern müssen im Gegenteil, vor allem auf dem Ernährungsgebiet, mit einem starken Produktionsrückgang rechnen. Nach spätestens 6 Monaten werden daher bedrohliche Mangelerscheinungen einsetzen, die, von ihrer Rückwirkung auf die militärische Kriegsführung ganz abgesehen, die Widerstandskraft im Innern schwächen, die Entschlossenheit unserer Feinde, bis zum Knockout durchzuhalten, außerordentlich stärken würden.

Ich möchte noch einen anderen Gesichtspunkt stark hervorheben. Sie haben mir als das große Ziel unserer Außenpolitik die Beseitigung der Raumnot unseres Volkes bezeichnet. Wir haben durch den Weltkrieg einen Ausfall von über 4 Millionen Geburten gehabt und sind trotz der seit 1933 erfreulich angestiegenen Geburtenzahl noch nicht einmal wieder so weit, auch nur den Bestand des Volkes zu halten. Bei dieser Lage würde ein nochmaliger Verlust von Hunderttausenden unserer besten jungen Menschen und der dadurch bedingte Geburtenausfall eine solche qualitative und quantitative Schwächung der Volkskraft herbeiführen, daß wir uns davon nicht wieder erholen könnten und zu einem "Raum ohne Volk" werden würden, in den der Slawe später ohne Krieg, lediglich durch die Kraft seiner Bevölkerungsvermehrung eindringen würde.

Sie werden diesen Sorgen mit dem Einwand begegnen, daß es auch bei einem aktiven Vorgehen gegen die Polen zu einem langen Kriege nicht kommen wird. Ich weiß nicht, welche Trümpfe Sie in der Methode unseres Vorgehens, in der Haltung der uns befreundeten Mächte und etwa in Abmachungen mit Rußland in Händen haben, die vor allem England von einem Eingreifen abhalten sollten. Ich erinnere nur an Ihre eigene

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

mir gegenüber wiederholt ausgesprochene und von mir geteilte Auffassung, daß die Engländer, an einem gewissen Punkt angekommen, sich zäh und tapfer schlagen werden. Und glauben Sie nicht, daß dieser Punkt für ein Volk gekommen ist, wenn es sonst zum zweiten Mal binnen Jahresfrist Verrat begehen und damit für alle Zeit "sein Gesicht verlieren" würde? Glauben Sie nicht auch, daß England eher jetzt kämpfen wird, solange der deutsche Siegfried in der Unverletzlichkeit seiner wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft die eine verwundbare Stelle hat, als in zwei bis drei Jahren, wenn auch diese Stelle unverletzbar geworden ist? Sobald wir diese Lücke in unserer Rüstung geschlossen haben, sind wir unbesiegbar. Dann können wir unsere Abrechnung mit den Engländern halten. Dann wird sie aber auch, davon bin ich nach wie vor fest überzeugt, zu einem vollen Erfolg der deutschen Sache ohne Krieg führen!"

Am 21. und 22. August hatte ich Besprechungen mit Thaon di Revel über die italienische Finanzpolitik. Am 23. vormittags um 10 Uhr war ich bei Ciano, also vor dem Abschluß unseres Paktes mit Rußland. Am Abend des 23. schrieb ich Ribbentrop, gratulierte ihm zu dem an diesem Tage geschlossenen Pakt und berichtete ausführlich über mein Gespräch mit Ciano, nachdem ich den Inhalt schon am Vormittag nach Berlin telegraphiert hatte. In einem später niedergeschriebenen Vermerk schrieb ich: "In der Besprechung mit dem Grafen Ciano zeigte sich dieser von einem tiefen Pessimismus erfüllt. England und Frankreich würden am Krieg teilnehmen, beide Botschafter hätten ihm das mit unzweideutiger Klarheit mitgeteilt. Die letzte Erklärung der englischen Regierung sei kein Bluff, sie sei völlig ernst zu nehmen. Infolgedessen sei die Lage für die Achsenmächte sehr schwierig. Besonders für Italien sei der Zeitpunkt äußerst ungünstig. Italien sei erst in 3 bis 4 Jahren kriegsbereit. Es sei finanziell und wirtschaftlich in keiner Weise gerüstet. Er wisse aber, daß, wenn es zu einem Kriege komme, es nötig sei, mit äußerster Entschiedenheit und Verbissenheit zu kämpfen, denn ein verlorener

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Krieg würde das Ende beider Achsenmächte bedeuten. Die Gegner würden deshalb militärische Anfangserfolge, die wir mit Sicherheit haben würden, hinnehmen und einen Zermürbungskrieg auf lange Zeit führen. Es sei infolgedessen sehr wichtig, wie in den beiden Ländern der Achse die Stimmung sei und ob man auf diese Stimmung hin einen langen Krieg wagen könne. Auf meine in der Richtung der angeordneten Sprachregelung vorgebrachten Einwände sagte Ciano, er wisse, daß der Führer anderer Ansicht sei, aber er glaube nicht, daß der Führer dieses Mal Recht behalten würde. Auf seine Frage, ob denn das Deutsche Volk innerlich für einen großen Krieg vorbereitet sei, antwortete ich, das Deutsche Volk glaube nicht an einen solchen Krieg, halte aber die Lösung der polnischen Frage für unerläßlich, da die Behandlung der Deutschen dort völlig unerträglich geworden sei. Ciano bat mich sehr dringlich, seine Auffassung und die Tatsache, daß Italien wegen seiner mangelnden Kriegsbereitschaft am Kriege nicht teilnehmen könne, dem Führer noch einmal vor Augen zu führen".

Ich mochte Ciano nicht, aber in dieser Unterredung imponierten mir sein Ernst, seine staatsmännische Einsicht und seine klare Sprache. Daß, wenn wir gegen Polen etwas unternähmen, die Westmächte in den Krieg eintreten und ihn verbissen führen würden, daß es auf die Stimmung ankomme, daß aber das deutsche Volk auf einen Krieg innerlich nicht vorbereitet sei, das waren gerade die Punkte, die auch ich Ribbentrop in unserem Juligespräch vorgehalten hatte.

Am 24. August um 19 Uhr war ich bei Mussolini in seinem riesigen kahlen Arbeitszimmer, das der Besucher über spiegelglatten Marmorplatten durchqueren mußte. Thaon di Revel begleitete mich, hinter mir schlidderten Scholl und der für die dienstlichen Besprechungen mit dem italienischen Finanzminister mitgenommene Ministerialrat Bayrhoffer über den Marmor. Ich hörte, wie der kurzsichtige Bayrhoffer ängstlich Scholl zuflüsterte: "Halten Sie mich fest, ich rutsche!" Mussolini blieb nicht, wie sonst bei Besuchen, hinter dem

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

in einer Ecke des Raumes befindlichen Schreibtisch stehen, sondern kam mir ein paar Schritte entgegen. Das war eine besondere Liebenswürdigkeit. Dann wurden ihm meine Begleiter vorgestellt, mit denen er ein paar freundliche Worte wechselte. Als sie mit vorsichtigen Schritten das Zimmer verlassen hatten, bot mir Mussolini den einzigen Besucherstuhl an, der seinem Schreibtischsessel gegenüberstand. Thaon di Revel wohnte dem Gespräch, über das ich sofort nach Berlin berichtete und dessen Inhalt ich am 26.8. in einem Brief an Weizsäcker ausführlich wiedergab, stehend bei.

Ich lasse nachstehend den Wortlaut eines später von mir niedergeschriebenen Vermerks folgen: "Bei der Unterredung führte der Duce aus, daß es sich um einen Augenblick von größter historischer Bedeutung handele. Er habe gerade die Rede von Chamberlain gelesen, sie sei bitter und schwach. Er halte es für möglich - der Duce unterstrich den Ausdruck durch eine seinen Zweifel hervorhebende Handbewegung -, daß der Führer auch dieses Mal sein Ziel ohne Krieg erreiche. Er stellte dann an mich die Frage, wie ich die Lage beurteile. Ich wiederholte die Sprachregelung und fügte hinzu, daß nach meiner Ansicht der abgeschlossene Russenpakt die Lage völlig verändert habe. Der Duce griff diesen Gedanken mit äußerster Lebhaftigkeit auf und betonte, daß es sich bei diesem Pakt um eine vollständige Umgestaltung der politischen Kräfteverteilung und daher der gesamten Weltpolitik handele. Die Absicht der Westmächte, den Achsenmächten in einem Kriegsfall die Rohstoffe abzuschneiden, werde hierdurch vereitelt, und damit für die Westmächte die Aussicht, die Achse durch einen langen Zermürbungskrieg zu überwinden. Rußland fehle zur Zeit nur die Organisation. Es sei Deutschlands große Zukunftsaufgabe, mit seiner Technik und seiner Organisationskunst Rußland neu zu organisieren.

Der Duce fragte, was ich bisher in Italien gesehen hätte, ich gab ihm kurz Bescheid und wies auf den Inhalt meiner Unterredung mit Thaon di Revel hin. Der Duce unterstrich die

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

finanziellen Schwierigkeiten, in denen Italien sich befände. Es hätte unter den Kosten von drei Kriegen, allein der Krieg mit Spanien habe 14 Milliarden Lire gekostet. Italien habe in diesem Krieg 1o.ooo Tote und 3o.ooo Verwundete verloren, aber am schwersten für das Land seien die finanziellen Opfer. Er fragte dann nach unseren Kosten für den spanischen Krieg. Ich umging eine unmittelbare Antwort durch einen allgemeinen Hinweis auf unsere Ausgaben für Aufrüstung und Mobilmachung. Der Duce erörterte schließlich die Frage, ob die Achsenmächte das Geld von Spanien zurückerhalten würden. Spanien sei sicher willig, dies zu tun, denn sie seien ein ritterliches Volk, die Frage sei nur, wie. Nach seiner Überzeugung könne die Rückzahlung nur in Rohstoffen erfolgen, in Blei, Eisen und Kupfer. Das sei aber auch die für die Achsenmächte praktischste und beste Form der Zurückzahlung.

Mir ging es bei dieser Unterhaltung ähnlich wie bei der mit Ciano. Der grobe Heldenschauspieler war mir nie sympathisch gewesen, aber jetzt beeindruckte mich seine Klugheit und Besonnenheit. Er warnte nicht vor dem Kriege wie Ciano, aber sein Hinweis auf unsere Friedensaufgabe in Rußland bedeutete dasselbe. Er sagte nicht wie Ciano, Italien werde erst in 3 Jahren kriegsbereit sein, sondern erklärte im Anschluß an seine Ausführungen über Spanien - das ist im Vermerk nicht enthalten -, sein Volk sei ausgeblutet, es könne jetzt nur einen Krieg von 3 bis 4 Monaten führen, dann sei es mit der Rohstoffversorgung zu ende, bei den Besprechungen mit Hitler sei auch ein Krieg nicht vor 1942 vorgesehen worden.

Ich hatte den Eindruck, daß Mussolini wie Ciano alles daran setzten, Hitler vor dem Sturz in den Abgrund zurückzuhalten. Ciano sprach seine Warnung und das, was er von Hitlers Absichten halte, unverhohlener aus; aber auch Mussolinis Auffassung war nicht mißverständlich. Am Tag bevor ich mit ihm sprach, schrieb er an Hitler und machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. Seine Materialforderungen waren so gigantisch, daß sie nur als verhüllte Weigerung, sich am Krieg

zu beteiligen, aufgefaßt werden konnten. Mussolini wollte nicht an der Seite von Hitler Krieg führen. Ich hoffte noch am 27.8., Hitler werde sich durch Mussolinis Vorschläge und Vorstellungen, durch meine und des italienischen Botschafters Berichte über die Stimmung in Italien und die Einstellung seiner führenden Männer von dem Sprung ins Ungewisse abhalten lassen. Mein Optimismus fand Nahrung durch den Widerruf des bereits für den 26.8. ergangenen Angriffsbefehls Hitlers. Aber es war nur ein Aufschub. Er wagte das Va-banque-Spiel, vor dem ihn sogar Göring warnte, und ich wußte nicht, ob ich ihn mehr hassen oder verachten sollte.

Doch auch meine zeitweilige Bewunderung für Mussolini sank auf den Nullpunkt, als er 194o in Frankreich als Leichenfledderer hinter Hitlers Siegeswagen herschlich, bald darauf in Griechenland "seinen" eigenen kleinen Krieg vom Zaun brach, im Widerspruch zu allem, was er im August 1939 gepredigt hatte. Meine Achtung für ihn sank unter Null, als er die Divisionen, die an der Front so dringend gebraucht wurden, daheim an der Brenner-Grenze einsetzte, um Befestigungen gegen Deutschland zu bauen, und damit schlimmsten Verrat gegen seinen Verbündeten verübte.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kapitel 7: Der Krieg (1939 bis 1945)

Er erschien mir wie ein Albtraum, unglaubhaft und unwirklich. Die geschwollenen Phrasen Hitlers im Reichstag rissen nicht mit und beschwichtigten die Sorgen nicht. Gürtner sagte mir bedrückt, ein Krieg, der so begonnen würde, könne nicht gut ausgehen. Wir fühlten uns nicht beteiligt. Edi und ich dachten auch gar nicht daran, unseren Wilfried, der Eleve auf einem Gut war, um Landwirtschaft für Lemmersdorf zu erlernen, freiwillig Soldat werden zu lassen, er selbst übrigens auch nicht. Von unseren Bekannten nahmen nur Gilsas daran Anstoß. Dona sagte uns mit ihrer gewohnten, derben Offenheit, sie verstände uns nicht. Aber Wilfried trat erst 1940 beim IR 9, dem "Grafenregiment", in Potsdam ein.

Doch als im September 1939 unser Heer in so atemberaubendem Tempo durch Polen stürmte, schlug mir trotz allem das Herz höher. Aber nun kam der zweite, viel schwierigere Akt, der Angriff im Westen gegen die Maginot-Linie. Zippel erzählte mir, im Reusch-Kreis hätten die Generäle erklärt, wir würden vor der Linie liegen bleiben oder den Durchbruch mit zwei Millionen Toten bezahlen. Aber Hitler glaubte seinen militärischen Beratern nicht, war wütend auf Brauchitsch, weil der an der Ausbildung des Heeres nach den in Polen gemachten Erfahrungen allerhand auszusetzen hatte, und setzte nach endlosen Diskussionen mit Generälen und Wetterfröschen Ende Oktober den ersten vorläufigen Angriffstermin auf den 12.11. 1939 fest.

In der Nacht vom 8./9. November um 0.45 Uhr faßten zwei Zöllner in Konstanz einen verdächtigen Mann, der gerade die Grenze überschreiten wollte. Sie ahnten nicht, welchen Fang sie gemacht hatten. Es war der Kommunist Georg Elser, der bei seiner Vernehmung angab, er habe im Münchener Bürgerbräukeller in der Säule, unter der Hitler zu sitzen pflegte, eine Bombe mit Zeitzünder angebracht. Hitler erschien pünktlich um 20 Uhr im Keller, begann um 20.10 Uhr mit seiner Rede

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

brannte sie, schneller als sonst, um 21.07 Uhr und verließ, früher als sonst, unmittelbar danach den Saal. Um 21.20 Uhr explodierte die Bombe, um 21.31 Uhr fuhr der Sonderzug nach Berlin ab, den Hitler wegen "dringender Staatsgeschäfte" - Besprechungen über den Angriff - unter allen Umständen erreichen wollte. Rommel, damals Kommandant des Führerhauptquartiers, hatte, wie er mir selbst erzählte, befehlsgemäß Hitler an den rechtzeitigen Aufbruch erinnern müssen.

Elser blieb bei allen Vernehmungen dabei, daß er Alleintäter sei. Die langen Ermittlungen der "Sonderkommission Bürgerbräu-Attentat", der erfahrene Kriminalisten, wie Nebe, der Präsident des Reichskriminalamtes, angehörten, konnten keine Hintermänner finden. Dieses Ergebnis war nicht nach dem Sinn Himmlers. Er schrieb mit grünem Stift auf den Bericht: "Welcher Idiot hat den Bericht gemacht?" Sein Herr und Meister bestand darauf, Elser müsse im Auftrag des britischen Geheimdienstes gehandelt haben. Der große Schauprozeß sollte nach dem Kriege stattfinden. Elser wurde als Sonderhäftling ins KZ gesteckt. Als am Ausgang des Krieges nicht mehr zu zweifeln war, wurde er Anfang April 1945 umgebracht.

Aber wie bei dem Holländer Lubbe, dem Reichstags-Brandstifter, glaubten auch die Feinde des Systems, daß Elser nicht der Alleintäter sei. Schob die deutsche Propaganda das Attentat dem Intelligence Service und Otto Strasser in die Schuhe, so glaubte man auf der anderen Seite, es habe sich um eine von der nationalsozialistischen Führung bestellte Arbeit gehandelt. Es gab genug vergleichsweise Vorgänge, den Röhmputsch, die Fritsch-Affäre, den "Gleiwitzer Sender". So flüsterte man sich schon im Kriege zu, das Attentat sei in Wahrheit von der Gestapo organisiert worden. Diese These vertraten in ihren Büchern Allan Bullock, Gerhard Ritter, Gerald Reitlinger, Hans Rothfels, Hans Bernd Gisevius, John W. Wheeler-Bennett, Eberhard Zeller u.a.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Als Ritters Buch über Goerdeler herauskam, schrieb ich ihm am 5.1.1955, die These von dem "manipulierten" Attentat scheine mir nicht überzeugend zu sein. Der Attentäter sei durch den Zollgrenzschutz unmittelbar vor dem Überschreiten der Grenze verhaftet worden. Es sei unvorstellbar, daß Himmlers Organe, wenn sie selbst das Attentat inszeniert hätten, so leichtsinnig gewesen wären, den Täter ins Ausland entkommen zu lassen. Ritter antwortete mir am 14.1.1955, ich scheine das Buch des britischen Captains S. Payne Best nicht zu kennen. Der sei mit Elser zusammen im KZ gewesen, und ihm habe er das Geheimnis enthüllt. Es habe sich gar nicht um eine Bombe mit Zeitzünder gehandelt, sondern um eine einfache Bombe, die durch einen Druckknopf ausgelöst wurde. Das sei, sobald Hitler das Lokal verlassen hatte, von einem Beauftragten Himmlers besorgt worden. Elser habe den Auftrag gehabt, über die Schweizer Grenze zu entfliehen. Die Grenzwache sei informiert, so habe man ihm gesagt, und werde ihn, wenn er eine Postkarte mit dem Bürgerbräukeller vorweise, durchlassen.

Das stimmte nun in keiner Weise mit den Berichten überein, die von den beteiligten Zollbeamten 1939 erstattet worden waren. Ich bat daher den mir von früher her gut bekannten Zollpräsidenten Walter Zülitz in Karlsruhe, bei den Beamten anzufragen, wie sich die Festnahme Elsers in Konstanz abgespielt habe und ob sie es für erwiesen oder wenigstens für wahrscheinlich hielten, daß Elser im Auftrage Himmlers gehandelt habe. Sie erklärten übereinstimmend, er sei ein radikaler, aber ehrlicher Kommunist gewesen; daß Elser im Auftrage Himmlers gehandelt habe, hielten sie für ausgeschlossen. Ich schickte die Vorgänge an Professor Ritter, der mir im März 1955 antwortete, es bleibe auffällig, daß Elser nicht gehängt wurde und daß er eine Postkarte vom Bürgerbräukeller bei sich trug. Ritter vermutete, daß er kommunistischer Auslandsspitzel war, gleichwohl von irgend einem Organ der Gestapo gehätschelt worden sei.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Die Vermutungen der Historiker gründen sich ausschließlich auf die Bekundungen von Zeugen, die mit Elser im KZ zusammengewesen waren. Als erster äußerte sich Martin Niemöller. Er erklärte 1946 vor Göttinger Studenten, Elser sei Unterscharführer der SS gewesen und habe das Attentat "auf Hitlers persönlichen Befehl" verübt. Dies habe Niemöller bereits 1940 in Oranienburg und später in Dachau von SS Leuten gehört; Elser selbst habe er nur einmal kurz gesprochen. Der Captain S. Payne Best gab in einem 1950 herausgekommenen Buch detaillierte Angaben wieder, die von Elser selbst stammen sollten. Nun sind alle Angaben über die Jugend Elsers, seine Verhaftung als "Asozialer" und seine Umerziehung im KZ - Angaben, die ja nachprüfbar waren -, von Anfang bis Ende falsch.

Die nicht in jedem Punkte nachprüfbaren Angaben über die zwei unbekannten Personen, die ihm im KZ Freiheit und hohe Belohnung versprochen hätten, wenn er im Bürgerbräukeller eine Sprengladung einbaue, tragen den Stempel der Erfindung an sich. Im KZ ist er jedenfalls vorher nicht gewesen. Die weiteren Angaben, die großen Unbekannten hätten ihm ein oder zwei Tage nach dem Attentat an die Schweizer Grenze gebracht und in einem Briefumschlag eine große Summe Schweizer und Deutscher Banknoten übergeben, sind nicht einmal gut erfunden. Elser wurde noch vor dem Attentat verhaftet und hätte bei der Festnahme nur wenig Geld bei sich. Als der verhaftete Attentäter standhaft leugnete, im Auftrage gehandelt zu haben, seien, heißt es weiter in dem Buch, die mysteriösen Männer noch einmal erschienen und hätten ihm erneut die Freiheit versprochen, wenn er in einem zu erwartenden Schauprozeß aussage, er stehe seit langem mit Otto Strasser und dem Intelligence Service in Verbindung und habe von Best den Auftrag erhalten, für einen Lohn von 40.000 Sfr. eine Bombe im Bürgerbräu einzubauen. Es ist schwer verständlich, daß ernstzunehmende Menschen auf diesen schlechten Krimi hereingefallen sind.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Die Best'sche Version steht in bemerkenswertem Gegensatz zu den Bekundungen, die der SS-Unterscharführer Walter Usslepp gemacht hat. Usslepp, der von 1943 bis 1944 einer der Bewacher Elsers im KZ Sachsenhausen war und sich als dessen "wirklichen Vertrauten" bezeichnete, gab 1956 in "Heim und Welt" die "Wahrheit über das Attentat" bekannt und trug 1965 im Fernsehen seine These, die er jederzeit beschwören könne, der Öffentlichkeit vor. Usslepp schlägt kräftig auf die Pauke. Elser sei SS-Mann gewesen, sei Himmler vorgestellt worden, von diesem nach Berlin eingeladen und dort auf Kosten der SS ein Jahr geblieben. Bei Kriegsbeginn habe er - natürlich von Hitler persönlich - in der Reichskanzlei den Auftrag erhalten, die Bombe im Bürgerbräu einzubauen. Es läßt sich zweifelsfrei feststellen, daß Elser nie der SS angehört hat und nie in Berlin gewesen ist. Es erübrigt sich, auf die weiteren Behauptungen Usslepps einzugehen. Auch den Aussagen von General Thomas, von Erich Kordt, Werner Stephan u.a. über ein "gestelltes Attentat" liegt kein konkretes, auf Grund ihrer damaligen Stellung erworbenes Wissen zu Grunde.

Erst das Institut für Zeitgeschichte ist den Fakten nachgegangen, hat den Lebensweg von Elser bis zum Attentat genau verfolgt und festgestellt, daß die von ihm in dem Vernehmungsprotokoll gemachten Angaben durch die Aussagen, die nach dem Krieg von seiner Verwandten, Bekannten und von ehemaligen Ermittlungsbeamten gemacht wurden, in allen wesentlichen Punkten bestätigt worden sind. Der im Oktoberheft 1969 der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte veröffentlichte Aufsatz von Dr. Anton Hoch über das Attentat weist mit einer jeden Zweifel ausschließenden Überzeugungskraft nach, daß Elser Alleintäter gewesen ist. Ich schrieb Hoch am 13.11. 1969, ich freute mich, daß endlich einem tapferen, zu lange verkannten Mann die gebührende Anerkennung zuteil geworden sei; mir bleibe es nur unverständlich, daß sich zünftige Historiker so lange der Wahrheit verschlossen hätten. Ich fügte das Material aus 1955 bei.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Hoch antwortete mir am 18.11.. Die Aussagen der Zollbeamten seien für den Beweis der Alleintäterschaft ein wichtiger Anhalt gewesen. Zu seinem Erstaunen sei bisher niemand darauf gekommen, daß die mir unterstehenden Zollbeamten doch nie in ein solches Unternehmen der SS eingebaut worden wären. Der Zollinspektor Rieger habe nach dem Kriege ausgesagt, der Staatssekretär Reinhardt solle bei der Meldung der beteiligten Zöllner erklärt haben: "Sie wissen gar nicht, wie dankbar wir Ihnen sind". Sei diese Äußerung vielleicht so zu verstehen, daß diese Tat dem RFM die Gelegenheit bot, die Bemühungen der SS, den Zollgrenzschutz in ihre Zuständigkeit zu bekommen, für längere Zeit noch einmal abzuwehren? Ich habe, als Dr. Hoch mich am 5.12.1969 besuchte, ihm mündlich bestätigt, die Äußerung Reinhardts sei so zu verstehen, wie er angenommen habe.

Der Blitzkrieg in Polen beseitigte die Befürchtungen nicht, die ich ein Jahr zuvor in meinem warnenden Brief an Hitler geäußert hatte. Die raschen Erfolge in Polen mußten und konnten nach meiner Ansicht als Basis für Verhandlungen mit den Gegnern ausgenutzt werden. An den siegestrunkenen Hitler zu schreiben, schien mir zwecklos zu sein. So wandte ich mich am 6.11.1939 an Göring in einem Brief, von dem ich die wichtigsten Sätze im Wortlaut folgen lasse:

"1.) Wenn England den Krieg nicht gewinnt, hat es ihn verloren. Wenn wir den Krieg nicht verlieren, haben wir ihn gewonnen. Es ist für uns die gleiche Lage wie für Friedrich den Großen im siebenjährigen Krieg. Gewinnen kann England nicht durch die Waffe, sondern nur durch Wirtschaftsblockade und innere Zermürbung Deutschlands. Halten wir diesen beiden Kampfmitteln stand, ist unser Sieg sicher.

2.) Durch einen Angriff im Westen, vor allem wenn er durch neutrale Länder geht, wird unser Standhalten gegenüber den englischen Kampfmitteln gefährdet.
a) Außenpolitisch: Der Einbruch in ein neutrales Land,
- die Nachrichten hierüber haben wir bisher immer als bös-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

artige Ausgeburt der englischen Lügenphantasie bezeichnet - würde in der ganzen Welt als Bestätigung des englischen Standpunktes angesehen werden, daß Deutschland über die Bereinigung des Verhältnisses zu Polen hinaus einen Angriffskrieg, auch mit Zielen im Westen, führt. ... Amerika würde in kürzester Zeit aktiv in den Krieg eintreten. Die übrigen neutralen Staaten würden sich zu einem feindseligen Block zusammenschließen, mit dem die bisherigen Handelsbeziehungen nicht aufrechterhalten werden können. Die Einfuhr von Rohstoffen, auf die wir angewiesen sind, würde zusammenschrumpfen. ... Englands Aussichten auf die Wirksamkeit seiner Wirtschaftsblockade würden gewaltig wachsen. Der Krieg gegen Deutschland würde zum Kreuzzug fast der ganzen Welt gegen uns werden.

b) Innenpolitisch: Auch das zweite Kampfmittel Englands würde an Wirksamkeit gewinnen. Für einen Angriffskrieg mit den damit verbundenen großen Verlusten und Zerstörungen ist das Deutsche Volk innerlich nicht gerüstet. ... Seine Nervenkraft der furchtbaren Probe des Angriffskrieges, mit der seelischen Belastung des Zweifels an der Wahrheit alles bisher über unser Verhältnis zum Westen Gesagten, auszusetzen, heißt, sie übermäßig anspannen.

3.) Der Angriff im Westen bedeutet den endgültigen Verzicht auf eine friedliche Regelung. Es gibt kein Zurück mehr. Da ich mir einen völligen Sieg, bei dem wir alle Bedingungen diktieren könnten, schwer vorzustellen vermag, geraten wir, je stärker wir uns engagieren, und je mehr wir uns schwächen, in immer größere Abhängigkeit. ... Wir begeben uns der außenpolitischen Handlungsfreiheit. ...

4.) Selbst wenn wir einen völligen Sieg errängen, würde, auf die Dauer gesehen, die Zukunft des Deutschen Volkes eher bedroht als gesichert werden. Denn die mit einem Angriff im Westen verbundenen Verluste würden eine so nachhaltige Schwächung unserer Volkskraft bedeuten, daß das Deutsche Volk sich davon nicht erholen würde. ... Wir stehen vor der Gefahr, daß wir dem Deutschen Volk den nötigen Raum gewinnen,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

daß dies aber in 50 oder 100 Jahren ein Raum ohne Volk wird. ..."

An Hitler hätte ich so offen nicht schreiben können. Denn das Eingeständnis unserer Lügerei und der Zweifel am Endsieg hätten ihn in eine solche Wut versetzt, daß er zu ruhiger Überlegung nicht fähig gewesen wäre. Göring gegenüber konnte man eine deutliche Sprache führen. Er verstand sie und regte sich, wenn man nicht an ihm selbst zweifelte, darüber nicht auf. Aber der in den letzten Sätzen ausgesprochene Appell an seine "verantwortungsbewußte Entschlußkraft" war vergeblich. Er ließ mir durch Paul Körner für die offene Darlegung meiner Sorgen sehr danken, aber ich irrte mich in zwei entscheidenden Punkten. England wäre noch in keiner Weise zu einer Verständigung bereit. Es würde vielleicht - und sicherlich erst dann - über Frieden mit sich reden lassen, wenn Frankreich am Boden liege. Der Sieg über Frankreich werde aber nicht die Opfer kosten, die ich befürchtete.

Das Drole de guerre, das tatenlose Gegenüberliegen von Millionenheeren in nächster Nähe, ging weiter. Die Engländer sangen ihr Lied von der Wäsche, die sie an der Siegfriedlinie aufhingen. Wir warfen in die französischen Gräben Ansichtskarten, auf denen man hinter der vordergründigen Ansicht Pimmies sehen konnte, die sich in unzweideutiger Weise mit französischen Frauen beschäftigten. Es war Pornographie mit politischem Ziel. Beides kam an, die Poilus rissen sich um die Karten und ärgerten sich wütend über ihre Bundesgenossen.

Als in den annektierten Teilen Polens, in Westpreußen, Posen und Oberschlesien eine deutsche Verwaltung eingerichtet wurde, mußte ich mich auch um die Organisation der Finanzverwaltung kümmern. Aber es wurde hier anders gemacht als sonst im Reich. Der Oberfinanzpräsident wurde dem Reichsstatthalter (Gauleiter) unterstellt. Alle seine Berichte und Verfügungen gingen heraus unter der Firma: "Der Reichsstatthal-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ter (Oberfinanzpräsident)". Die Eindeutschung, die Hitler seinen Gauleitern aufgetragen hatte, konnte nach deren Ansicht nur durchgeführt werden, wenn sie in ihren neuen Gauen völlig souverän waren und auch die Befehlsgewalt über die reichseigenen Verwaltungen hatten. Ich hatte die Beamten zur Verfügung zu stellen, aber ihr unmittelbarer höchster Vorgesetzter war der Reichsstatthalter, den ich daher auch bei Besuchen von Finanzbehörden in den neuen Gauen nicht umgehen konnte. In der Praxis haben allerdings die Reichsstatthalter sich wenig um diesen Zweig ihrer Verwaltung gekümmert. Und die Oberfinanzpräsidenten nahmen in alter Gewohnheit ihre Weisungen vom Finanzministerium entgegen. Auch der Danziger Oberfinanzpräsident Hoppenrath, der langjährige Danziger Finanzsenator, gewöhnte sich rasch an den Weg nach Berlin, zumal sein Verhältnis zu dem Gauleiter Forster nicht das allerbeste war. Denn Hoppenrath hatte in der Zeit, als Greiser Senatspräsident, Forster Gauleiter in Danzig war und zwischen beiden eine starke Spannung und Rivalität bestand, zu den "Greiserleuten" gehört.

Greiser hatte als Senatspräsident im Gegensatz zu Forster eine gemäßigte Haltung gezeigt, vielleicht unter dem Einfluß des Völkerbundkommissars Dr. Burkhardt, zu dem Greiser in einem guten persönlichen Verhältnis stand. Ich hatte daher die Hoffnung, daß Greiser, als er 1939 zum Reichsstatthalter des neuen Gaus Posen ernannt wurde, auch in seiner neuen Stellung einen verständigen Kurs einschlagen würde. Ich täuschte mich vollständig. Greiser entwickelte sich in allen Fragen zu einem Anhänger der radikalen Richtung. Ich weiß nicht, ob der Umstand, daß er unter den PG nicht als einer von der alten Garde galt, ihn veranlaßte, seine nationalsozialistische Überzeugung dauernd unter Beweis zu stellen, oder ob seine Herkunft - er stammte aus einer der Posenschen Städte - das Ressentiment der früher Unterdrückten in ihm geweckt hatte. Die von ihm betriebene Kirchenpolitik war so bedenkenlos, daß selbst Bormann an ihm nichts auszusetzen fand und der Gau Posen der Versuchs- und Beispielgau-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

für die nationalsozialistische Kirchenpolitik wurde. Ebenso radikal war seine Haltung in der Frage der Evakuierung der polnischen Bevölkerung.

Ich habe meine Besuche bei den Reichsstatthaltern der neuen Gaue immer dazu benutzt, meine Auffassung in dieser Frage ihnen ungeschminkt darzulegen. Sie ging dahin, daß grundsätzlich bis zum Friedensschluß keine Evakuierungen vorgenommen werden sollten. Erst im Friedensvertrag könne eine Entscheidung darüber getroffen werden, ob, in welchem Umfang und unter welchen Voraussetzungen Menschen evakuiert werden dürften. Außerdem sei in den Ostgebieten, die nun schon mehrfach zu Polen und zu Deutschland gehört hatten, die Blutmischung zwischen Polen und Deutschen so groß, daß es in jedem Einzelfall schwierig sei zu bestimmen, ob jemand Pole oder Deutscher sei.

Für diese Auffassung sprach ein bezeichnendes Erlebnis, das ich bei dem Besuch eines Finanzamtes im Posener Gebiet hatte. Die Organisation der Finanzämter war in der Weise erfolgt, daß ein reichsdeutscher Beamter die Leitung übernahm und ihm zu seiner Unterstützung noch zwei Beamte aus dem Reich beigegeben worden. Im übrigen arbeiteten die bisher beschäftigten, Polen und Volksdeutsche, weiter. Der Vorsteher des Finanzamts hatte sämtliche im Finanzamt tätigen Personen in einem Raum versammelt, und zwar auf der einen Seite die Volksdeutschen, auf der anderen Seite die Polen. Die beiden ersten Volksdeutschen, die ich ansprach, hatten polnische Namen und sprachen ein schwer verständliches Deutsch. Die ersten Polen, mit denen ich mich unterhielt, hießen Luther und Müller und sprachen fließend Deutsch. Als ich hinterher dem Vorsteher sagte, er habe wohl bei der Aufstellung der beiden Parteien eine Verwechslung vorgenommen, erklärte er, die Aufstellung sei schon richtig gewesen, aber hier könne sich eben niemand durchfinden.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Das meiste Verständnis für meine Stellungnahme zeigte der verständige Gauleiter Schlesiens, Joseph Wagner, einer der Idealisten der Partei, der wegen zunehmender Kritik an Auswüchsen des Systems sich die Ungnade Hitlers zuzog und schließlich aller seiner Ämter enthoben wurde, weil er und seine Frau, die auf streng kirchlichem Boden stand, die Heirat einer Tochter mit einem SS-Mann nicht zulassen wollten. Gar kein Verständnis zeigte Greiser, der am liebsten alle in seinem Gau wohnenden Polen sofort evakuiert hätte; es lag nicht an ihm, sondern an den Verhältnissen, daß sich diese Absicht nicht durchführen ließ. Forster in Westpreußen stand anfänglich auf dem gleichen Standpunkt wie Greiser. Aber binnen Jahresfrist trat bei ihm ein völliger Umschwung ein. Er hatte keine Polen mehr in seinem Gau, er nannte sie jetzt "seine Westpreußen" und war zum höchsten Überdruß von Himmler bemüht, soviele als möglich von ihnen in dem vor Ausschüssen stattfindenden Eindeutschungsverfahren zu Deutschen zu machen.

Ich habe einmal zu meiner Unterrichtung an einer solchen Ausschußsitzung teilgenommen. Da kamen Menschen mit polnischem Namen, manche nur gebrochen Deutsch sprechend, die aber nachweisen konnten, daß die Mutter oder Großmutter deutsch gewesen war, daß die Schwestern Deutsche in Ostpreußen oder Brandenburg geheiratet hatten usw. Ich fand meine These von den Blutsströmen, die seit unvordenklichen Zeiten und auch jetzt noch beide Völker in diesem Grenzgebiet vereinigten, voll bestätigt. In fast allen Fällen gab der Ausschuß den Anträgen auf Eindeutschung statt. Zum Schluß waren zwei junge Burschen vorgeladen, die wegen ihres deutschen Namens ein Formular zur Einreichung eines Antrages erhalten, sich aber geweigert hatten, den Antrag zu stellen. Sie sollten die Gründe für ihre Weigerung angeben. Sie sagten, daß ihre Väter Polen gewesen seien, sie selber seien es auch und wollten es bleiben. Sie ließen sich auch von diesem Standpunkt nicht abbringen. Als mich Forster hinterher nach meinem Eindruck fragte, konnte ich ihm nur sagen, diese Sitzung habe meine

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Auffassung bestätigt und bestärkt, daß das ganze Verfahren ein großer Unfug sei. Man solle doch die Leute friedlich wohnen lassen und sie mit Eindeutschung verschonen. Ob er etwa glaube, daß das deutsche Volk eine große Bereicherung durch die polnischen Opportunisten erfahre, die sich zu dem Verfahren drängten? Die beiden einzigen echten Deutschen seien doch die zwei Jungens gewesen, die sich geweigert hätten, den Antrag zu stellen. Er konnte mir nicht viel darauf erwidern.

Im Übrigen wiederholten sich die Erfahrungen, die ich bei Österreich und dem Sudetenland gemacht hatte. Auch in diesem Fall war, finanziell gesehen, die Annektion für das Reich ein schlechtes Geschäft. Wir mußten an Zuschüssen wesentlich mehr hineinstecken, als die steuerlichen Einnahmen in diesen Gebieten erbrachten. Dasselbe sollte später auch von den im Westen annektierten Gebieten gelten; dabei muß noch auf den Unterschied hingewiesen werden, daß hier nur Eupen-Malmedy formell annektiert wurde,während Elsaß-Lothringen und Luxemburg nach Führeranordnung als ein zu annektierendes Gebiet angesehen und behandelt wurden. Praktisch war die Wirkung dieser de facto-Annektion die gleiche wie bei den formell annektierten Gebieten. Ich erinnere mich aber nicht mehr, ob auch bei Eupen-Malmedy und Luxemburg Feststellungen über das Verhältnis von Zuschüssen zum Steueraufkommen getroffen worden sind, und, falls sie gemacht wurden, welches Ergebnis sie gehabt hatten. Für diese beiden Gebiete kann ich also nicht mit Bestimmtheit erklären, daß wir mehr hineingesteckt als herausgebracht haben.

Als Hitler den Angriff im Westen immer wieder verschob, bekamen die Warner im Reusch-Kreis Auftrieb; er werde es überhaupt nicht wagen, hieß es dort. Er könne einen Rückschlag nicht riskieren und scheue sich auch, zwei Millionen Menschen zu opfern, die der Stoß auf die Maginotlinie kosten würde. Mein Schwager Zitzewitz erzählte mir, selbst enragierte Gegner Hitlers hätten gesagt, sie würden ihm viel abbitten, wenn

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ihm der Angriff ohne hohe Opfer gelänge. Die Verschiebung bis in das Frühjahr 1940 schien den Skeptikern Recht zu geben. Aber dann kam im April der kühne Coup der Besetzung von Dänemark und Norwegen. Der Gesandte von Renthe-Fink hat mir den dramatischen und völlig unblutigen Ablauf in Kopenhagen erzählt; er mußte um 5 Uhr morgens dem Außenminister die inhaltsschwere Note übergeben, dann gingen sie zusammen zum Ministerpräsidenten und schließlich zu dritt zum König. Bereits um 7 Uhr lag der Beschluß des Staatsrats vor, keinen Widerstand zu leisten. Durch den Widerstand der Norweger und den Kampf mit englischen Marinestreitkräften verlief das Norwegenunternehmen, die "Weserübung", auch dramatisch, auch erfolgreich, war aber mit großen Verlusten verbunden.

Als dann im Mai 1940 im Westen die französischen Befestigungen ohne wesentliche Verluste überrannt wurden, blieb den Kritikern der Atem weg. Der französische Generalstabschef Gamelin hatte, wie mir Rundstedt erzählte, die Wiederholung der Offensive des Jahres 1914, also eine Neuauflage des Schlieffenplans, erwartet. Er sah sich in seiner Ansicht durch die Dokumente bestätigt, die bei deutschen Fliegeroffizieren, die bei Mecheln versehentlich landeten, gefunden wurden. Aber die Deutschen hatten einen ganz anderen Plan, den Rundstedts Generalstabschef Erich von Manstein entworfen hatte. Dem kühnen Plan Mansteins, die alliierte Front südlich von Namur zu durchstoßen und dann erst die Truppen im belgischen Raum, dann nach Umgruppierung nach Süden die dortigen Kräfte zu vernichten, hatten Rundstedt und Guderian als großen Wurf begrüßt, aber Brauchitsch und Halder abgelehnt. Man hatte Manstein ein Korps gegeben und von Rundstedt getrennt. Zufällig hörte Hitler vom Manstein-Plan, er stimmte mit Gedanken überein, die er selbst gehabt hatte; und Hitler machte sich den Plan begeistert zu eigen. Allmählich gab auch das OKH seinen Widerstand auf und stimmte nach der Mecheln-Affäre zu. Der Angriff konnte nur glücken, wenn die Hauptbrücken über die Maas und den Albert-Kanal unversehrt genommen und die ihn sichernden Festungs-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

anlagen, vor allem das große Fort-Eben-Emael, erobert wurden.

Nach diesem Plan rollte der Angriff am 10. Mai 1940 ab. Ich bin bald darauf auf dem Fort Eben-Emael gewesen und habe mir zeigen lassen, wo die Segelflugzeuge gelandet waren, wie die Angreifer durch Handgranaten und Sprengungen mehrere Werke niederkämpften und die ganze, ihnen zahlenmäßig weit überlegene Fortbesatzung in ihren Kasematten und Panzertürmen niederhielten, bis das zu ihrem Ersatz vorstoßende Pionierbataillon heran war. Der Kampf um die Festung tobte bis zum Mittag des nächsten Tages. Der Elan und das Tempo, mit dem hier und überall gekämpft wurde, war überwältigend. Die Franzosen kämpften nicht, wie man es sonst bei ihnen kannte. Der Widerwille gegen das "Mourir pour Danzig" haftete ihnen noch an. Das Zusammenspiel zwischen den Kommunisten und der hier sehr wirkungsvollen deutschen Propaganda irritierte sie. Die bittere Enttäuschung über den wider Erwarten geringen englischen Beitrag im Kampf gegen Hitler schwächte ihren Widerstandswillen. Ganz anders sah es beim deutschen Heer aus, das zwei erfolgreiche Blitzkriege hinter sich hatte und monatelang auf Grund der jüngsten Erfahrungen ausgebildet worden war. Der anfänglich starke Widerwille gegen Hitlers Krieg schien gewichen, das Selbstbewußtsein des einzelnen Soldaten gehoben. Beim einfachen Mann und den jungen Offizieren war die Begeisterung groß. Aber auch in den oberen Rängen war der Skeptizismus verschwunden und herrschte ein freudiger Stolz vor. Als ich mit Halder in Fontainebleau frühstückte, war der Generalstabschef, den ich bisher immer als etwas griesgrämigen Kritiker erlebt hatte, kaum wiederzuerkennen. Ich begegnete einem frohgemuten Sieger.

Auch in der Heimat wandelte sich die Stimmung. Die anfängliche Ängstlichkeit hatte einem strahlenden Selbstbewußtsein Platz gemacht. Wenn die Siegesfanfaren ertönten, konnten auch die bisherigen Gegner Hitlers ihre Freude nicht unterdrücken. Ich solle mich nicht von der allgemeinen Begeiste-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

rung anstecken lassen, warnte mich Hammerstein. Aber ich merkte an mir selbst, wie schwer es ist, sich nicht von der allgemeinen Woge des Gefühls hinreißen zu lassen. Auch ich konnte nicht anders, ich freute mich über die Siege, begann, an einen guten Ausgang des Krieges zu glauben, und träumte davon, daß das Elsaß mit dem Straßburger Münster wieder deutsch werden würde.

Der "Siegesrausch" dauerte nicht lange. Die Ernüchterung brachten die schweren Schläge, die unsere Flieger in England einstecken mußten, und die immer stärker in Erscheinung tretende Ratlosigkeit unserer Führung, die zwischen einem Angriff auf die britische Insel und auf Afrika hin- und herschwankte. Wir traten auf der Stelle, und der nüchterne Franco ließ sich durch tönende Redensarten nicht bewegen, sich an unserer Seite in ein Abenteuer zu stürzen, dessen Ausgang ihm höchst unsicher zu sein schien. Als die Bolschewisten uns im Winter besuchten, merkte man beim abendlichen Diner an der frostigen Stimmung, daß die Besprechungen nicht wunschgemäß verlaufen waren.

Wir hatten vorgehabt, Rußland als vierten Bundesgenossen in den im September 1940 zwischen Deutschland, Italien und Japan geschlossenen Dreimächtepakt einzubeziehen. Aber die "Quadrupelallianz von 1940", für die ein Entwurf schon vorlag und mit dem Datum des "9. November 1940" versehen worden war, kam nicht zustande, weil Molotow Forderungen stellte, die für Hitler nicht annehmbar waren. Er fand sich damit ab, daß Rußland Finnland und das Baltikum für sich in Anspruch nahm. Doch der Überlassung der Dardanellen an die Bolschewisten wollte er nicht ohne weiteres zustimmen. Zwar war ihm selbst völlig gleichgültig, wer die Dardanellen beherrschte, aber er fürchtete den energischen Widerspruch Mussolinis. Und damit nicht genug, Molotow, dessen Appetit bei jeder Besprechung wuchs, schraubte seine Ansprüche immer höher, ihn interessierten auch Bulgarien, Rumänien, Jugoslawien, Ungarn und Griechenland.

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

Am schlimmsten war aber eine Episode, die sich am letzten Abend ereignete. Wegen eines Bombenangriffs auf Berlin mußte Hitler mit seinen Gästen in den Schutzkeller. Das war ihm äußerst peinlich. Göring hatte sich zu Beginn des Krieges gebrüstet: wenn feindliche Flugzeuge nach Deutschland hereinkämen, wolle er Lehmann heißen. Nun konnte selbst an solchem Abend Lehmann die feindlichen Flieger nicht von Berlin fernhalten. Die Stimmung im Keller war äußerst frostig. Da habe, so erzählte mir später Ribbentrop, Molotow, noch griesgrämiger als sonst, den Finger erhoben und zu Hitler gesagt, er müsse sich darüber klar sein, Rußland könne und werde erst Ruhe geben, wenn es am Skagerak stehe. Diese über alle bisherigen Forderungen Molotows hinausgehende Drohung habe bei Hitler den Ausschlag gegeben. Ein Zusammengehen mit den Sowjets sei eben auf die Dauer doch nicht möglich.

In den Frühjahrsmonaten 1941 verdichteten sich die Gerüchte, daß eine entscheidende Änderung unserer Verhältnisse zu Rußland bevorstehe. In einer Besprechung sagte mir Göring, ein Neuaufbau Europas sei bei einem Fortbestehen des bolschewistischen Rußland in seiner jetzigen Gestalt außerordentlich erschwert. Wir müßten in Durchführung der Politik Hitlers, jederzeit gegen jede Eventualität gewappnet zu sein, auch alle Vorbereitungen treffen, die ein in Rußland ja denkbarer Wechsel, sei es in den Persönlichkeiten, sei es in den politischen Tendenzen der dortigen leitenden Stellen, etwa nötig machen könnte. Auffallend war, daß der Neutralitätspakt, den am 13. April 1941 der japanische Außenminister Matsuoka auf der Rückreise von seinem Besuch in Berlin und Molotow in Moskau schlossen, in unserer Presse eine bemerkenswert kühle Beurteilung fand. Noch im November 1940 hatte Ribbentrop mir den russisch-japanischen Pakt als Ziel unserer Außenpolitik genannt, und jetzt stellte ihn zwar die feindliche Presse als schweren Schlag für Amerika und als großen Erfolg der Achsenpolitik hin, unsere Presse dagegen bagatellisierte ihn, offenbar auf Weisung von oben, auf der dritten Seite.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Am 18. April schrieb ich Göring, unsere Reaktion auf den Moskauer Pakt habe bei mir Zweifel ausgelöst, ob ich seine Bemerkungen richtig verstanden hätte und ob nicht von uns eine Auseinandersetzung mit Rußland angestrebt werde, in der Annahme, daß dieser Kampf sich doch nicht vermeiden lasse, daß man ihn dann lieber jetzt als später durchführen solle und daß die Gewinnung des südrussischen Raumes unsere Versorgungslage wesentlich verbessern würde. Ich könnte vor solchen Gedanken nur dringend warnen. Auf dem Ernährungsgebiet würde eine Eroberung russischer Gebiete uns nicht wesentlich helfen. Die Russen würden verbrannte Felder und Scheunen hinterlassen. Wir würden in diesem Jahre weniger Getreide aus Rußland hereinbringen, als wir auf Grund der laufenden Lieferungsverträge bekommen würden. Ließen sich die Erträge in einem mehrjährigen Kriege, an den ich nicht glauben möchte, steigern, so blieben doch die Verkehrsschwierigkeiten bestehen. Das optimale Plus, das man aus Rußland herausholen könne, sei zudem immer geringer als das Minus, das sich in unserer heimatlichen Erzeugung bei einer Ausdehnung des Krieges mit Notwendigkeit ergeben würde.

Göring habe zu Beginn des Krieges einmal selbst gesagt, das deutsche Volk habe schon einen vierjährigen Krieg mit den nachfolgenden Jahrzehnten, die auch einen latenten Kriegszustand darstellten, hinter sich und verfüge daher nur über eine geschwächte Widerstandskraft. Diese zu erhalten und zu stärken, sei die wichtigste politische Aufgabe. Nun habe das Volk bisher eine großartige Haltung bewiesen, in der Hoffnung auf einen baldigen Frieden und im Vertrauen auf die Führung. Beides werde einen schweren Stoß erleiden, wenn der Krieg sich plötzlich ausweite, sein Ende in einer ungewissen Ferne verschwinde, und der Albdruck des Zweifrontenkrieges sich erneut auf die Herzen wälze. Man mute den deutschen Menschen eine Belastungsprobe zu, der viele nicht gewachsen seien, wenn mit einem Schlage der Freundschaftsvertrag mit Rußland, der 1939 in Reden, Rundfunk und Presse als die große Garantie des Sieges, als der große politische Erfolg, als die

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Sicherheit gegen die englischen Blockadepläne gefeiert worden sei, ins Gegenteil verkehrt würde.

Die Widerstandskraft bei unseren Feinden im Westen würde in einer in ihrem Ausmaß gar nicht vorhersehbaren Weise gestärkt, wenn wir selbst das täten, was den Verführungskünsten der angelsächsischen Diplomatie nicht gelungen sei, Rußland auf die Seite unserer Gegner zu bringen. Es wäre das Marne-Wunder des Zweiten Weltkrieges. Die zweimalige vollständige Frontänderung gegenüber Rußland im Laufe von zwei Jahren würde zudem unserer Außenpolitik die Vertrauensbasis entziehen, die Deutschland für seine Stellung in der Welt als beherrschende Macht Europas brauche.

Jede Aufteilung Rußland oder auch nur Abtrennung größerer Gebiete von Rußland schaffe den Keim künftiger Kriege in Europa. Denn kein Herrscher in Rußland werde künftig Ruhe halten, bis er die verlorenen Gebiete wiedererobert habe. Noch bedeutungsvoller sei folgende Überlegung. Die Slawen seien den Germanen fast nie durch Waffengewalt gefährlich geworden, sondern immer durch das Unterwandern dank ihrer großen Fruchtbarkeit. Seit 1933 hätten wir nur den Bestand des Volkes gewahrt, aber die Verluste des Ersten Weltkrieges noch nicht ausgeglichen. Ein zweiter schwerer Blutverlust würde dazu führen, daß wir den Krieg vielleicht gewinnen, den Kampf im Frieden aber bestimmt verlieren würden. Bisher seien unsere Verluste gering gewesen, im Kampf mit Rußland würden sie furchtbar steigen.

Ich schloß: "Es kann sein, daß alle diese schweren Bedenken in den Kauf genommen werden müßten, wenn die Russen den Pakt mit uns nicht hielten, die versprochenen Lieferungen nicht erfüllten usw. Bisher sind aber doch für eine solche Haltung keine Anzeichen vorhanden. Ich glaube vielmehr, daß die Russen aus einer durchaus begreiflichen Angst sich das Hemd ausziehen würden, um Lieferungswünsche von uns zu erfüllen, auch wenn sie noch gesteigert würden. ..."

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Am 20. April schrieb mir Göring, er möchte auf meinen Brief nicht näher eingehen, sondern werde, sobald er nach Berlin komme, mir mündlich alle notwendigen Erklärungen geben. Dazu ist es vor dem Ausbruch des Krieges nicht gekommen. Später bestanden seine Erklärungen stets in der Behauptung, die Russen hätten an der Grenze Truppen und Material in riesigem Ausmaß angesammelt, um uns in einem unvermuteten Augenblick zu überfallen. Wir hätten ihnen zuvorkommen müssen; unser Einmarsch sei kein Angriff, sondern ein Verteidigungsgegenschlag gewesen. Ein Teil der Generäle, mit denen ich sprach, vertrat die gleiche These. Andere gaben zu, natürlich sei es ein Angriff von uns gewesen, und die Russen seien völlig überrascht worden.

In den Apriltagen feierten wir ein fröhliches, aber doch schon von dunklen Wolken überschattetes Fest. Am 1. April 1941 heiratete unsere älteste Tochter Annli den Oberleutnant Hans-Joachim von Raison. Seine Eltern waren nach dem Ersten Weltkrieg aus Kurland nach Deutschland gekommen. Seine Vorfahren, wahrscheinlich aus Frankreich geflüchtete Hugenotten, wanderten im 18. Jahrhundert in Kurland ein und gehörten dort zu der geistigen Oberschicht. Er selbst wurde Offizier und war in den ersten Kriegsjahren Regimentsadjutant. Er war ein Mann, der den Weg der Pflicht bedingungslos ging und keine Kompromisse kannte, kein bequemer Untergebener, aber ein vorbildlicher Ehegatte. Zwei Monate nach ihrer Hochzeitsreise brach der Krieg aus. Hajo hat nur im Osten gekämpft, in den letzten Jahren als Generalstabsoffizier in seiner baltischen Heimat. Dort geriet er 1945 in russische Gefangenschaft, wurde als Generalsläbler zu 25 Jahren verurteilt und kam erst 1955 frei. In den ersten 14 Jahren ihrer Ehe waren er und Annli nur wenige Wochen zusammen.

14 Tage nach Kriegsausbruch wurde unser letztes Kind, Renate, geboren, am 24. Dezember unser erster Enkel, Lutz Raison. Mutter und Tochter schoben in Dahlem ihre Kinderwagen nebeneinander über die Straße. Die Freude wurde gedämpft durch die

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Sorge um die Lieben an der Front, Hajo und Wilfried, der, mit dem IR 9 an dem Angriff in der Mittelarmee auf Petersburg teilnahm. Mir ging es 1941 wieder wie beim polnischen und französischen Blitzkrieg. Die Sorgen verflüchtigten sich, als die Siegesfanfaren immer neue Siege und kaum glaubliche Gefangenenzahlen verkündeten. Aber irgend etwas hatte sich gegenüber dem Jahr zuvor geändert. Die durch Marschmusik und Fanfarenstöße unterbauten Sondermeldungen wiederholten sich zu häufig. Sie peitschten nicht mehr auf, sie wirkten ermüdend. An einem der Anfangstage Oktober sagte mir Reinhardt, er habe von der Parteikanzlei gehört, der Pressechef Dietrich werde eine besonders wichtige Nachricht durchgeben. Und tatsächlich erklärte Dietrich im Lagebericht, der Feldzug im Osten sei entschieden. Wie ich später hörte, hatte Hitler die Worte, die der Pressechef gebrauchte, ihm selbst ins Stenogramm diktiert. Vergeblich hatte Dietrich gebeten, noch etwas zu warten.

Er hatte das richtige Gefühl gehabt. Denn nun schien sich das Napoleon-Schicksal zu wiederholen. Die Russen, von jeher Meister des Rückzuges, entzogen sich auch jetzt der Vernichtung. Wie einst Zar Alexander, gab Stalin Moskau auf, bereitete aber, mit dem frühen Frost als Verbündeten, den großartigen Gegenstoß vor, der die zuweit Vorgeprellten und für den Winter unzureichend ausgerüsteten deutschen Truppen mit erschreckender Wucht traf. Die aus Sibirien herausgeholten, vorzüglich ausgestatteten frischen Truppen durchstießen allenthalben die dünnen Linien unserer überbeanspruchten Soldaten. Vom Oktober ab hörten die Siegesnachrichten auf, als Dietrich gerade im Begriff gestanden hatte, im Radio den endgültigen deutschen Sieg bekanntzugeben. Der Gegenangriff Stalins wirkte als furchtbares Dementi. Zum ersten Male kamen Zweifel an den Berichten des OKW auf. Dietrich mußte einen publizistischen Rückzug antreten. Er führte einen Eiertanz auf, als er Ende Oktober in der Pressekonferenz den verblüfften Journalisten sagte, die Zeitungen erweckten jetzt häufig den falschen Eindruck, als ob der "Endsieg" des Ostfeld-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

zuges nahe sei oder das Ende der militärischen Operationen unmittelbar bevorstehe. Das "Ende" werde verwechselt mit der Entscheidung, die durch die Vernichtung der zum Angriff bereitgestellten Sowjetarmeen tatsächlich gefallen sei; die bolschewistische Gefahr sei endgültig und für alle Zeiten gebannt, auch wenn noch gekämpft würde.

Was man jedoch nun den Winter über hörte, an offiziellen Nachrichten, an geflüsterten Mitteilungen und an Gerüchten, konnte das Blut gefrieren lassen. Das IR 9 hatte nördlich von Moskau nur wenige Kilometer vor der heiligen Stadt der Russen gestanden. Dann ging es zurück, in ständigem Kampf mit Feinden und Frost, Hunger und Tod. Das Regiment schmolz dahin; es hatte kaum noch Offiziere. Wilfried führte als Gefreiter einen Zug. Seine Beförderungen waren irgendwo stecken geblieben. Mit erfrorenen Beinen kam er schließlich in ein Lazarett. Dort wollte man ein Bein amputieren; als er sich wehrte, wurde er mit einem Verwundetentransport nach Wien gebracht. Dort wiederholte sich dasselbe; ein verständiger Arzt sagte, diese Erfrierungen könne kein Krankenhaus heilen, das könne, wenn überhaupt, nur die Mütter. So wurde er uns ins Haus gebracht. Die Beine sahen furchtbar aus. Aber Edi nahm den Kampf auf, und ihren liebevollen Händen gelang in wochenlanger Pflege die Heilung.

Etwas Ähnliches wie im September 1941 mit der falschen Siegesnachricht wiederholte sich ein Jahr später. Wieder machte mich Reinhardt auf eine wichtige Meldung aufmerksam, die am Radio zu erwarten sei. Am 16. September wurden denn auch Erfolge in Stalingrad bekanntgegeben, und am Schluß des Berichts hieß es: Die Meldung über den Fall von Stalingrad werde kommen, sobald einige noch laufende Teiloperationen abgeschlossen seien. Später erfuhr ich, daß der bereits formulierte Text der Sondermeldung in der Schublade des Referenten gelegen hatte. Aber wie im Jahr zuvor mußte stattdessen ein journalistischer Rückzug angetreten werden. Ende September wurde im Radio mitgeteilt, das strategische Ziel der Sperrung

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

der Wolga sei praktisch erreicht, der endgültige Besitz der Stadt sei nur eine Zeitfrage. Statt der Siegesnachricht kamen von Tag zu Tag schlechter werdende Nachrichten. Als Ende Januar 1943 die von allen Zufuhren an Lebensmitteln und Munition abgeschnittene deutsche Stalingrad-Armee sich ergeben mußte, bekam das Vertrauen in unsere Führung einen Riß. Selbst den gläubigen Reinhardt beschlichen zum ersten Mal Zweifel.

Wilfried tat nach seiner Genesung zunächst wieder Dienst beim Ersatzbataillon des IR 9 in Potsdam. Er hatte es nicht leicht. Der kampferprobte Gefreite ließ sich nicht gern von den "Etappenhengsten" daheim, Offizieren wie Unteroffizieren, über Verhalten vor dem Feinde belehren. Er hat es wohl häufig an der militärischen Haltung fehlen lassen, die gerade Heimkrieger von den Frontkämpfern verlangen zu müssen glauben. Glücklicherweise hatte der Neuhardenberger Graf Hardenberg, der damals Kommandeur des Ersatzbataillons war, Verständnis für ihn und andere Regimentsangehörige, denen es ähnlich ging. So durchlief er im Laufe des Jahres 1942 die Stationen der militärischen Aufstiegsleiter und wurde im Winter 1942/43 - mit einiger Verspätung - Leutnant.

Er war natürlich von Potsdam aus häufig bei uns und erlebte auch einen von den schweren Luftangriffen mit, die unser Haus in der Thielallee trafen. Beim ersten Male, es war Mitte Januar, gab es, während wir beim Abendessen saßen, Alarm. Ich schickte alles in unseren Keller, der zwar nicht "bombensicher" war, aber wenigstens Schutz gegen Splitter bot, und lief selbst noch durch die Stuben, um die Fenster aufzumachen. Bei geschlossenen Fenstern sprangen die Scheiben zu leicht, und es war schwer, neue zu bekommen. Als ich von der Wohnstube zur Kellertreppe ging, bekam ich einen Schlag in den Rücken, der mich mit einiger Geschwindigkeit die Treppe hinunterbeförderte. "Du hast's aber eilig", empfing mich unten Wilfried. In dem uns gegenüberliegenden Reichsgesundheitsamt war eine Luftmine explodiert. Der Luftdruck hatte

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

aus unserer Wohnung alle Fenster und Türen herausgerissen. Mich traf die Tür von der Wohnstube in den Rücken. Die Schäden waren immerhin so schwer, daß Edi mit einem Teil der Kinder nach Hecklingen zu Trothas gehen mußte. Nach etwa fünf Wochen kehrten sie in das wiederhergestellte Haus zurück. Die Freude dauerte nur kurze Zeit. Am 1. März 1943 ging eine schwere Bombe in der Nähe des Hauses nieder. Dieses Mal wurde auch ein Teil des Daches abgedeckt. Die Schäden waren noch schwerer als im Januar.

Vom März 1943 bis zum Sommer 1945 wohnte nun Edi mit unserer Ältesten und ihren beiden Jungens und unseren drei Jüngsten, Dedo, Bia und Fenita, in Hecklingen. Ich blieb mit den beiden "Ehrengarden", meiner Tochter und meiner Nichte Zitzewitz, in Berlin. Kurz vor Beginn des Krieges hatte der Wohnungsreferent des Ministeriums ein zur Dienstwohnung des Finanzministers hervorragend geeignetes Objekt gefunden, die vom Eisengroßhändler Ravené erbaute Villa. Da ich im Krieg nicht umziehen wollte, stellte ich das Haus erst dem Reichswehrministerium, dann dem Auswärtigen Amt zur Verfügung. Das Amt brachte dort den Ministerpräsidenten des "nationalen" Irak, Gailani, mit seinem Bruder unter; sie waren, im Kampf auf unserer Seite gegen die Engländer besiegt, nach Deutschland geflüchtet. Der Wiederaufbau in der Thielallee stellte sich als schwieriger und langwieriger heraus, als ursprünglich angenommen worden war. Da die Gailanis nicht alle Zimmer in der Pücklerallee benötigten, erhielt und erhielt ich einige Räume in der Ravené-Villa und wurde, bis für mich eine eigene Küche eingerichtet war, von den Gailanis mit verpflegt. Vom Propheten abstammend, gehörten sie zu den ältesten und angesehensten arabischen Familien.

Für mich und die Ehrengarden war der Verkehr mit den gescheiten Arabern höchst interessant. Und für die beiden Exzellenzen boten Unterhaltungen mit einem deutschen Minister und zwei hübschen jungen Mädchen willkommene Abwechslung. Ich sprach oft mit ihnen über die Geschichte Bagdads, die gegen-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

wärtigen Probleme des Irak und ihre Einstellung zu benachbarten und europäischen Ländern. Die Deutschen dürften sich, sagten sie mir, über die Reihenfolge der Feindschaften bei den Arabern keinen Illusionen hingeben. An erster Stelle ständen die Juden, aber an zweiter die Italiener und erst an dritter die Engländer. Den Ehrengarden weissagte der jüngere Bruder Gailani, der Gesandte, gern aus dem Kaffeesatz. Er traf dabei, dank der verblüffenden Beobachtungsgabe der Orientalen, zum Erstaunen der Mädchen, in manchen Dingen ins Schwarze. Die Brüder fanden sich gelegentlich mit ihnen auch außerhalb der Mahlzeiten zu kindlichen Spielen im Garten zusammen. Beim Verstecken mit Anschlag entwickelte vor allem der dicke Kriegsminister, der außerhalb des Hauses wohnte, aber den größten Teil des Tages bei seinem Chef verbrachte, eine beachtliche Behendigkeit.

Als die Bombenangriffe auf Berlin zunahmen, gefiel es dort den Arabern nicht mehr. Sie ließen sich vom Auswärtigen Amt in eine Villa in Sachsen verlegen, das damals noch als ruhige Gegend galt. Ich konnte mich in der Pücklerstraße ausdehnen. Aber ich sollte mich nicht lange an dem Besitz erfreuen. Als ich bei einem Besuch Schleswig-Holsteins morgens in Kiel aus dem Schlafwagen stieg, kam der Oberfinanzpräsident mit Leichenbittermiene, er habe eine sehr betrübliche Mitteilung zu machen, bei dem Bombenangriff auf Berlin in der Nacht sei auch meine Wohnung schwer getroffen worden. Um Gottes willen, fragte ich, sind Menschen umgekommen? Nein, beruhigte er mich, das nicht, nur das Haus ist total abgebrannt, aber - und nun ging ein Strahlen über sein verhärmtes Gesicht - wenigstens etwas Gutes kann ich berichten, die Bücher und die Jagdtrophäen sind gerettet. Tatsächlich, alle meine Anzüge und die schönen Auslandsorden mit Stern und Band, auch der besonders dekorative Chinese, waren verbrannt, dazu verschiedene Bilder, aber die "Hörner" und die Bücher hatten meine Getreuen gerettet. Sie gingen 1945 verloren.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Am Ende des Ravené-Gartens lag das Garagenhaus mit Chauffeurwohnung. Hier hauste der brave Olschewski, und hier war noch ein Zimmer für mich frei. Aber auch dort sollte meines Bleibens nicht lange sein. Bei einem der Angriffe auf Berlin hatten sich die Bomber nicht die Innenstadt, sondern die westlichen Vororte vorgenommen. Als ich am Nachmittag vom Ministerium nach Hause fuhr, ziemlich früh, weil ich abends für mehrere Tage nach Italien reiste, sah uns, als wir in die Nähe unserer Wohnung kamen, die Umgebung verändert aus. Der Kiefernwald hinter dem Garten war lichter geworden. Als wir zu unserem Hause kamen, bot sich uns ein erstaunlicher Anblick. Mehrere Kiefern lagen entwurzelt da, andere waren in Stücke zerschlagen, eine hatte wie ein Speer das Haus durchstoßen, der Speer steckte noch, er ging quer durch meine Stube, in der es toll aussah. Ich fischte ein paar Sachen aus dem Dreck, legte sie in den Koffer, fuhr nach Italien und überließ es meinen Leuten, Ordnung zu schaffen und nach einer neuen Bleibe zu suchen.

Sie fand sich bald. Neuraths Dienstwohnung in der Podbielski-Allee stand leer. Der alte Schwabe kam schon seit langem nicht mehr nach Berlin. Er wohnte sicherer und behaglicher auf seinem Gut in Württemberg. Er überließ mir gern die Villa in der Straße, die ihren Namen dem dicken Husarengeneral verdankte, der mit seinem guten Mutterwitz ein Liebling der Berliner gewesen war. Als 1897 der große Stephan, der langjährige Chef des Reichspostamts, starb, ernannte der Kaiser zur allgemeinen Verblüffung den General zum Nachfolger, und der Husar, der sich in allen Lagen zurechtfand, machte seine Sache gar nicht schlecht. "Postbielski" nannten ihn die Berliner. Als 1901 der große Ministerwechsel in Preußen eintrat - " es zogen die Burschen wohl über die Spree, es waren drei Staatsminister a.D.", dichtete der Kladderadatsch -, wurde Pod, wie ihn seine Freunde nannten, Landwirtschaftsminister. Einer der Gründe für die Wachablösung war der Kampf um den Mittellandkanal, den der Kaiser und die Industrie haben wollten und den die Landwirtschaft ablehnte. Fünf Jahre blieb

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Pod, dem die Berliner nun vergnügt den Spitznamen "Kompostbielski" gaben, in seinem Amt.

Die Neurath-Villa war geräumig und in gutem Zustand. Nur das Oberlicht über der Badestube war in Trümmer gegangen. Man hatte Bretter über das Zimmer gelegt. Die flogen in den Garten, wenn Bomben in der Nähe einschlugen. Nach Bombenangriffen pflegte ich unter freiem Himmel zu baden. Da genügend Räume im Hause waren, nahm ich ausgebombte Mitglieder des Ministeriums, darunter auch meinen persönlichen Referenten, in die Wohnung auf. Zu den Hausinsassen gehörten auch wieder "Ehrengarden", am längsten die jüngste Tochter meiner Schwester Lancken mit dem Spitznamen Peter. Jeder im Hause hatte das hübsche, freundliche, hilfsbereite Mädchen gern, das in einem Krankenhaus schweren Dienst tat. Die wenigsten ahnten, daß sie, ein Opfer der Zeit, an den Suff gekommen war. Nur Olschewski, dessen Frau die Stuben aufräumte, bat mich, "Baronesse Peter" zu sagen, sie möchte doch die leeren Fläschchen nicht unter's Bett werfen.

Das Haus hatte einen bemerkenswerten Vorzug, einen einigermaßen festen Keller, der zwar auch keine Sicherheit gegen schwere Bomben bot, aber bei Angriffen doch ein Gefühl der Sicherheit verlieh. So versammelten sich dort, sobald die Alarmsirenen ertönten - ein schauderhafter Ton - die Hausbewohner und häufig auch einige Nachbarn. Witzlebens pflegten aus ihrem nahen Haus herüberzukommen, bis es in einer Nacht total zerstört wurde und sie nach Hannover umzogen. Der Keller bot etwa 20 Personen Platz, und ein Angriff dauerte 1 bis 2 Stunden. Im letzten Jahr saßen wir fast jede Nacht, öfters mehr als einmal, im Keller. Denn nun griffen nicht nur die Engländer, sondern auch Amerikaner und Russen Berlin an. Und man drehte immer mehr durch.

Am meisten litt unter den Angriffen unsere Köchin, die uns schon in der Pücklerstraße versorgt hatte und die wir in die Podbielsklallee mitnahmen. Ich weiß nicht mehr, wie wir zu

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ihr gekommen waren. Sie kochte schlecht, hatte sinnlose Angst, besaß auch sonst keine Geistesgaben, war aber ein treues Wesen. Ich hatte gehört, daß Süßlupinen den besten Kaffee-Ersatz bildeten. Als ich einmal wieder in Müncheberg das Kaiser-Wilhelm-Institut für Landwirtschaft besuchte, dessen Leiter, Professor Erwin Baur, durch seine züchterischen Arbeiten, vor allem am Löwenmaul, Weltruf erworben und die bitterstofffreie Lupine gezüchtet hatte, bat ich, mir für Probezwecke ein paar Süßlupinen mitzugeben. Das dürfe man nicht, wurde mir gesagt, alle Lupinen dürften nur als Saat verwandt werden. Als wir aber wieder in Berlin waren, gab mir Olschewski einen kleinen Beutel mit Süßlupinen, den ihm die Müncheberger vor der Abfahrt in die Hand gedrückt hatten.

Als ich am nächsten Sonnabend nach Hecklingen fuhr, sagte ich der Köchin, sie solle den Beutel mit Süßlupinen in meinen Koffer legen. Am Sonntag früh tranken wir in Hecklingen Lupinenkaffee. Er schmeckte scheußlich. Schärfer gebrannt, versuchten wir ihn mittags als Mokka. Da war er völlig ungenießbar. Waren das, woraus wir Kaffee machten, überhaupt Lupinen? Mein Schwager Trotha, erfahrener Landwirt, kannte Lupinen nicht, er baute sie nicht an, und auch in seiner Lehrzeit waren sie ihm nicht vor Augen gekommen. Dem Inspektor ging es ebenso. Im landwirtschaftlichen Lexikon stand viel über den Zweck der Lupine, die Anbauarten, die Unterschiede zwischen gelber und blauer, bitterer und süßer Lupine, aber über das Aussehen der Frucht nur der kurze Satz, sie sähen aus wie Bohnen oder Linsen. Das war mehrdeutig und half nicht weiter. Als ich am Montag in die Fodbielskiallee kam, lief mir die Köchin weinend entgegen, sie hätte vergessen, die Lupinen mitzugeben. "Was, um Gottes willen, haben Sie mir denn in den Koffer gelegt?" Doch die weißen Bohnen, um die Frau Gräfin mal gebeten habe! Am nächsten Sonntag konnte ich in Hecklingen keinen bewegen, nochmal einen Versuch mit Lupinen zu machen. Und vor "Bohnen"-Kaffee warnten wir.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Wilfried kam im Frühjahr mit seinem Regiment an die Ostfront. Es lag vor Petersburg, südlich des Ladoga-Sees. In den schrecklichen Winterkämpfen vor Moskau war er ein Mann geworden. Aber er schrieb noch rührend kindliche Briefe, die jedoch kennzeichnend für ihn waren, in ihrer jedem Pathos abholden Form, die keine Gefühle äußerte und keine Betrachtungen über Dinge anstellte, die sich von selbst verstanden, und in der Bescheidenheit, die über die eigenen Leistungen schwieg. Nur durch den Staatssekretär von Weizsäcker, dessen Sohn, der spätere Kirchentagspräsident, Adjutant des Regiments war, hörten wir von den kühnen Stoßtruppunternehmen Wilfrieds, der einer der besten Stoßtruppführer der Division geworden war. Nur einmal schrieb er selbst, er habe sich "von drüben" eine kleine Säge geholt, die er nötig gebraucht habe. Daß an der kleinen Säge zwei große Russen hingen, erwähnte er nicht.

Mehrfach wurde er im Divisions- und Regimentsbefehl lobend erwähnt. Am 5.3.1943 sprach der Regimentskommandeur allen an einem erfolgreichen Stoßtruppunternehmen Beteiligten seine volle Anerkennung aus. "Sie gilt in besonderem Maße dem Stoßtruppführer, Leutnant Graf Schwerin von Krosigk, der trotz feindlicher Gegenwehr durch beispielhaftes persönliches Draufgängertum diesen Erfolg entscheidend herbeigeführt hat". Im Regimentsbefehl vom 7.4.1943 hieß es: "Zum zweiten Mal in kurzer Zeit hat sich Leutnant Graf Schwerin von Krosigk aufs höchste bewährt. Als Führer eines Stoßtrupps gelang es ihm am gestrigen Abend, unter rücksichtslosem, beispielhaften Einsatz seiner eigenen Person, zwei Gefangene, ein MG und ein Gewehr einzubringen. Eigene Verluste: Stoßtruppführer leicht verwundet, bleibt bei der Truppe".

Im Juli 1943 war Wilfrieds MG-Zug am "Gleisdreieck" an einer besonders gefährlichen Stelle eingesetzt. Gegen diese Stelle richtete sich ein russischer Großangriff. Im schwersten Trommelfeuer ging Wilfried zu seinen MG-Nestern; den Melder ließ er zurück, um ihn nicht auch zu gefährden. Die Stelle, an der die Russen in die deutschen Stellungen eingedrungen waren,

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

wurde von den Deutschen nach einigen Tagen zurückerobert. Weder von Wilfried noch von einem zweiten ebenfalls vermißten Offizier des Regiments fand man eine Spur. Gefangene Russen gaben an, zwei verwundete deutsche Offiziere seien gefangen genommen worden. Wilfried blieb vermißt. Von keinem der in Gefangenschaft geratenen Angehörigen seines Zuges hat man je wieder ein Lebenszeichen erhalten.

Im Juli 1948 erhielt Edi von der Frau des Staatsministers Meissner die Nachricht, nach Mitteilung einer ihr bekannten Dame, Frau Glahn, befinde sich Wilfried in Vaduz bei einem Kriegskameraden, Otto Urag, mit dem er auf einem Lehrgang an der Waffenschule in Wien zusammengewesen sei. Urags Kamerad, den er tatsächlich aus Wien her kannte, nannte sich "Wolfgang", erzählte, er heiße, was er in Wien verschwiegen habe, Graf Schwerin von Krosigk und sei gerade aus russischer Kriegsgefangenschaft entflohen. Frau Glahn lernte "Wolfgang" auf einem Tee bei der Prinzessin Mathilde von Liechtenstein kennen, bei der ihn Urag eingeführt hatte, und schilderte ihn als blonden, sympathischen, zurückhaltenden Menschen. Einer Gräfin Dohna, die ebenfalls an diesem Tee teilnahm, und die mich kannte, fiel seine Ähnlichkeit mit mir auf. Frau Glahn berichtete noch, man habe Wolfgang geraten, um nicht an die Russen ausgeliefert zu werden, solle er nicht nach Deutschland, sondern nach Spanien gehen. Uns war vieles rätselhaft, der falsche Vorname, das Schweigen gegenüber seiner Mutter, auf der anderen Seite die positiven Äußerungen der Menschen, die ihn in Vaduz sahen. Wir stellten über Meissners und Frau Glahn eine Reihe von Fragen.

Aber ehe wir Antwort erhielten, verschwand Wolfgang aus Vaduz, mit Empfehlungsbriefen der Urags und der Prinzessin an Persönlichkeiten in Madrid, mit einem Mantel, den er sich von Otto entlieh, und mit dessen Personalausweis, den er mitgehen ließ. Im August lernte die Frau des früheren deutschen Botschafters Prüfer in Genf einen jungen Mann kennen, der sich Urag nannte. Zufällig war Frau Prüfer mit Frau Glahn bekannt,

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

stand mit ihr im Briefwechsel und stellte fest, daß dieser "Urag" mit "Wolfgang" identisch war. Wir baten Prüfers - ich kannte den Botschafter persönlich - dringend, Wolfgang zu fragen, wer er wirklich sei, warum er sich unter Wilfrieds Namen in Vaduz vorgestellt habe und ob er etwas von Wilfried wisse. Wir betonten ausdrücklich, daß wir nichts gegen Wolfgang vor hätten, ihm im Gegenteil alles Gute antun wollten, wenn wir nur über Wilfried etwas erführen.

Leider haben Prüfers nicht sofort die entscheidenden Fragen an ihn gestellt. Sie wollten versuchen, erst herauszubekommen, wer er wirklich sei, und ließen ihn kurze Zeit beobachten. Wahrscheinlich hat Wolfgang das gemerkt, jedenfalls verschwand er am 28.8. aus Genf, und schickte Otto Urag den geborgten Mantel, den entwendeten Ausweis und die Empfehlungsbriefe zurück, mit einem netten Brief, Urag solle ihm nicht böse sein, er verlasse Genf mit einem ihm selbst noch unbekannten Ziel, aber ein alter Landsknecht komme ja immer wieder auf die Beine, er werde wieder Nachricht geben, sobald er festen Fuß gefaßt habe. Er hat nie etwas von sich hören lassen. Die von mir veranstalteten Nachforschungen blieben ohne Ergebnis. Der General, der 1943 Kommandeur der Waffenschule in Wien gewesen war, konnte keine Auskunft geben. Urag kannte Wolfgang nur unter seinem Vornamen und hatte ihm 1948 ohne weiteres geglaubt, daß er ein Graf Schwerin von Krosigk sei; Wolfgang, den er in Wien nicht näher kennengelernt habe, sei ein "netter Kerl" gewesen. Als ich 2o Jahre später Urag noch einmal schrieb, hatte er in der Zwischenzeit von Wolfgang nichts vernommen.

Bei meinen Inspektionsreisen zum Zollgrenzschutz verschwiegen mir die Befehlsstellenleiter die Besorgnisse nicht, die ihnen das Auftreten mancher deutscher Stellen im Ausland bereitete. Besonders kritisch beurteilten sie die Tätigkeit Sauckels. Während des ganzen Krieges führte ich einen erbitterten Kampf wegen der "Ostarbeiter". Daß man Menschen nach Deutschland brachte, die man durch Umstellung von Kinos oder ganzer Dörfer und ähnliche Maßnahmen festgenommen und

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

gewaltsam in einen Zug gepfercht hatte, war mir durch einen Bericht bekannt geworden, den der Rittmeister von Richthofen, ein Vetter des Feldmarschalls und in seinem Stabe tätig, in Berlin erstattet hatte. Ich hielt diese Maßnahmen für eine sinnlose Dummheit, die ungezählte Partisanen züchtete, unsere Widerstandskraft schwächte und Tausenden von Soldaten das Leben kostete. Im Westen war es nicht anders. Auch in Frankreich trieb die Angst vor den Rekrutierungsmethoden ungezählte junge Menschen, die gar keine Gaullisten waren, in den Maquis, die Untergrundbewegung. Chefbesprechungen über diesen Punkt hatten keinen Wert. Sauckel versprach, bei seinen Aktionen die Bedenken der Militärverwaltungen "nach Möglichkeit" zu berücksichtigen, blieb aber dabei, er müsse die von Hitler befohlene Zahl zusammenbringen, "so oder so". Hielt ich ihm krasse Vorkommnisse vor, bestritt er sie oder erklärte sie für bedauerliche Einzelentgleisungen.

Etwas mehr erreichte ich bei Sauckel hinsichtlich der Behandlung der Zwangsarbeiter in Deutschland. Ich setzte ihm immer wieder auseinander, daß man gute Leistungen nur erzielen könne, wenn man die Menschen entsprechend behandele und ernähre. Von Menschen, die man wie Sklaven behandele, könne man nur Sklavenarbeit erwarten. Dienstlich beteiligt war ich nur, soweit die Lohnsteuer in Betracht kam. Bei der ersten Festsetzung der Lohnsteuer für Ostarbeiter erklärte ich, die von den zuständigen Ressorts vorgeschlagenen Sätze seien viel zu hoch, sie gäben keinen genügenden Anreiz zur Leistung; setze man sie in dieser Höhe fest, werde man sie spätestens nach einem halben Jahr abändern müssen. Das Ergebnis werde trotz des hohen Satzes, wegen der Leistungsminderung, auch für mich negativ sein. Ich behielt Recht. Sechs Monate waren noch nicht vergangen, als man eine Ermäßigung der Sätze verlangte. Sie reichte noch nicht aus. Erst 1944 kam man zu der von mir von Anfang an vorgeschlagenen, vernünftigen Regelung.

Noch länger dauerte es, bis man sich dazu durchrang, den "Ostarbeiter" überhaupt preiszugeben. Seit langem wies ich

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

daraufhin, daß es der These, Rußland sei kein einheitliches, sondern ein aus vielen Völkerschaften zusammengesetztes Reich und müsse in seine Bestandteile aufgelöst werden, diametral widerspreche, wenn man alle Bewohner Rußlands in der Einheit der "Ostarbeiter" zusammenschweiße. Durch Verordnungen wie die von Sauckel über die Weihnachtsgratifikation 1943, die "Juden, Polen und Ostarbeiter" von der Gewährung ausschloß, erreiche man, was dem Bolschewismus in 20 Jahren nicht gelungen sei, man schaffe einen russischen Nationalismus, verbrüdere die feindlichen Völkerschaften und vereinige sie im Bolschewismus. Der russische Propagandaminister könne uns gar nicht dankbar genug sein für die Wasserfluten, die wir seiner Rademühle zuführten.

Alle diese Überlegungen faßte ich in einem Briefe zusammen, den ich am 9. Dezember 1943 an Ribbentrop schrieb. Ich käme mit den Innenressorts nicht weiter. Es sei auch kein innenpolitisches, sondern <u>das</u> große außenpolitische Problem, die Änderung unserer Ostpolitik. Es sei <u>seine</u> Aufgabe und Verantwortung, Hitler von der Notwendigkeit dieser Änderung zu überzeugen. Ich schrieb sehr dringlich und sehr offen: wir müßten beim Kampf gegen die Sowjets zwischen Bolschewismus und Rußland unterscheiden. "Das bedeutet - um nur die wichtigsten Konsequenzen zu nennen -, daß wir in den von uns besetzten russischen Gebieten nicht als Eroberer, sondern als Befreier auftreten. ... Wir müssen ferner Menschen dieser Gebiete grundsätzlich als auf unserer Seite stehend betrachten und diese Behandlung nur denjenigen gegenüber ändern, die sich als Gegner betätigen. ... Wenn ganze Dörfer umstellt und zwangsweise mobilisiert werden, ...dann ist der Erfolg weniger die Gewinnung von Arbeitskräften, als die Züchtung von Partisanen und Wasser auf die Mühle der sowjetischen Greuelpropaganda. ... Es ist sicher auch nicht richtig, alle Ostarbeiter mit einer einheitlichen Kennzeichnung zu versehen und sie dadurch wieder zu einem Block zusammenzuschweißen. ... Die einseitige Untermenschenpropaganda in Bezug auf Angehörige der Ostvölker muß vollständig beseitigt werden. ..."

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ribbentrops Antwort ging nach mehreren Wochen ein, seine Auffassung weiche in erheblichen Punkten von meiner ab, er wollte mündlich mit mir darüber sprechen. Ich habe nicht darauf bestanden, er ist auch nicht darauf zurückgekommen. Eine Aussprache wäre verlorene Liebesmüh gewesen, er konnte oder wollte ja das nicht einsehen, was ich geschrieben hatte.

Zweimal haben mir Sachkenner den ganzen Wahnsinn unserer Ostpolitik vor Augen geführt. In einer an verschiedene Ministerien gerichteten Denkschrift wandte sich der tapfere Historiker Professor Bolko von Richthofen, der als Rittmeister der Reserve und Ordonnanzoffizier bei Stäben im Osten tätig war, gegen die Untermenschentheorie und gegen eine Kriegsführung, die sich nicht die Befreiung der russischen Menschen vom bolschewistischen Joch, sondern die Eroberung Rußlands zum Ziel setzte und selbst Bolschewistengegner in Partisanen verwandelte, die uns schwer zu schaffen machten. Der Professor gewann seinen Vetter, den Feldmarschall, für seine Gedanken und war eine Zeitlang zuversichtlich. Aber er mußte bald einsehen, daß die Borniertheit der nächsten Berater Hitlers nicht zu überwinden war. Die gefangenen russischen Generäle, die unter dem General Wlassow bereit waren, auf deutscher Seite gegen den Bolschewismus zu kämpfen, nannten die deutsche oberste Führung den "Selbstmörderklub".

Das zweite, was mich tief beeindruckte, war eine lange Unterhaltung mit Wilfried Strik-Strikfeldt, einem Deutschrussen, der im Ersten Weltkrieg russischer Offizier gewesen war, dann im Dienste des Roten Kreuzes und der Nansen-Hilfe für die Hungernden in Rußland gestanden, seit 1924 deutsche und englische Industriewerke in Riga vertreten hatte und nun, als Dolmetscher-Offizier in der Wehrmacht tätig, der nächste deutsche Mitarbeiter Wlassows war. Er suchte Kontakte im militärischen Bereich, bei den zivilen Ministerien und in der Wirtschaft, um diese Stellen für den Gedanken einer eigenen russischen Befreiungsarmee zu gewinnen. Paul Pleiger war aufgeschlossen und sagte für seinen Bereich eine entsprechende

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Behandlung der Ostarbeiter zu. Ich vermittelte Verhandlungen mit einer Bankengruppe, die einen Kredit geben sollte, sobald das Reich ein "Russisches Befreiungskomitee" als unabhängige nationale Regierung anerkannt hätte. Wlassow lehnte eine Dotation durch Regierungsorgane strikt ab und bestand auf einer von Privatbanken zu gewährenden Anleihe.

Nach Striks 1970 erschienenem Buch "Gegen Stalin und Hitler" waren die Kontakte mit Vertretern der Regierungskreise, der Publizistik und der Wirtschaft im allgemeinen günstig, mit prominenten Vertretern der Partei von vornherein unmöglich oder ergebnislos. Er berichtet in dem Buch über ein eingehendes Gespräch mit mir. Ich hätte mir viel Zeit genommen, mich über alle Fragen der Ostpolitik, die Lage in den besetzten Gebieten, die Persönlichkeit Wlassows und die Probleme der Ostarbeiter zu informieren. "Der Minister distanzierte sich entschieden von der "Untermenschentheorie" und bekundete seinen Abscheu vor den Slogans "Russen, Juden, Polen und anderes Gesindel", mit denen überall operiert wurde. ... Ich hatte den besten Eindruck von seiner Persönlichkeit". Ich war von der Klugheit, der Erfahrung Striks und seinem bedingungslosen Eintreten für Wlassow tief beeindruckt. Aber das einzige, was ich tun konnte, war zu versuchen, Strik oder Wlassow selbst Zutritt zu Menschen zu verschaffen, die bei Hitler mehr Gehör fänden als ich.

Ein Gespräch zwischen Wlassow und Ley endete mit einem Bruch. Als Ley auf die Warnung Wlassows, Hitler werde, wenn er seine Ostpolitik fortsetzte, nicht nur die Gebiete im Osten, sondern den Krieg verlieren, hochtrabend erwiderte, wir hätten nun einmal die Ukraine, und Stalin solle erst einmal versuchen, sie uns wieder zu entreißen, erhob sich Wlassow und bedauerte höflich, daß es ihm nicht gelungen sei, die Gründe darzulegen, aus denen Millionen von Russen, auch er selbst, gegen den Bolschewismus ankämpften. Ley entgegnete, wenn Wlassow wenigstens gesagt hätte, er hasse die Juden und kämpfe gegen Stalin, weil er von Juden umgeben sei; das hätte, er, Ley,

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

verstehen können, alles andere nicht. Als Wlassow daraufhin sagte, er wiederum verstehe nicht, warum die Deutschen Krieg gegen Judenkinder führten statt gegen Stalin, sprang Ley mit hochrotem Kopf auf und verließ grußlos das Zimmer. Wlassow aber sagte niedergeschlagen zu Strik, Stalin könne sich keine besseren Bundesgenossen wünschen, als solche Männer.

Ich veranlaßte Goebbels, Wlassow zu empfangen. Es dauerte lange, bis es gelang. Ich schrieb ihm am 12.3.1945, nachdem er Wlassow - endlich - empfangen und dadurch zum Ausdruck gebracht hatte, welche Bedeutung er dieser Bewegung beimesse. Ich bestärkte ihn darin; aber damit sie sich entfalten könne, seien gewisse Voraussetzungen nötig. Ich hätte lange gegen die Bezeichnung "Ostarbeiter" und gegen das "Ostabzeichen" angekämpft, jahrelang ohne Erfolg. Erst vor kurzem sei verboten worden, die Ostarbeiter den Juden und Polen gleichzustellen. Aber das demütigende Ostabzeichen müsse noch immer getragen werden. Man unterlasse es, das deutsche Volk in gründlicher Aufklärung auf die Notwendigkeit hinzuweisen, den zur Zusammenarbeit mit uns bereiten Russen nicht als zweitklassigen Menschen anzusehen und zu behandeln. Ich führte Beispiele an für die noch immer bei uns grassierende Untermenschentheorie. Das war alles zu spät; ich weiß auch nicht mehr, ob Goebbels mir geantwortet hat.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Kapitel 6: Inspektionsreisen zum Zollgrenzschutz

Die Verhältnisse beim Zollgrenzschutz, über dessen Unterstellung ich so lange und heftig mit Himmler zu kämpfen hatte, veranlaßten mich, diese Männer während des Krieges öfter zu besuchen. Nach der Besetzung weiter Teile Rußlands machten die verschiedenen, inneren und äußeren, vom Zoll besetzten Grenzen des von Deutschen verwalteten Raumes rd. 40.000 km aus und überragten damit die Länge des Äquators. An diesen Grenzen stand nun der Zollgrenzschutz, der zu keiner Zeit die 100.000 Mann-Grenze erreichte und bei dem der Kern - die alten Zollbeamten - immer dünner wurde. Immer mehr Beamte, als gute Unteroffiziere und Offiziere bei der Armee sehr gesucht und in ständig wachsendem Umfang eingezogen, mußten durch Reservisten ersetzt werden, ältere Männer aller Berufe, die meist nur eine flüchtige militärische Ausbildung, in einem Lehrgang von 6 Wochen, erhalten hatten und ihre fachliche Ausbildung erst an der Grenze erhielten. Im Laufe des Krieges entfiel nur noch ein Beamter auf drei Reservisten; in einzelnen Abschnitten waren in einer 20 Mann umfassenden GASt (Grenzaufsichtsstelle) nur noch der Führer und sein Vertreter Beamte. Der Generalinspekteur, verantwortlich für das Funktionieren des Grenzschutzes, mühte sich, die Reservisten zu brauchbaren "Grenzern" zu machen, aber auch möglichst viele Beamte zu behalten. Da die Armee ihren Bedarf an tüchtigen Unterführern auch und gerade beim Zoll zu befriedigen suchte, entstand eine ständige Kontroverse über die Höhe der Abgabe zwischen OKH und Generalinspekteur. Das war ein Grund mehr für mich, an die Grenze zu fahren und mir selbst einen Einblick zu verschaffen.

Diese Reisen, die sich über ein bis zwei Wochen zu erstrecken pflegten, führten mich an fast alle Grenzen, an denen Männer des Zolls standen. Die erste und auch anstrengendste Reise war die an die Ostgrenze Polens im Winter 1939/40. Der Militärbefehlshaber stellte mir einen Zug zur Verfügung. Wir fuhren mit einer Lokomotive und drei Wagen durchs Land, einem

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Schlafwagen, in dem ich, die mich begleitenden Referenten und die streckenweise mitfahrenden militärischen Gäste unterkamen, einem Speisewagen für Mahlzeiten, Besprechungen und Auslegen von Karten und einem dritten Wagen für das Begleitkommando. Wir fuhren so nahe an die Grenze heran, wie wir mit der Bahn kamen, wurden frühmorgens von Schlitten abgeholt, besuchten tagsüber möglichst viele GASt und langten abends in der Dunkelheit wieder bei unserem Zuge an. Die Kälte war barbarisch, bis zu 40°. Ein ganzer Tag im Freien bei dieser Temperatur strengte an; im Zuge mußte man fürchten, entweder zu erfrieren oder wegen Überheizung zu ersticken. Wir haben erstaunliche Mengen an Wodka vertilgt und vertragen. Großartig war, welche prächtige Haltung und Disziplin die Grenzer zeigten, obwohl sie zum Teil in unbeschreiblich schlechten Quartieren untergebracht waren.

Der ausgezeichnete Eindruck, den sie machten, verstärkte sich noch bei einer zweiten Grenzbereisung im Frühsommer 1940. Bei dieser Reise machte ich die interessante Beobachtung, daß die russischen Grenzposten eine ausgesprochen feindselige Haltung an den Tag legten. Täglich wurde über die Grenze herübergeschossen; nicht selten wurden Grenzstreifen gezielt beschossen, so daß unsere Leute sich nur durch rasches Hinwerfen in Sicherheit bringen konnten. Es war verboten zurückzuschießen. Meine Leute baten mich dringend, den Befehl aufzuheben. Ich hatte große Lust, der Bitte zu entsprechen; schließlich waren sie nicht dazu da, sich von den Russen totschießen zu lassen. Aber nach langem Überlegen beließ ich es bei dem Verbot. Bei der Feststellung, ob Streifen wirklich gezielt beschossen wurden, konnten zu leicht Irrtümer vorkommen. Eine bedeutungslose Grenzschießerei konnten zu einem schweren Zwischenfall aufgebauscht werden. Ich sah jede Ausweitung des Krieges für ein Verhängnis an, einen etwaigen Krieg mit Rußland für das Schlimmste, was Deutschland treffen konnte. Wir wollten jedenfalls die Schuld am Ausbruch nicht auf uns laden.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Die Lage war beunruhigend genug. Die Beamten, die von uns zu den für die genaue Grenzziehung bestimmten deutsch-russischen Kommissionen abgeordnet wurden, wußten über die dort herrschende Atmosphäre nichts Günstiges zu berichten. Ein Teil der Russen benahm sich zurückhaltend aber korrekt, ein anderer Teil unverhohlen feindselig. Man habe immer das Gefühl, unter Feinden zu sein. Wenn sie einmal offenherzig würden, sprächen sie von der kommenden Auseinandersetzung zwischen Rußland und Deutschland als von etwas Unvermeidlichem. Auf meine Frage, ob denn die Russen uns angreifen wollten oder einen deutschen Angriff zu erwarten schienen, antwortete man mir, daß die Russen sich hierzu nicht äußerten. Es scheine ihnen nicht so wichtig zu sein, wer den Anfang mache, aber an der Tatsache, daß der Krieg kommen werde, zweifelten sie nicht.

Als 1941 der Krieg ausgebrochen war, bin ich noch einmal in Polen an der Grenze zur Slowakei und zu Ungarn gewesen. Hier wohnte eine besonders arme Bevölkerung. In ganzen Landstrichen bestanden die Häuser nur aus einem Raum, dessen Mittelpunkt ein Herd bildete. Gewöhnten sich die Augen an das Halbdunkel des verrauchten und durch kleine blinde Fenster nur schwach erhellten Raumes, dann gewahrte man menschliches Wesen, die auf der rings an den Wänden entlang führenden Bank kauerten, der einzigen Sitz- und Schlafstätte: Kinder und alte Frauen - alle Frauen sahen alt aus -, die Kinder entsetzlich elend und bleich; vor März kamen sie nicht an die Luft, weil sie als Kleidungsstück nur über ein einziges, schmutziges und zerrissenes Hemd verfügten. Für die Zöllner ein leidliches Unterkommen zu finden, war viel leichter weiter westlich, in der Gegend, in der die Goralen wohnten. Sie waren äußerlich an ihren weißledernen, mit bunten Stickereien versehenen Hosen zu erkennen. Unter den jungen Männern wäre viele gutgewachsen und sahen schmuck aus. Es war durchaus glaubhaft, daß sie von den Kurgästen - es war die Gegend der weltbekannten Kurorte Zakopane und Krinitza - verwöhnt wurden und daß vor allem die weiblichen großes Wohlgefallen an ihnen hatten.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

In Krinitza wohnte ich in dem neuen Kurhotel aus Stahl und Glas. Der Leiter der GAst fragte mich, ob es mich interessiere, eine der ältesten ukrainischen Kirchen, die nicht weit entfernt sei, kennenzulernen und einen Gottesdienst mitzuerleben. Am nächsten Sonntag fuhr ich in das Dorf, in dem die berühmte Holzkirche lag. Vor der Schule war die Dorfjugend aufgebaut. Der Lehrer begrüßte mich in gutem Deutsch und ließ dann seine Kinder singen. Sie sangen -"Deutschland, Deutschland über alles" - das hatte ihnen der Lehrer, obwohl sie kein Deutsch konnten, in monatelanger Arbeit beigebracht - und dann die ukrainische Nationalhymne. Am Dorfende erhob sich auf einem Hügel in der Mitte des Friedhofs die Kirche. An der Kirchhofspforte erwartete mich der Priester in vollem Ornat, eine ehrwürdige Erscheinung. An dem hügelan zur Kirche führenden Weg standen zu beiden Seiten die Dorfbewohner und schlossen sich, als der Geistliche mich hinaufbegleitete, dem Zuge an, der nun die Kirche bis auf den letzten Platz füllte. Mir wies der Priester einen hohen Stuhl im Altarraum an, auf dem sonst der Bischof zu sitzen pflegte.

Bei dem Gottesdienst fiel mir der herrliche Chorgesang auf, bei dem der Baß wie tiefer Orgelton erklang und immer wieder helle jubelnde Stimmen sich in die Höhe schwangen. In dem langen Gebet, das der Geistliche mit einer aus der Tiefe kommenden Inbrunst verrichtete, hörte ich einige Male das Wort "Hitler". Während des Gottesdienstes kamen Kirchgänger nach vorn, knieten vor dem Altar nieder und berührten mit der Stirn den Boden. Gegen Ende des Gottesdienstes drängte sich eine kleine verwachsene Gestalt nach vorn. Auch er kniete nieder, verrichtete aber seine Gebete vor mir - ich schien ihm wohl ein besonders wunderwirkendes Heiligenbild zu sein -, rutschte bei jedem Stirnaufschlag näher und begann, mir die hohen Stiefel zu küssen. Meine Begleiter, die in der ersten Reihe saßen, hatten eine intensive Freude an ihrem wie ein Steinbild sitzenden Minister. Endlich erschienen ein paar ukrainische Bauern und holten den "Dorfdepp" mit sanfter, aber fester Gewalt von seinem falschen Gebetsplatz.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Als der Gottesdienst zu Ende war, strömte die Gemeinde hinaus. Der Priester hielt mich zurück und dankte mir mit bewegten Worten für meinen Besuch. Er wünschte mir und ganz Deutschland Gottes Segen, er habe aus tiefstem Herzen für den Führer gebetet, in dem das ukrainische Volk den Retter aus der Knechtschaft und den Befreier aus der bolschewistischen Gefahr erblicke. Ich schämte mich vor diesem frommen einfältigen Herzen. Wie leicht hätten wir diese Menschen gewinnen können und ließen stattdessen einen verbrecherischen Narren wie Erich Koch auf sie los. Der Geistliche geleitete mich aus der Kirche. Draußen säumten die Dorfleute den Kirchpfad, warfen, sich tief verneigend, Massen von Blumen vor mir auf den Weg, so daß ich über einen dichten Blumenteppich zum Auto ging, und sangen ein mehrstimmiges Lied. "So ehren wir Ukrainer einen lieben verehrten Gast", sagte der Geistliche, das Lied enthalte alle guten Wünsche, die sie ihm auf den Weg mitgäben. Die goldene Stunde hat in ihrer schlichten Schönheit und ergreifenden Innigkeit lange in mir nachgeklungen.

Der Kollege Kochs im Baltikum, der Reichskommissar Lohse, war kein Fanatiker wie Koch, aber auch ein Narr. In den baltischen Ländern meldeten sich viele Freiwillige, Esten und Letten, in den Zollgrenzschutz. Sie waren willig und zuverlässig, und so lange sie nicht an Alkohol kamen, zeigten sie sogar eine erstaunliche Disziplin. Die zwei Deutschen, die den Kern jeder GASt bildeten, hatten ihren Freiwilligen in kurzer Zeit allerhand beigebracht. Ich mußte, bei aller Anerkennung für das Geleistete, etwas bremsen, sie möchten den Drill nicht übertreiben. Wenn ich mit den Letten sprach, wunderte ich mich über die große Menge deutscher Namen, denen man lediglich die lettische Endung -is angehängt hatte: Lehmanis. Man erklärte mir aber, man dürfe daraus nicht auf deutsche Abstammung schließen. Die Letten hätten sich früher deutsche Namen zugelegt und sie später wieder lettisiert.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

An der Küste waren Beobachtungstürme errichtet, auf denen Letten standen und auf die See starrten. Gerade als ich auf einem der Türme war, zog in der Ferne ein Schiff vorüber. Ob sie dieses Schiff meldeten, fragte ich den Leiter der GASt. Er verneinte; ich empfahl, alle Beobachtungen zu melden. Das wecke das Interesse der Posten, und vielleicht habe eine dieser Meldung doch einmal militärischen Wert. Als ich in den nächsten Tagen den Admiral besuchte, der die Ostsee befehligte, war er aufgeregt und betreten. Die Marine habe garantiert, daß die um die Petersburger Bucht gelegte Minensperre unpassierbar sei, und nun hätten russische U-Boote sie durchbrochen und wären in die Ostsee gelangt. Er gratulierte mir gleichwohl, die erste Nachricht sei vom Grenzschutz gekommen, der offenbar ausgezeichnet beobachte. Nachforschungen ergaben, daß die Meldung von der von mir besuchten GASt stammte.

Riga war für mich eine doppelte Enttäuschung. Die Silhouette der Stadt hatte in den Kämpfen gelitten, und einige der schönsten alten Patrizierhäuser waren zerstört oder zeigten mit leerer Fassade nur einen Abglanz vergangener Schönheit. Besonders aber enttäuschte mich die Unterhaltung mit dem Gauleiter Lohse. Dem geist- und kulturlosen Mann ging jedes Verständnis für die einzigartige Aufgabe ab, die ihm gestellt war, und die Möglichkeiten, die sich gerade hier einem klugen deutschen Politiker boten.

Im Gegensatz zu Lettland waren in Estland sowohl die Städte wie die Persönlichkeit des Generalkommissars eine angenehme Überraschung. Geradezu ein Erlebnis war der Anblick von Reval, der deutschesten und schönsten Stadt des Baltikums. Wo um Burg und Dom die schmalen Häuser mit hohen Giebeln sich in den engen Straßen der Altstadt zusammendrängten, glaubte man sich auf die Burg von Nürnberg mit ihrem Blick hinunter auf die alte Stadt versetzt. Höchst eindrucksvoll war auch Narwa, wo in den zwei sich am Grenzstrom gegenüberliegenden Burgen, der gewaltigen Burg des deutschen Ritterordens und der sich ihr entgegentürmenden slawischen Feste, Wesen und Stil West-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

und Osteuropas in unmittelbarem Gegensatz erkennbar und in wunderbarer Anschaulichkeit sichtbar wurden.

Der Generalkommissar Litzmann, ein Sohn des aus dem Ersten Weltkrieg bekannten Generals, war eine der erfreulichsten Erscheinungen auf deutscher Seite. Auf dem Essen, das er mir zu Ehren gab, erschienen auch, was in Riga nicht denkbar gewesen wäre, die in die Verwaltung des Landes berufenen Esten und besprachen offen mit Litzmann und mir die estnischen Probleme. Litzmann wollte gern den Esten die Verwaltung mit voller Selbständigkeit und Verantwortung übergeben und beklagte sich bitter bei mir über den in Riga herrschenden Mangel an Interesse und Verständnis für solche Gedanken. Er ließ mir eine von seinem Wirtschaftsdezernenten Prinz Hohenlohe ausgearbeitete Denkschrift überreichen; darin sprach sich der Prinz sehr scharf über die Mißstände aus, die von Deutschen in die Wirtschaft der baltischen Staaten hineingebracht worden seien. Daran seien vor allem "Wirtschaftler" schuld, die in Deutschland knapp zum dritten Rang gehörten, hier aber mit großen Ansprüchen aufträten und die Einheimischen aus ihren Stellungen verdrängten.

Keine Erlebnisse im Baltikum, vor allem allerdings Hohenlohes Denkschrift, veranlaßten mich, einige Wochen später in einen Rundschreiben an die Ressorts die Mißstände und Korruptionsgefahren im Baltikum scharf zu rügen. Dabei bezeichnete ich die im Baltikum tätigen Wirtschaftler als Hyänen. Das Schreiben, das gewaltiges Aufsehen hervorrief, hieß seitdem der "Hyänenbrief". Nun fragte man im Ostministerium nicht etwa, ob die von mir gebrandmarkten Zustände der Wirklichkeit entsprächen, sondern lediglich, woher ich das Material hätte. Man mutmaßte auf Litzmann und wollte ihn zur Strecke bringen. Ich ließ mitteilen, ich hätte mit dem Vertreter der Finanzverwaltung in Riga - das war der in der Nachkriegszeit bekanntgewordene spätere Staatssekretär Dr. Vialon - alle diese Probleme eingehend besprochen. So konnte man Litzmann nicht an den Wagen fahren. In einer Chefbesprechung stimmten

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

auch andere Minister meinen Ausführungen zu, der Ostminister Rosenberg freilich mit Vorbehalt und sauersüßer Miene. Der Rechnungshof wurde beauftragt, das Gebaren der wirtschaftlichen Organisationen nachzuprüfen. So wurde der Korruption eine Schranke gesetzt und den anständigen Elementen, die es auch im Stab Lohse gab, die sich aber bisher nicht hinreichend durchsetzen konnten, der Rücken gestärkt.

Von Narwa fuhr ich an der Ostgrenze des Baltikums entlang, vorüber an dem wie ein Meer sich ausbreitenden Peipus-See und schließlich quer durch Lettland nach Ostpreußen zurück. Auf dieser Fahrt hielten wir an der Ruine einer Ordensburg, auf der einst der große Ordensmeister Wolter Plettenberg residiert hatte und die jetzt noch ein Wallfahrtsort für deutsche Menschen war. Mauern und teilweise erhaltene Türme zeugten von der Ausdehnung und der Wehrhaftigkeit dieser Burg. Am eindrucksvollsten war das Arbeitszimmer des Ordensmeister, dessen Wände, Fensterbögen und Decke unversehrt waren, und aus dem ich, in der Fensterorüstung lehnend, über die Gipfel der Bäume Blicke und Gedanken über das seit Jahrhunderten umkämpfte, so entzückend schöne Land schweifen ließ, den drei der Ehepartner meiner Kinder entstammen sollten: Hajo Raison, Jutta Brackel, Ulrike Stackelberg.

Des Fürsten Wolter Bruder Johann Plettenberg trat mit Wissen und Willen des Meisters aus den Orden aus und heiratete. Er sollte die Plettenberg'sche Familie im Baltikum erhalten. Die Brüder Wolter und Johann stammten aus Westfalen. Johann hatte in den baltischen Ländern eine zahlreiche Nachkommenschaft. Dazu gehörte auch Dora Klassohn, Hajos Mutter. So schenkten wir Hajo und Annli zur Hochzeit eine Ahnentafel, wie die Krosigks und die Raisons schon längst durch die Plettenbergs in verwandtschaftlichen Beziehungen standen. Der Westen hatte dem Gottesländchen die Kultur gebracht, aus deren Geist Burgen, Dome und Patrizierhäuser geboren waren, hatte aber nicht vermocht, ihm Frieden und Sicherheit vor den Vorstößen aus den Weiten des Ostens zu verleihen. Jetzt brauste durch

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

Deutschlands Schuld wieder der Krieg über dieses gesegnete Stückchen Erde hinweg; er hatte die Vertreibung der Deutschen aus ihrer Heimat und die Unterwerfung der Osten und Leiten unter den Bolschewismus zur Folge.

Am schwierigsten war für den Zollgrenzschutz die Lage in Serbien. Die Männer, die wir für die uns dort gestellten Aufgaben auf die Beine bringen konnten, reichten nicht annähernd aus. Wir mußten Serben anwerben; die Ansichten darüber, ob dies zweckmäßig war, gingen weit auseinander. Es war aber die einzige Möglichkeit, die Grenze auch nur einigermaßen effektiv zu besetzen. Die Befürworter betonten, die Leute, die zum Grenzschutz kämen, stammten aus den gleichen Kreisen wie die serbische Polizei, mit der wir ausgezeichnet zusammenarbeiteten. Die Gegner des Plans meinten, die sogenannten Freiwilligen steckten mit den serbischen Aufständischen unter einer Decke. Den einen Teil der Aufständischen bildeten die Kommunisten unter Tito, den anderen die Tschetnitzi, eine nationalserbisch und antikommunistisch eingestellte Milizorganisation unter General Mihailovich, die uns, aber auch Tito, heftig bekämpfte. Daraus ergaben sich merkwürdige Kombinationen, bei denen wir Mihailovich bald zum Gegner bald zum Verbündeten hatten. Die Befürchtung, in schwierigen Situationen könnten uns unsere "Freiwilligen" in den Rücken fallen und gemeinsame Sache mit den Aufständischen machen, war nicht von der Hand zu weisen und gebot äußerste Vorsicht bei der Werbung. Um diese Probleme an Ort und Stelle kennenzulernen und um Entscheidungen treffen zu können, fuhr ich nach Serbien. Diese Grenzbereisung ist die letzte Fahrt in den Osten, über die ich berichten will.

In Belgrad wohnte ich im Hause des Prinzen Paul, des Prinzregenten von Jugoslawien, das für solche Besuche reserviert war. Aber auch wenn das Haus benutzt wurde, blieb das Schreibzimmer des Prinzen verschlossen. Der das Haus betreuende Offizier schloß es mir einmal auf. In dem Zimmer war nichts berührt worden, auf dem Schreibtisch lagen die an den Prinzen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

gerichteten Briefe der letzten Post noch ungeöffnet, daneben das aufgeschlagene Buch, in dem er zuletzt gelesen hatte. Die Bibliothek zeigte Geschmack und Kultur eines Westeuropäers. Französische und englische Werke waren reichlich vertreten, Klassiker neben guten Romanen, die Dumas'schen in Prachtausgaben. Von deutschen Werken waren nur einige wertvolle Bücher über Kunst zu sehen, aber auf dem Nachttisch neben des Prinzen Bett lag "Kerin Göring".

Die Stadt selbst hatte unter den Bombenangriffen wenig gelitten. An der Burg wurde stark gearbeitet, man wollte die ursprünglichen Anlagen freilegen. Ein Historiker hielt mir an Ort und Stelle einen fesselnden Vortrag über die Geschichte der Burg. Sieben- oder achtmal hatten deutsche Truppen Belgrad erobert. Der Historiker berichtete über den unergründlichen Haß zwischen Serben und Kroaten, Serben und Ungarn, von dem ich in den nächsten Tagen schreckliche Beispiele zu sehen bekommen sollte, über das albanische und mazedonische Problem. Würde ein Staat je in der Lage sein, in diesem brodelnden Hexenkessel verfeindeter Völkerschaften Frieden und Ordnung herzustellen? Das war Österreich-Ungarns große Kultur- und Friedensaufgabe gewesen. Wer sollte sie jetzt übernehmen?

Als ich meine Fahrt durchs Land begann, stand der Mais schon mannshoch. Zu beiden Seiten der Straße war ein Streifen von je 30 m unbepflanzt geblieben, aus Sicherheitsgründen, damit Aufständische nicht allzu leicht aus dem Kukuruz Attentate auf vorüberfahrende Wagen durchführen könnten. Sehr sicher war es in Lande nicht. Wir haben aber von Aufständischen nichts gesehen. Vielleicht war selbst ihnen die Hitze zu groß. Es war wirklich drückend heiß; man warnte uns, mittags in der Sonne zu gehen oder zu fahren. Aber das umfangreiche Programm mußte ohne Rücksicht auf die Hitze abgewickelt werden. Die Fahrt an der Drina entlang, dem Grenzfluß zwischen Serbien und Kroatien, vermittelte einen erschütternden und widerwärtigen Eindruck. An den Brücken und Flußufern lagen und hingen Leichen. Es waren Serben, die im Kroatischen wohnten und von

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

den Kroaten erschlagen worden waren. Die Ustascha-Verbände führten die Mordaktion durch. Meine Grenzer sprachen voll Wut und Verachtung von den Ustaschas und lehnten jede kameradschaftliche Fühlungsnahme mit ihnen über die Grenze hinüber ab.

Für ein soldatisches oder auch nur an Ordnung gewöhntes Auge war es ein einigermaßen verblüffendes Bild, wenn eine GAST antrat, bei der die Hälfte keine Stiefel anhatte, die einen Zivil, andere Militärhosen, wieder andere einen uniformähnlichen Rock trugen, bei den Kopfbedeckungen alle Arten dieses nützlichen Bekleidungsstückes vertreten waren, die Karabiner ebenfalls von verschiedensten Werkstätten und Zeiten, bis in die Türkenkriege hinein, zu entstammen schienen und statt an Riemen an Bindfäden über den Schultern hingen. Es war ein toller Anblick, doch unter der abenteuerlichen Aufmachung sah man kräftige Gestalten und verwegene Gesichter. Die Leute gaben sich Mühe, einen militärischen Eindruck zu machen. Die deutschen Beamten sagten, sie seien diensteifrig und ehrgeizig und könnten sogar brauchbar sein, wenn man ihnen eine bessere Ausrüstung verschaffte. Ob sie zuverlässig seien oder nicht, würde von der Behandlung abhängen. Deshalb sei die Ausrüstung so wichtig, das sei für die Serben ein Ehrenpunkt.

Die Männer an der Grenze sahen, worauf es ankam, sie konnten auch die Einheimischen behandeln. Junge Bezirkskommissare hatten unter Umständen eine unglaubliche Verantwortung, aber auch eine erstaunliche Stellung. Da war ein solcher junger Kerl im albanischen Südserbien. Er war allein auf sich gestellt, Militär war nicht da, nur eine Handvoll deutscher Zollbeamter. Zu Beginn des Feldzuges in Serbien hatte ein deutscher General den dortigen Albanern die staatliche Selbständigkeit versprochen. Jetzt verlangten sie Einlösung des Versprechens. Sie wollten los von Belgrad, aber auch nicht mit Albanien vereinigt werden. Sie wollten ein unabhängiges serbisches Albanien haben. Sie weigerten sich, dem Kommissar Freiwillige zu stellen, weil er Befehle von Belgrad empfing.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Sie ließen aber auch keine Freiwillige aus dem übrigen Serbien herein und drohten mit Aufstand. Der Kommissar holte sich Freiwillige in einer Nacht herein, bat die albanischen Führer zu sich und ließ die Parteien erst fort, nachdem er in stundenlangen, mit unendlicher Geduld und viel Pflaumenschnaps geführten Verhandlungen eine treuga dei zustande gebracht hätte. Sie wurde von beiden Seiten ehrlich innegehalten. Der Mann hatte dort natürlich ein Mordsansehen.

An einer Stelle wurde mir auch ein Verband von Russen gezeigt, die sich zur Verfügung gestellt hatten. Es waren alles "weiße" Offiziere, die hier als Gemeine unter Führung eigener Offiziere dienten. Eine Schwadron wurde von einem eisgrauen General geführt, der im Weltkrieg ein Korps befehligt hatte. Die Einheit, die ich zu sehen bekam, machte einen ausgezeichneten Eindruck.

Im Banat waren die Verhältnisse ganz anders. Hier Grenzdienst zu leisten, war im Vergleich zu Serbien die reinste Erholung. Die Banater Schwaben waren wohlhabende Leute, auf den Feldern hatten sie schönsten Weizen, in den Ställen fette Schweine stehen. Auf einer Fahrtstrecke begleitete mich der dortige Leiter der Volksdeutschen. Ich mußte bei ihm zum Mittagessen bleiben. Was die lieben Leute mir in ihrer Herzensfreude über den Besuch aus dem Reich an guten Gaben eigenen Gewächses vorsetzten, ging weit über die Kräfte selbst eines ausgehungerten Soldaten hinaus. Die Tasse Kaffee, auf die ich mich nach dem vielen Essen freute, war von einer Menge von Kuchen und Torten begleitet. Als wir nicht mehr japsen konnten, kam in einem Riesengefäß die Erdbeerbowle auf den Tisch. So wolle es die Banater Sitte, sagte der Hausherr. Wir schieden dankbaren Herzens für die leiblichen Genüsse und für schöne Stunden mit prächtigen Menschen, die uns gut über die Verhältnisse im Banat informierten und mit dem deutschen Geistesleben in lebendiger Verbindung geblieben waren. Wie so viele Deutsche im Ausland, sahen sie das heutige Deutschland im Lichte ihrer Wunschträume. Sie waren richtig traurig, daß wir nicht so be-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

geistert zu sein schienen.

Wir begannen unsere Grenzbereisung an der Ostseite des Banat und fuhren dann zur Westseite hinüber. Hier bestiegen wir ein Zollboot, das uns erst auf dem Grenzfluß, der Theiss, die Serbien von Ungarn trennte, dann auf der Donau nach Belgrad zurückbrachte. Auch auf dieser Fahrt sahen wir viele angeschwemmte Leichen. Die Ungarn beseitigten ebenfalls die auf ihrer Seite wohnenden Serben. Nach meiner Rückkehr übersandte ich dem Auswärtigen Amt einen Bericht, in dem ich das an den Grenzen zu Ungarn und Kroatien Erlebte schilderte und vorschlug, den Ungarn dringend humanere Methoden nahezulegen, in Kroatien dagegen mit starker Hand zuzupacken, den Spuk des italienischen Königs, der niemals in sein Land gekommen war, die Pestbeule der Ustaschas und den in seiner Unzuverlässigkeit gefährlichen Poglavnik zu beseitigen und mit Matscheck und seiner Bauernpartei Verbindung aufzunehmen. Wir hatten ja die Kroaten ihren Erbfeinden, den Italienern, "ausgeliefert". Diese machten den Herzog von Spoleto zum König von Kroatien. Die Kroaten rächten sich, indem sie ihm den Namen Tomislav II. antrugen. Der erste dieses Namens war bei seinem Einzug in Agram erschlagen worden. Der zweite verstand den Hinweis und betrat "sein Land" nicht. Man solle, schrieb ich den Auswärtigen Amt, diesem makabren Unfug ein Ende machen. Nur auf diese Weise könnten wir Tito das Wasser abgraben und zu einer ruhigen Entwicklung in Kroatien kommen.

Ich begegnete nur einem Lächeln des Mitleids mit so viel kindlicher Einfalt. Ob ich denn unsere Verpflichtungen gegenüber Italien nicht kennte? Ich kannte sie; die Leichenfledderer wollten auch im Osten ein Stück Beute an sich reißen, wenn nicht Land, dann wenigstens einen Titel. Außerdem sei, sagten die Weisen im AA, der Poglavnik der einzige Deutschland wirklich treu ergebene Freund in Kroatien. Das glaubte selbst sein eigener Gesandter in Berlin nicht. Das glaubte nur der naive, aus der SA stammende deutsche Gesandte in Kroatien, Kasche. Ein kroatischer Minister hätte die witzige Frechheit, auf ei-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

nem Essen, das er gab, in der Begrüßungsansprache seine besondere Freude über die Anwesenheit "des kroatischen Ministers beim Deutschen Reich, Exz. Kasche", auszusprechen.

Als ich 1940 zum ersten Mal in das besetzte Frankreich kam, fiel mir die Achtung auf, mit der die Pariser auf unsere Soldaten blickten. Man könnte beinahe von einem Wohlgefallen sprechen. In einem Lokal saßen an einem Tisch ein paar junge Offiziere mit leuchtenden Augen in den gebräunten Kindergesichtern und tranken mit offensichtlichem Genuß, aber in vollendeter Haltung, ihren Champagner mit "Kullerpfirsichen". Am Nebentisch saßen zwei französische Paare, die unauffällig, aber aufmerksam die Leutnants beobachteten. Ich hörte von meinem Tisch, wie eine der Französinnen zu ihrem Begleiter sagte: "Comme ils sont ravissants!" Geradezu rührend war es auch, die unendliche Flut deutscher Soldaten zu sehen, die tagaus, tagein sich durch die französischen Nationalheiligtümer führen ließen, mit leiser Stimme sprechend und vorsichtig die genagelten Stiefel auf den Marmorfliesen aufsetzend, und in stummer Ehrerbietung an das Grab Napoleons im Invalidendom traten.

So oft ich später nach Frankreich kam, stellte ich fest, daß die Achtung der Franzosen mehr und mehr schwand und sich allmählich in Feindseligkeit verwandelte. Die Länge hatte die Last. Man hatte auf ein baldiges Kriegsende gehofft und sah sich enttäuscht. Das Leben wurde immer schwerer, man bekam immer weniger und schlechter zu essen, der Verkehr funktionierte nicht, die persönliche Freiheit war eingeschränkt, die Last der Besatzung wurde ständig fühlbarer. An die Stelle der "reizenden" Frontkämpfer waren Etappe und SS getreten. Für Wohlgefallen war kein Anlaß mehr, im Gegenteil, die Methoden der SS und der Organe Sauckels entmutigten die Anhänger einer Verständigung und führten Gaullisten, Kommunisten und, in wachsenden Scharen, auch Attentisten in den Marais, die Untergrundbewegung. In der Etappe machten sich Stäbe breit, Frankreichs Zauber mit seiner Eßkultur, seinem Wein und seinen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Frauen verweichlichte einen Teil des deutschen Heeres ebenso wie einst Capuas Luxus Hannibals siegreiche Soldaten.

In Frankreich waren nacheinander zwei Vettern Stülpnagel als Militärbefehlshaber tätig, Otto und Heinrich, beides ausgezeichnete Leute. So oft ich in Frankreich war, besuchte ich sie. Sie hatten viele Schwierigkeiten und klagten über Göring, Sauckel und die SS. Heinrich bat mich, einen Vortrag vor seinen Offizieren und Militärbeamten zu halten. Ich sollte ihnen klarmachen, daß der Satz, Geld spiele im Krieg keine Rolle, Unsinn sei, auch oder gerade in den besetzten Gebieten. Ein Referent aus meinem Ministerium, Rademacher, der ziviler Stadtkommandant in Paris war, organisierte meinen Vortrag. Ich hielt ihn in der Chambre des Deputés. Rademacher konnte mir nicht sagen, ob schon vor mir ein Deutscher, und wenn, wer und bei welcher Gelegenheit, in der Deputiertenkammer gesprochen habe. Am Nachmittag vor dem Vortrag hatte er einen Tee im Petit Trianon, dem reizenden Schlößchen der Marie Antoinette, arrangiert. Wir saßen in dem Zimmer, in dem die Königin Tee zu trinken pflegte. Rademacher konnte mir alle Menschen aufzählen, die nach Marie Antoinette und vor mir dort gesessen und in den schönen Garten hinausgeschaut hatten.

Im Laufe der Kriegsjahre besuchte ich den Zollgrenzschutz in der Normandie und der Bretagne, an der Meeresküste im Süden, in den Pyrenäen und an der französisch-italienischen Grenze. Am meisten bezauberte mich die Fahrt an der Loire entlang. Ich weiß nicht, was mich am stärksten beeindruckt hat, die in Stimmung und Farbe ständig wechselnde, in ihrer zarten Anmut sich gleichbleibende Landschaft, oder die ihre Pappeln in ein Silberlicht tauchende Luft, oder die architektonische Schönheit der berühmten Schlösser. Da war, um nur die drei zu nennen, die mich am meisten hinrissen, inmitten eines riesigen, alleendurchschnittenen Parks das sich stolz erhebende Chambord mit seinen unzähligen Türmen und Türmchen, auf dessen Dach ich mich vor dem Reichtum der hier wie Blumen von Stein aufspriessenden Verzierungen in einen Pagodentempel des

Vernon Ostens verzaubert glaubte. Auf ragendem Ufer hoch über der Loire mit weiter Sicht über das Tal türmte sich Amboise auf mit dem gewaltigen bis zum Talgrund reichenden Turm, auf dessen breiter, stufenloser Treppe die Ritter bis zur Höhe des Burghofes hinaufreiten konnten. Da war das unsagbar anmutige Chenonceaux, das Heinrichh II. seiner Geliebten Diana von Poitiers geschenkt hatte und aus dem seine Witwe Katharina von Medici sie vertrieb; die Italienerin erbaute die großartige, den Cher überspannende Galerie und legte den zauberhaften Garten an. Man wird fast überwältigt von dem Reichtum historischer Erinnerungen, die in diesen Schlössern vom frühesten Mittelalter an bis in die napoleonische Zeit lebendig werden.

In der Normandie sah ich mir zusammen mit Werner Gilsa, dessen Regiment hier lag, den berühmten 60 m langen und 1 m breiten Teppich an, der in Bayeux aufbewahrt wird und auf dem die Herzogin Mathilde, Wilhelm des Eroberers Frau, in einer wunderbaren plastischen Lebendigkeit und mit der offenbaren Absicht, die Eroberung Englands nachträglich moralisch zu rechtfertigen, den ganzen Kampf zwischen König Harald und Herzog Wilhelm von den ersten Anfängen bis zur Schlacht bei Hastings i.J. 1066 dargestellt hat. In Stoff und Farbe frisch wie am ersten Tag, wirkte der 900 Jahre alte Teppich, wenn er über einen Tisch hinweg von einer Holzrolle auf die andere abgerollt wurde, wie ein historischer Film von unglaublicher Eindringlichkeit und Darstellungskraft. Als mir und mehreren Generälen, die aus der Nachbarschaft zu diesem seltenen Ereignis nach Bayeux gekommen waren, der Teppich gezeigt wurde, begleitete der im bischöflichen Palais zum Hüter des Schatzes bestimmte Geistliche das Aufrollen mit Erklärungen, die in ihrer dramatischer Lebhaftigkeit, ihrem Witz und ihrer Erzählungskunst das Ganze zu einem einzigartigen Genuß machten.

In der Bretagne interessierten mich besonders die Kultstätten ten, die aus mehreren in Abständen von etwa 10 m nebeneinander führenden, kilometerlangen Steinreihen bestehen. Ihr

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Sinn, ihre Entstehungs- und Benutzungsart sind noch immer mit einem Schleier des Geheimnisses umhüllt. Am letzten Tage meines Aufenthalts an diesem Teil der Küste übernachtete ich in Mont Saint Michel, dem wunderbaren Felseneiland, das sich wie ein Zuckerhut aus dem Meer erhebt. Die Felsenspitze krönt die Kathedrale eines in vielen Stockwerken übereinander gebauten Klosters. Man kann nicht erkennen, wo der Fels aufhört und Menschenhand zu formen begonnen hat. Ich stieg in einer Sommernacht zur Kathedrale hinauf, durch die schmalen Gäßchen, die sich um den Felssockel bis zum Klostereingang drängen, den Blick emporgerichtet zu der vom Mondlicht umschimmerten Felsenspitze, die sich vom Sternenhimmel abhob. Das war unvergeßlich.

Dazu gehörte aber auch, daß in einem der kleinen reizenden Hotels, die sich, wie Küken unter die Flügel der Klucke, unter dem Felsen kuscheln, der Wirt uns ein köstliches Diner zusammenstellte, vor unseren Augen das Huhn am Spieß im Kamin briet und aus vielen Töpfen eine lieblich duftende Sauce braute. Wir machten ihm die Freude, sein Kunstwerk durch Verständnis und Genuß zu würdigen. In Paris gewann ich das Herz des Chefs durch ein detailliertes, lobendes Urteil über sein Diner, am schönsten aber sei der Cognak gewesen. "Oh", sagte der Besitzer, "der Herr ist Kenner"; und kam nach einiger Zeit wieder, um mir ein zweites Glas einzuschenken, das setzte er nicht auf die Rechnung. Die Kunst der Gastronomie wird aber nicht etwa bloß in Paris oder von Fremden besuchten Orten wie Mont Saint Michel gepflegt. Ich habe das beste Essen meines Lebens in einem kleinen Gasthaus in den Pyrenäen bekommen, in das wir bei einer Grenzbereisung unangemeldet einfielen, weil sich das Tagesprogramm nicht ganz einhalten ließ.

Die Fahrt von Bordeaux nach Süden am Meer entlang stand im Zeichen der Auster. Für zwei Francs bekam man soviel Austern man wollte, einschließlich eines dazu passenden Weines. Kurz vor Biarritz hatte ich einen schweren Unfall. Auf regennasser Straße begegnete uns ein schwerer Militär-Lkw in einer Kurve

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

auf der falschen Straßenseite, wollte noch ausweichen, bremste, kam ins Rutschen und hatte uns mit der Breitseite in den Kühler. Scholl, im nächsten Wagen fahrend, kam schreckensbleich angelaufen, er fürchtete, zwei Tote zu finden. Aber der graue Opel, den ich damals fuhr, hatte standgehalten. Hätte ich schon den kleinen Opel oder den VW benutzt, den ich in der späteren Kriegszeit ausschließlich fuhr, wäre Scholls Annahme berechtigt gewesen.

13 Jahre fuhr ich mit meinem ausgezeichneten Fahrer Olschewski. Außer vor Biarritz habe ich nur einmal mit ihm Pech gehabt. Als wir abends auf dem Heimweg durch Dahlem fuhren, flitzte aus einer Seitenstraße ein kleines Auto vor uns durch. Wir bremsten stark, rammten es aber, so daß es auf dem Rücken lag; dem Auto passierte wenig, den Insassen gar nichts. Es sei gut, daß er unsere Bremsen gerade hätte schleifen lassen, sonst hätten wir sie, sagte Olschewski, in seiner plastischen Berliner Ausdrucksweise, "nur vom Kühler kratzen können".

In Biarritz sah ich mich in der See draußen nach den Felsen um, zu denen Bismarck 1862 und 1863 hinauszuschwimmen liebte, um dort mit der liebenswürdigen Fürstin Orlow in der Sonne zu liegen und zu philosophieren, oder um an Johanna, die immer noch am meisten geliebte Frau, halb sonnen- und seeberauschte, halb heimwehkranke Briefe zu schreiben. Auch meinen Grenzern in Biarritz ging es so gut, daß ich ernstlich ein "Capua" befürchtete und dem dortigen Befehlsstellenleiter häufigen Austausch und strammen Dienst dringend ans Herz legte.

Bei den Besuchen von Südfrankreich machte ich auch Abstecher nach Spanien. Von Biarritz fuhr ich über Irun nach San Sebastian und von dort noch eine gute Stunde an der Küste entlang mit herrlichen Blicken auf Meer, Küste und ins Land hinein auf die Pyrenäen. Die Spanier nahmen mich in liebenswürdigster Form auf. Der Gouverneur gab ein "kleines" Frühstück, so hatte er es ausdrücklich genannt, in Wirklichkeit war es so reichlich, daß ich an diesem Tage nichts mehr essen konnte. Am

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Nachmittag sah ich mir in einer großen Sporthalle ein Pelota-Spiel an und war begeistert von diesem schnellsten aller Ballspiele.

Als ich später wieder nach Spanien kam, war der Unterschied frappierend, der dort in einem Jahr, zwischen 1943 und 1944, im Wirtschaftsleben eingetreten war. 1943 klagten die Spanier beweglich über die mangelnde Ernährung der ärmeren Klassen, die unzureichende Produktion, den schwarzen Markt usw. 1944 hatte sich alles geändert, der "weiße" Markt funktionierte, die Ernährung reichte aus, die Läden waren gefüllt, die Preise normal. Mir wurde erzählt, dieser Erfolg sei in erster Linie dem spanischen Wirtschaftsminister zu verdanken. Er habe eingeführte Nahrungsmittel und sonstige Vorräte eingelagert und sie dann mit einem Schlage auf den Markt geworfen, da sei der schwarze Markt zusammengebrochen und die aufgeblähten Preise seien gestürzt. Da Kaufkraft und Nachfrage nicht allzu groß seien, hätten Waren und Vorräte ausgereicht, um den weißen Markt bei nicht übertriebenen Preisen in Gang zu halten.

Nach meinem ersten Besuch in Spanien fuhr ich an der Demarkationslinie, der Grenze zwischen dem besetzten und dem unbesetzten Frankreich, entlang nach Paris zurück. Diese Linie war für den Zoll ein wahres Kreuz. Sie war viel zu schwach besetzt, um eine effektive Grenzkontrolle zu ermöglichen. Wir sperrten die Straßen, und die Menschen konnten über die grüne Grenze ein- und ausströmen. Als wir ganz Frankreich besetzt hatten, sollte trotzdem die nun völlig sinnlos gewordene Demarkationslinie bestehen bleiben, "aus politischen Gründen", wie es hieß. Ich zog die paar Grenzer, die ich dort noch stehen und an wichtigeren Stellen dringend brauchte, von der Linie ab und überließ ihre Bewachung der Polizei.

Bei meinem zweiten Besuch an der französisch-spanischen Grenze fuhr ich die Pyrenäen ab. Hier hatten die Grenzer einen schweren Dienst. Nach scharfen Weisungen des OKW sollte der Grenzschutz den Grenzübergang für die zahlreichen jungen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Gaullisten sperren, die in die afrikanische Armee Frankreichs eintreten wollten. Die örtlichen militärischen Stellen verlangten dagegen, der Grenzschutz solle den Ausbau von Stützpunkten im Gebirge vorwärtstreiben. Der Kommandierende General, der mir gut bekannte General Geyr von Schweppenburg, teilte mir mit, er habe schon vor längerer Zeit den Ausbau befohlen, der Grenzschutz habe den Befehl aber nicht befolgt. Ich klärte ihn über die anderslautenden Weisungen des OKW auf und erkundigte mich nach dem Sinn der befohlenen Stützpunkte; beides zusammen könne der Grenzschutz nicht leisten. Geyr fragte, ob ich die offizielle Auffassung oder seine persönliche Ansicht wissen wolle. Ich bat um beides.

Der General sagte, offiziell rechne man mit einer Landung der Alliierten in Spanien oder Portugal und mit einem Angriff über die Pyrenäen. In diesem Falle sei nur der Grenzschutz da, der Widerstand leisten könne; um sich aber wirksam verteidigen zu können, brauche er Stützpunkte. In diesen solle sich der Grenzschutz bis zum letzten Mann opfern. Geyr selbst hielt das alles für Unsinn. Die Alliierten würden ganz woanders landen. Aber die Pyrenäenstützpunkte ständen nun mal augenblicklich im Mittelpunkt des Interesses. Es würde ihm um den ausgezeichneten Ruf des Grenzschutzes leid tun, wenn dieser bei der Durchführung der Sonderaufgabe bei den militärischen Kommandostellen der Heeresgruppe Südfrankreich in Mißkredit käme. Er werde mir jede nur denkbare Hilfe geben. Ich solle versuchen, mich mit dem Pionieroffizier zu einigen, der von der Armee mit der Anlage und Besichtigung der Stützpunkte beauftragt worden war. Ich hatte Glück, der Pionier war Reserveoffizier, ein verständiger Mann, Beamter der Steuerverwaltung und hinsichtlich des Angriffs der Alliierten offenbar der gleichen Ansicht wie Geyr. Ich gelangte leicht zu einer zweckmäßigen Regelung des Stützpunkt-Auftrages.

Unterwegs machte ich einen Abstecher nach Spanien hinein, und zwar im Tal von Roncevalle aufwärts zum Kloster gleichen Namens. Hier soll Roland mit seinem gewaltigen Hornruf Karl den

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Großen um Hilfe gebeten haben. Der zuständige Gouverneur kam mir entgegen und fuhr die letzte Strecke des Weges bis zur Paßhöhe, auf der das Kloster steht, mit mir in seinem Wagen. Er war ein großer Deutschenfreund, zwei seiner Söhne kämpften in der blauen Division in Rußland. Ein ehrwürdiger Abt zeigte uns die vielen Schätze seines Klosters aus Spaniens großer Zeit. In der Gruft unter der Klosterkirche war einer der alten Fürsten Kastiliens beigesetzt, der im Kampf gegen die Sarazenen gefallen war, Pedro II. hieß er, glaube ich. Auf dem Grab war er in ganzer Figur liegend abgebildet, in der Gesichtsbildung wie in der Körperlänge von über 2 m deutlich die germanische Herkunft aufweisend, einer der westgotischen Fürsten.

An die Westgoten wurden wir noch einmal erinnert, als wir nach Beendigung unserer Pyrenäenfahrt Carcassonne besuchten. Man kommt sich in eine andere Welt versetzt vor, beim Anblick des hochgelegenen, von Mauern und unzähligen Befestigungstürmen umwehrten Städtchens, bei der Fahrt durch die engen Gassen, durch die ein Auto sich kaum durchschieben kann, und beim Rundgang über die breite Festungsmauer mit der hohen Brüstung, den Schießscharten und den Pechnasen, wo man noch die Teile unterscheiden kann, die aus der Westgotenzeit, der Zeit Ludwigs XI. und der Vaubans, des großen Festungsbaumeisters Ludwig XIV., stammen.

Bei der Fahrt entlang den Pyrenäen machte ich Jeanne Gardist einen Überraschungsbesuch. Nicht lange vor dem Ersten Weltkrieg war die zierliche kleine Französin nach Heeren gekommen, um mit den Schwestern französisch zu parlieren. Im Alter von 5di stehend, war das nette Mädchen rasch im ganzen Hause beliebt. Als der Krieg ausbrach, konnte sie nicht nach Frankreich zurück und blieb bis lange nach dem Krieg in Heeren. Sie erlebte unsere Verlobung und Hochzeit mit und hörte mit glühenden Backen zu, wenn ich abends Kriegserlebnisse erzählte. Sie war innerlich zerrissen in der Liebe zu ihrer Heimat und zu dem Land, das sie so freundlich aufgenommen hatte und

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

in dem sie glücklich war. Klug beobachtend, kannte sie jede der Schwestern genau und hatte in Edi das Mütterliche als hervorstechende Eigenschaft erkannt. "Elle est la plus maman de toutes les soeurs", sagte sie mir einmal. Die Meerener blieben mit Jeannette, die in den Basses Pyrénées in einem ihrer Schwester gehörenden Hotel mitarbeitete, in Verbindung. Als wir nun durch Béarn fuhren, entschloß ich mich eines Morgens, sie ohne vorherige Anmeldung zu besuchen. Ich klingelte an der Tür des Hotels Hélios. Sie öffnete sich, in einem etwas dunklen Flur stand Jeannette vor mir. Über 20 Jahre waren vergangen, sie hatte mich nur in der Soldatenuniform des Ersten Weltkrieges gekannt, würde sie mich wiedererkennen? Ohne einen Augenblick zu zögern, jubelte sie: "Ah, monsieur le comte".

Dann fuhren wir an der Schweizer Grenze im Tale des Doubs entlang. Beim Besuch der GAST freute ich mich auch hier an der ausgezeichneten Haltung der Grenzer und an dem guten Zustand ihrer Quartiere. Sie waren Künstler darin, in unwahrscheinlich kurzer Zeit aus einem Dreckloch ein von Sauberkeit blinkendes Heim zu machen, dessen Räumen Zeichnungen oder Sprüche an der Wand ein freundliches Aussehen gaben. Ich setzte mich in das Zollboot, um auf dem die Grenze bildenden Doubs die Strecken zu befahren, an die man vom Land aus nicht heran konnte. Hier hat sich der Fluß in unzähligen Windungen in jahrtausender langer Arbeit einen Durchbruch durch die Felsen geschaffen, durch die er nun in schmalem, gischtüberdampftem Bett windschnell hindurchschäumt.

Die Schweizer zeigten sich sehr auf. Wir konnten beobachten, wie sich vom ersten Posten, an dem wir vorüberfuhren, die Nachricht über das Telefon verbreitete. Aus ihren Unterkünften kamen Zöllner und Grenzsoldaten, aus Hotels und Pensionen Gäste eilends heraus, um sich das Schauspiel eines Zollbootes mit so vielen "hohen Tieren" nicht entgehen zu lassen. Auf der Schweizer Flußseite begleitete uns ein Schweizer Zollboot, das schneller war, uns daher dauernd überholte und bei jeder

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

vorüberfuhr knipste. Ich hätte die Tour wahrscheinlich nicht unternommen, wenn ich geahnt hätte, daß unsere harmlose Fahrt solche Aufregung bei den Schweizern hervorrufen würde.

Bisher war mir nur von starker Nervosität auf Schweizer Seite an der deutsch-schweizer Grenze berichtet worden. Dort mußte die Grenze besetzt sein, weil häufig geflüchtete Gefangene in das neutrale Ausland durchzukommen versuchten. Oft waren Gefangene nach der Flucht aus dem Lager durch ganz Deutschland getrampt, ohne angehalten zu werden. Es gab so viele Uniformen in Deutschland, daß kein Mensch sich um uniformierte Ausländer kümmerte. Ein über Köln abgeschossener englischer Flieger besuchte am nächsten Tage in seiner blauen Fliegertracht mit dem RAF (Royal Air Force) auf der Brust Lokale und Kinos, ohne festgenommen zu werden. Das Kassenfräulein im Kino sprach das RAF als Reichs-Arbeits-Führer an. Der Flieger stellte sich selbst der Polizei.

Ein reger Grenzverkehr herrschte auch an der italienisch-schweizer Grenze. Trotz der Unterstützung durch die Carabinieris konnten meine Grenzer nicht verhindern, daß an der Untergrundbewegung beteiligte Italiener nach Bedarf in die Schweiz entwichen und zurückkehrten. Ich bat in den ersten Monaten 1944 die deutschen Stellen dringend darum, die Italiener ganz von der Grenze zurückzuziehen - wenige Zuverlässige seien ein besserer Grenzschutz als viele Unzuverlässige - oder sie dem deutschen Grenzschutz zu unterstellen. Könne man beides bei Mussolini nicht durchsetzen, müsse aber weiter auf ihn Rücksicht nehmen, dann solle man die Grenze seinen Truppen anvertrauen und meine Leute von ihrem Grenzauftrag entbinden. Sie seien mir zu schade dazu, sinnlos eingesetzt zu werden. Damals waren schon ganze Gebiete, wie das Tal von Aosta, in den Händen der Aufständischen. Der oberste Polizeiführer in Italien, SS-Obergruppenführer Wolff, und der Botschafter Rahn waren für die Unterstellung der Carabinieri. Sie sollte aber de facto, ohne förmlichen Befehl, durchgeführt werden. So ist es denn auch geworden. Aber sehr erfolg-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

reich war selbst diese Regelung nicht.

Bei dieser Grenzbereisung sah ich mir auch die italienischen Befestigungen längs der deutschen Grenze am Brenner an. Ich hatte laufend über die Arbeiten der Italiener an dieser Grenze den zuständigen deutschen Stellen berichtet. Aber ich hatte mir ihren Umfang nicht annähernd so gewaltig vorgestellt, wie er in Wirklichkeit war. Das Gebirge bis herauf zur Kammhöhe war mit einem imponierenden Netzwerk von Straßen, Unterständen und Munitionsdepots überzogen. Um zu einem Stützpunkt oben am Kamm zu kommen, brauchte man auf deutscher Seite einen Fußmarsch von zwei Stunden, auf italienischer eine Autofahrt von wenigen Minuten auf besten Straßen. Diese ausschließlich gegen Deutschland gerichteten Anlagen hatte das italienische Heer während des Krieges errichtet. Sie waren vollendeter Verrat am Bundesgenossen.

Mussolini wußte als Wehrminister natürlich genau Bescheid, er war überdies vom deutschen Botschafter mehrfach auf diesen dunklen Punkt hingewiesen worden. Aber entweder war er zu schwach, sich gegen das Heer durchzusetzen, das weitgehend mit dem Herzen auf alliierter Seite stand, oder er nahm bewußt am Verrat teil. Unbegreiflich war mir die Haltung Hitlers, der die Schwäche oder den Verrat seines "Freundes" kannte und doch unentwegt an ihm festhielt. Ich sollte am Gardasee, wo Mussolini, nur wenige Kilometer vom Wohnsitz des Botschafters Rahn entfernt, eine Villa bewohnte, ihm vor Rahn aus einen Besuch abstatten. Aber ich konnte es nicht über mich bringen, den Rahn, den ich als eine bedeutende Persönlichkeit in Erinnerung hatte und nun als großsprecherischen Schwächling oder doppelzüngigen Verräter ansehen mußte, noch einmal zu sehen. Ich lehnte unter einem Vorwand ab.

Bei meinen Besuchen in Italien inspizierte ich nicht nur die Grenze, sondern hatte auch mit Rahn und den Gauleitern Hofer und Rainer lange Besprechungen. Ich sollte vermitteln, wenn die Gauleiter glaubten, von Rahn für ihre Aufgaben zu wenig

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Geld zu bekommen. Hofer hatte als Gauleiter von Tirol zusätzlich die Verwaltung von Südtirol bis zum Gardasee, Rainer als Gauleiter von Kärnten die von Istrien mit Triest und Udine, Görz und Aquileja übertragen bekommen. Hitler hatte ihnen den Auftrag erteilt, eine zielbewußte Eindeutschungspolitik zu betreiben. Dem Botschafter Rahn hatte er dagegen gesagt, diese Gebiete sollten weiter zu Italien gehören, müßten aber aus militärischen Gründen während der Dauer des Kriegs in deutschen Händen sein. Diesen Standpunkt vertrat Rahn mit Geschick und Überzeugung gegenüber dem Duce. Mit bewußter Doppelzüngigkeit betrog Hitler nicht nur seine nächsten Mitarbeiter, sondern auch seinen Freund Mussolini. Hitler war bereit gewesen, auf Südtirol zu verzichten, und veranlaßte auch in den ersten Kriegsjahren Südtiroler, ihre Heimat zu verlassen. Sie sollten in anderen Grenzgebieten günstig angesiedelt werden. Allerdings folgten nicht viele dieser Verlockung. Je länger Mussolini an der Brenner-Grenze sein verräterisches Spiel trieb, umso mehr reute Hitler der Entschluß, ihm das schöne, seit altersher deutsche Land zu lassen. Als dann Italien von seinem Kriegsgegnern abfiel, machte Hitler in seiner Südtirol-Politik eine Kehrtwendung um 180 Grad.

Die beiden "Fürstentümer", wie man allgemein die unter der Verwaltung der Gauleiter stehenden italienischen Gebiete nannte, erhielten die Deckung für ihre Normalausgaben, Bezahlung der Beamten und die sachlichen Schul- und Verkehrsaufgaben, aus den Kassen des italienischen Finanzministeriums, wie alle anderen Gebiete auch. Nun gab es aber Fonds für Ausgaben, die nicht zwangsläufig sind, sondern dem Ermessen unterliegen, z.B. zur Unterstützung einer in Not geratenen Gemeinde, und Ausgaben, für die im Etat nichts vorgesehen war, die aber aus zwingenden Gründen geleistet werden mußten, z.B. Wiederherstellung einer eingestürzten Brücke. In beiden Fällen verlangten die Gauleiter, besser behandelt zu werden als die übrigen Gebiete. Das lag im Zuge ihrer Eindeutschungspolitik. Sie begnügten sich daher nicht mit den Zuschüssen, die das italienische Finanzministerium zur Verfügung stellte, sondern for-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

derten zusätzliche Mittel von Rahn aus dem 7 Milliarden-Lire "Beitrag für den gemeinsamen Krieg", den Mussolini monatlich anstelle der von besetzten Gebieten aufzubringenden Besatzungskosten an Deutschland zahlen mußte. Der Botschafter verlangte eine genaue Begründung der Forderung und eine spezialisierte Abrechnung der tatsächlich geleisteten Ausgaben. Das brauchte er, um dem Duce jederzeit genaue Auskunft geben zu können. In Wirklichkeit wollte Rahn mehr; er wollte die Gauleiter durch die finanzielle Beaufsichtigung an den Zügel bekommen. Das wußten die Gauleiter natürlich auch und lehnten deshalb Rahns Verlangen entschieden ab. Bekamen sie von ihm kein Geld, wollten sie es von mir haben. Ich setzte ihnen auseinander, Lire-Ausgaben könnten nur den Duce-Milliarden entnommen werden. Es bleibe ihnen nichts übrig, als sich mit Rahn zu einigen. Dann riefen mich beide gewissermaßen als Schiedsrichter an.

Zweimal habe ich in stundenlangen Besprechungen zwischen ihnen vermittelt. Der schwierigste Kontrahent war Rainer, der als Rechtsanwalt an lange Sitzungen gewöhnt war. Der polternde Hofer stand nur eine gewisse Zeit durch. Auch Rahn, der anfangs mit Geschick und Schwung focht, ließ im Laufe der Verhandlungen nach. Eine Einigung war eigentlich gar nicht möglich, da der Gegensatz auf zwei sich widersprechenden Weisungen Hitlers beruhte. Nur durften die Gauleiter den ihnen gegebenen Befehl nicht zugeben. Sie waren zum Schweigen verpflichtet. Insofern waren sie taktisch im Nachteil. Ich konnte daher eine einigermaßen befriedigende Regelung erzielen. Die Quellen beim italienischen Finanzminister sollten vollständig ausgeschöpft werden. Die Gauleiter mußten ihre Anträge an Rahn begründen. Ich übernahm die Kontrolle der effektiv geleisteten Ausgaben. Erklärte Rahn, wegen des Vorrangs der militärischen Ausgaben die Forderungen der Gauleiter nicht erfüllen zu können, mußte Hitler entscheiden. Dazu ist es nicht gekommen. Ich vereinbarte mit Rahn, wir würden bei der Behandlung der Anträge eng zusammenarbeiten. Schließlich waren alle Beteiligten ganz zufrieden, und es kam auf dieser Grundlage

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

bis zum Schluß zu keinen Reibungen mehr.

Ich fuhr mit Rainer vom Gardasee nach Triest. Wir besuchten unterwegs Venedig und den Dom von Aquileja, der sich auf den Fundamenten eines römischen Tempels erhebt und dessen Erzbischof deutsche Kaiser einmal zum Gegenspieler des "Bischofs von Rom" machen wollten. Die Wappen deutscher Fürsten und Adelsgeschlechter, die im Altarraum das ganze Rund umkränzten, erinnerten an eines der großartigsten und tragischsten Kapitel der deutschen Geschichte. Kurz vor Triest liegt, von schönen Gärten umgeben, mit einem wundervollen Ausblick auf die sich im Bogen weit ins Meer vorschwingende Küste, das Schloß Miramare, in dem der Erzherzog Maximilian vor dem mexikanischen Abenteuer, das ihn das Leben kosten sollte, residierte. Dem italienischen Prinzen, der nur das Schloß bewohnte, führte, als er es umbauen ließ, kein Genius des Geschmacks die Hand. Aber die unvergleichliche Lage machte es noch immer zu einem einzigartig schönen Besitz.

In Triest klagten, wie man mir erzählte, die meisten Bewohner über die Korruption und die schlechte Verwaltung der Italiener. Unter dem Faschismus seien sie vom Regen in die Traufe gekommen. Sie liebten auch die Deutschen nicht, hofften aber, in der Erinnerung an die österreichische Zeit, wenigstens auf eine anständige Verwaltung. Bei einem Tee, den Rainer mir gab und zu dem er die Triester Werft- und Reedereibesitzer eingeladen hatte, waren die Gäste, die übrigens allen Ländern Europas entstammten - neben mir saßen Griechen und Iren, im Ersten Weltkrieg Offiziere der KuK Armee -, übereinstimmend der Ansicht, Triest müsse eine unabhängige Stadt werden. Gehöre die Stadt Italien, Serbien oder Deutschland, werde sie einen Streitapfel zwischen den Mächten bilden, während sie allen dienen und eine Brücke bilden könne. Die Geschichte Triests nach 1945 hat die Befürchtungen dieser Männer bestätigt; man tat das Denkbar Schlimmste, nach endlosen Streitereien teilte man Triest: Italien bekam die Stadt, Jugoslawien das Hinterland.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Nach der Rückkehr Rainers in seinen Gau besichtigte ich den Grenzschutz, der in Kärnten und Steiermark an der neuen Grenzen stand. Nach der Niederwerfung Jugoslawiens 1941 hatte man Kroatien zum unabhängigen Staat gemacht und Slowenien aufgeteilt. Laibach und Umgebung fielen an Italien, die Räume östlich und nordöstlich davon an Steiermark, die Oberkrain an Kärnten. Durch eine überflüssige und überhastete Aussiedlung trieb man die Slovenen in die Aufstandsbewegung. Die Grenzen standen in dauerndem Kampf mit Partisanen, die aus den unzugänglichen Wäldern der Krain diesseits und jenseits der Grenze die Deutschen überfielen. Da kein Militär in diesen Gebieten stand und die Polizei nur schwach war, lag die Hauptlast der Kämpfe auf dem Grenzschutz. Er hatte große Verluste, und der Gefallenenfriedhof in Veldes füllte sich.

Ich war daher besonders häufig an dieser Grenze, auch weil es die einzige Stelle war, an der der Grenzschutz die Befehle für den taktischen Einsatz nicht vom Militär, sondern von Himmler erhielt. Der dortige höhere SS- und Polizeiführer sollte die Verteidigung des Gebiets unter Zusammenfassung aller Kräfte organisieren. Deshalb wurde ihm der Grenzschutz taktisch unterstellt, während er disziplinarisch und personell weiter dem Finanzminister unterstand. Er wurde also auch hier nicht in die Polizei eingegliedert, was Himmler seit Jahren für den ganzen Grenzschutz verlangte. Der Krainer Polizeiführer begründete mit Recht in seinen Berichten die Unmöglichkeit, die Partisanen niederzukämpfen, mit der Schwäche der eigenen Kräfte. Aber er zog die falsche Schlußfolgerung, bei einer besseren Organisation, also die Verschmelzung von Polizei und Grenzschutz, würde es möglich sein, die gefährdeten Gebiete zu sichern. Das war eine tendenziöse Darstellung, die Verschmelzung hätte keinen Mann mehr aufgebracht. Aber die Berichte gossen Wasser auf Himmlers Mühlen.

Anfang 1944 sollte die Zollkontrolle an den dortigen Grenzen verschärft werden. Das Militär empfand es als nicht tragbar, daß Soldaten von Nichtsoldaten kontrolliert würden. An den

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

größeren Übergängen, über die alle militärischen Transporte geleitet wurden, setzte man daher militärische Kommandos zu ihrer Nachprüfung ein. Meine braven Grenzer sahen mit Verblüffung, daß für die Leistung eines Teils der Gesamtarbeit, die sie bisher zu dritt bestritten hatten, nun 1 Offizier, mehrere Feldwebel und 15 Mann eingesetzt wurden. Ich wußte schon aus dem Ersten Weltkrieg, daß das Militär für solche Aufgaben Menschenverschwendung betreibt, und wandte mich scharf gegen diesen Unfug. Aber selbst die "Heldengrafkommission" des Generals von Unruh, den Hitler mit besonderen Vollmachten zur Personaleinsparung ausgestattet hatte, griff nicht ein. Der kluge Mann machte bei der Durchführung seiner Aufgabe zwei Fehler. Einmal verließ er sich zu leicht auf die Vorschläge von Außenseitern. So flüsterte ein Industrieller, der wahrscheinlich bei einer Betriebsprüfung viel hatte nachzahlen müssen, bei einer Reise dem General ins Ohr, durch Einstellung der Betriebsprüfung könnten Zehntausende von Menschen eingespart werden. Unruh telegraphierte an seinen Berliner Vertreter, die Betriebsprüfung sei sofort einzustellen. Ich hatte Mühe, den eigensinnigen General davon zu überzeugen, daß Interessenten ihn falsch informiert hätten, die Menschenersparnis sei weit übertrieben, aus finanziellen Gründen könne ich auf die Betriebsprüfung keinesfalls verzichten. Sein zweiter Fehler war, daß er - aus Berechnung oder Überzeugung - an keine Stelle heranging, die mit der Partei zusammenhing.

Bei seinem ersten Besuch eröffnete er mir, ich könnte 50.000 Grenzer an die Armee abgeben, denn die Grenzen würde die Polizei übernehmen. Ich fragte ihn lachend, ob er sich dieses interessante Geschäft reichlich überlegt habe. Denn nun würde er für die Polizei mindestens 100.000 Menschen beschaffen müssen. Wenn sie die Grenzen übernähme, müsse sie auch Menschen haben, sie zu besetzen. Da sie statt des eingearbeiteten Grenzschutzes nur uneingearbeitete Menschen habe, brauche sie mehr, zumal die Polizei nicht so sparsam mit Menschen arbeite wie ich. Unruh sah mich unsicher an, das habe man ihm anders dargestellt. Ich unterbrach ihn, daran hätte ich keinen Zwei-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

bel, aber seine Information sei falsch, und er habe den alten Grundsatz nicht befolgt: audiatur et altera pars! Er kam nicht wieder darauf zurück. Aber ich fand bei ihm keine Hilfe, weder im Kampf gegen die SS noch gegen die aufgeblähte Grenzkontrolle des Heeres. Als ich dem Grafen Stauffenberg, der damals Chef des Stabes des Ersatzheeres war, das Problem auseinandersetzen ließ, brachte er die Sache bald in Ordnung.

Stauffenberg unterstützte mich auch gegen die ständigen Bemühungen Himmlers, den Grenzschutz der Polizei einzuverleiben. Er parierte solche Angriffe u.a. durch den Hinweis auf die große Zahl guter Unterführer, die der Grenzschutz bereits an das Heer abgegeben habe. Wenn er dann erneut eine starke Abgabe verlangte, versuchte Hossfeld, die Zahl auf eine erträgliche Höhe herabzuhandeln. Aber Abgaben mußten weiter geleistet werden. Ich hatte auf meinen Grenzbesichtigungen auch festgestellt, daß wir dazu in der Lage seien. Ich traf eine Reihe von Reservisten, die ohne weiteres in der Lage waren, eine OAST zu führen. Wir wären schon seit längerer Zeit bemüht, den Reservisten ein Aufsteigen zu ermöglichen. Hilfs-Zollbetriebsassistenten konnten zu Hilfszollassistenten, eine begrenzte Anzahl von ihnen zu Hilfszollsekretären befördert werden. Die Außenstellen machten hiervon mit gutem Erfolg Gebrauch.

Aber mir gelang nicht, eine Änderung der entsetzlichen Bezeichnungen zu erreichen. Für den "Hilfszollbetriebsassistenten" hatte sich an der Grenze die Abkürzung "Hizbass" eingebürgert. Sie versetzte Hossfeld in Weißglut und wurde von ihm kategorisch verboten, wahrscheinlich ohne Erfolg, denn die vorgeschriebene Bezeichnung war wirklich zu lang und umständlich. Hossfeld zuckte immer zusammen, wenn auch ich in Besprechungen das Kürzel gebrauchte. Aber eine Änderung der Amtsbezeichnungen konnte nicht auf die Zollreservisten beschränkt bleiben. Wegen der übrigen Beamten mußte das Innenministerium beteiligt werden. Dieses schwierige Problem im Kriege anzupacken, lehnte das Innenministerium ab.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Wie schwer es ist, eine von der festen Überlieferung abweichende Regelung ein- und durchzuführen, hatte das Beispiel der Uniform gezeigt. Da im Ernstfall der VGAD (Verstärkter Grenz-Aufsichts-Dienst) eine dem Heer taktisch unterstellte, halbmilitärische Einrichtung wurde, hatte das OKW verlangt, daß bei ihm die grüne Zolluniform durch die feldgraue Uniform ersetzt werden sollte. Sie entsprach in allem der Wehrmachtsuniform und unterschied sich von ihr nur durch ein grünes Ärmelband und die Rangabzeichen am Kragen und auf den Schultern. Nun hatte Hitler angeordnet, daß keine anderen Uniformen zu Verwechslungen mit der Wehrmacht führen, daß insbesondere offiziersähnliche Rangabzeichen nicht eingeführt werden dürften. Das ging so weit, daß auf seinen ausdrücklichen Befehl bei der blauen Beamtenuniform die Schulteraufschläge wieder entfernt werden mußten, obwohl sie nur eine ganz geringe Ähnlichkeit mit Offizier-Epauletten hatten. Es wären einfache Schnüre, die durch Farbe, Dicke und Zahl der Knoten den Rang angeben sollten. Das auf dem linken Unterarm anzubringende Abzeichen ließ erst bei einem Blick nach unten erkennen, ob man einen Vortragenden Rat, einen Ministerialdirektor oder einen Minister vor sich hatte. Dem Botschafter von Mackensen, der den Duce zu einem Treffen auf den Brenner begleitete, von dem Verbot der Achselschnüre noch nichts wußte und sie daher stolz trug, wurden sie unmittelbar vor der Audienz vor Hitlers Tür mit dem Messer abgeschnitten, da Hitler sonst, wie man dem bestürzten Botschafter zur Erklärung sagte, ihm eine schreckliche Szene machen würde. Achselstücke waren einer von Hitlers Tollpunkten.

So kam es zu einem grotesken Kampf um die "Generals"-Abzeichen bei der Zolluniform, also um die Kennzeichnung des Ministers, des Staatssekretärs, des Generalinspekteurs und der Oberfinanzpräsidenten. Ich überließ den Kampf Hossfeld, der ihn mit dem ganzen Ernst durchfocht, den Männer seiner Art auch für untergeordnete Fragen aufbringen. Als die Zolluniform eingeführt wurde, gab es noch keine Beamtenuniform. Bei allen festlichen Gelegenheiten, bei denen die Herren der in-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

neuen Verwaltung als "Ehrenführer" der SA oder SS, die Ober- oder Zoll- und Postdirektionspräsidenten in den Uniformen des Zoll- und Postschutzes auftraten, nahmen sich nur die Oberfinanzpräsidenten in ihrem einfachen Zivil wie gerupfte Spatzen unter Goldfasanen aus. Jetzt ergab sich eine willkommene Gelegenheit, auch ihnen eine würdige Uniform zu verschaffen. Hossfeld kämpfte erbittert für sich und seine Kollegen um die Ausgestaltung des Schulterstücks. Sein Gold sollte erkennen lassen, daß der Träger zur Rangklasse der Generäle gehörte. Aber, wußte Meissner ein, der die für Uniformen zuständige Stelle war, es dürfe nicht so viel Gold sein, daß eine Verwechslung mit Generälen möglich sei. Man kämpfte also um die Zahl der goldenen Fäden, die in das grüne Schulterstück eingeflochten werden durften.

Als Hossfeld sich endlich mit Meissner und dem OKW geeinigt hatte, wurden wiederholt neidische Zivilisten, die überhaupt keine Uniform besaßen oder deren Uniform keine so vornehme Anspielung auf den Generalsrang aufwies, oder eifersüchtige Generäle, die über der Exklusivität ihrer Rangabzeichen wachten, bei Hitler vorstellig, der denn auch die Uniform und die Bestimmungen über den Kreis der Tragberechtigten wiederholt ändern ließ. Nach der dritten oder vierten Änderung schien endlich Ruhe einzutreten. Aber das Unglück wollte, daß Hitler bei seinem ersten Besuch in Danzig im Herbst 1939 auf den Oberfinanzpräsidenten Hoppenrath stieß, der für diese feierliche Gelegenheit die Zolluniform angelegt hatte. Das paßte in keiner Weise zu seiner voluminösen Figur und den dicken Gesicht, das in seiner Lustigkeit, Joviälität und Lebensfreude an Falstaff erinnerte. Hitler explodierte und verbot die Uniform vollkommen. Der zähe Hossfeld mußte von vorn anfangen und gewann nur schrittweise wieder Boden. Schließlich wurde das Uniformtragen auf den unmittelbaren Grenzdienst beschränkt, und das Schulterstück behielt nur ganz wenige Goldfäden. Der Verlust wurde für die Oberfinanzpräsidenten durch die inzwischen eingeführte Beamtenuniform ausgeglichen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Von meinen Besuchen des Zollgrenzschutzes brachte ich stets eine unbegrenzte Hochachtung für die menschliche Haltung und berufliche Pflichterfüllung der Beamten mit heim, die ihn leiteten und ihm das Gepräge gaben. Es war das Verdienst der Bezirkszollkommissare und vor allem der Befehlsstellenleiter, wenn mir in ungezählten Schreiben militärische Stellen die Anerkennung für die Tätigkeit des Grenzschutzes, vor allem für die charakterliche Anständigkeit und Sauberkeit der Grenzer ausgesprochen wurde. Unter den Befehlsstellenleitern, denen etwa 10 Kommissariate unterstanden, waren prächtige Männer, die eine erstaunliche Sicherheit des Auftretens besaßen, sich von keinem General und keinem SS-Führer imponieren ließen und mit überlegener Ruhe und menschlicher Weisheit die Männer ihres Bereichs wirklich "führten".

Es war immer eine Herzensfreude für mich, in den Pyrenäen solch einen Mann wiederzusehen, den ich das letzte Mal im Schneesturm im polnischen Winter getroffen hatte, oder einem Beamten in Oberitalien zu begegnen, dem ich zuletzt an der bulgarischen Küste oder in den Karpathen die Hand gedrückt hatte. Trotz ihres verantwortungs- und entsagungsvollen Dienstes, der ihnen schwere Entscheidungen auferlegte und wenig Anerkennung einbrachte, sind nur wenige ihrer Aufgabe nicht gerecht geworden, die meisten haben sie vorbildlich erfüllt. Auch an den fernsten Grenzen spürte man den Korpsgeist, der der Zollverwaltung das Gepräge gab, den kameradschaftlichen Halt, aber auch das starke Selbstbewußtsein, über das sich die Männer der Schwesterverwaltung, die Steuerbeamten, oft zu beklagen hatten. Dem Staatssekretär Reinhardt, dessen Lieblingskind die Steuerverwaltung war und der dem Zoll gegenüber nur stiefmütterliche Gefühle aufbrachte, gab dessen Exklusivitätsgefühl stets einen Stoß ins Herz.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Kapitel 9: Andere Auslandsreisen

Hier seien Berichte über einige Reisen nachgetragen, über die ich nicht schon in anderem Zusammenhang erzählt habe.

Als Hassell noch Botschafter in Rom war, beklagte er sich auf einem Teempfang meiner Cousine, der Malerin Elsa Schwarze von Arnim, auf dem ich ihn traf, bitter über den Strom der Besucher, der sich nach Italien ergoß, und den Troß von Begleitern, den Prominente mitzubringen pflegten. Das werde selbst den Italienern zu viel, die sonst in ihrem Auftreten und der Zahl der Begleiter nicht kleinlich oder bescheiden seien. Dieselbe Klage wiederholte sein Nachfolger Mackensen, der Schwiegersohn Neuraths, den ich aus seiner Zeit als Staatssekretär des AA gut kannte. Diesen Strom nicht ohne Not zu vergrößern, war einer der Gründe, aus denen ich als einziger Reichsminister, wahrscheinlich als einziger der damals führenden Männer Deutschlands, bis 1939 Italien ferngeblieben war. Ein anderer Grund war, daß ich in die damals übliche Verhimmlung Italiens nicht einstimmen konnte. Erst im August 1939 folgte ich einer Einladung meines liebenswürdigen Kollegen, des Finanzministers Graf Thaon di Revel, der mit seiner hochgewachsenen blonden Erscheinung, seiner ruhigen, bedächtigen Art und seiner abgewogenen Sprechweise mehr einem Engländer glich. Um Mackensen keinen Grund zur Klage zu geben, nahm ich nur zwei Referenten als Begleiter mit.

Ich kam noch zweimal mit Thaon zusammen, bei seinem Gegenbesuch in Deutschland und bei einem Vortrag von mir in Mailand. Thaon gefiel besonders der Besuch in Potsdam. Ich pflegte solchen Gästen die Garnisonkirche und Sans-Souci zu zeigen und ihnen ein Frühstück am runden Tisch (höchstens sechs bis acht Personen) im Neuen Palais zu geben. Sie standen dann ganz unter dem Eindruck der Atmosphäre von Potsdam. Thaon wollte ich auch zeigen, daß die den Ausländern viel zu wenig bekannte "Provinz" in Deutschland nicht nur wirtschaftliche, sondern auch kulturelle Spitzenleistungen aufzuweisen hatte. Ich

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

machte mir dann eine Tagesfahrt im Auto durch meine engere Heimat, durch Anhalt. Er war höchst interessiert für die dortige intensiv betriebene Landwirtschaft, den Feldgemüse-, Sämereien- und Rübenbau, sowie für die Junkers-Werke in Bernburg und Dessau. Er sah sich eingehend das damals durch seine Bühneneinrichtung und Raumeinteilung modernste deutsche Theater in Dessau an und begeisterte sich für den Wörlitzer Park, der ja auch tatsächlich einer der schönsten deutschen Gärten ist.

Im Frühjahr 1941 bat mich der ungarische Finanzminister Remenyi-Schneller, in Budapest einen Vortrag über die Kriegsfinanzierung zu halten. Die Ungarn möchten vor allem wissen, wie wir die Finanzierung ohne Erhöhung der Preise durchführten. Ich wohnte auf der Margaretheninsel, wo man vom Fenster des Hotels aus über die weiten Rasenflächen der Insel blickte, über die des morgens, Duft von der Sonne bestrahlt, die Fasanenhähne wanderten, und auf denen geschickt gepflanzte Baumgruppen den Eindruck eines ins Unendliche sich erweiternden Parks machten. Die Insel, die Burg und die großartigen, die Donau säumenden Bauten schufen eine reizvolle Vereinigung von Großstadt und Kurort und machten Budapest zur schönsten Stadt im europäischen Südosten.

Um auch vom übrigen Ungarn einen Begriff zu erhalten, wurde ich zu einem Besuch von zwei Gestüten eingeladen, in denen aus Araberblut herrliche Pferde gezüchtet wurden, für einen Reiter ein unvergeßliches Erlebnis. Im Speisesaal des Kasinos des einen Gestüts hingen die Bilder seiner Kommandeure, alter Kavalleriegenerale. Darunter fiel mir ein tiefbraunes Gesicht mit Habichtnase und Knebelbart auf. Auf meine Frage wurde mir ein türkischer Name genannt. Als Franz Joseph junger Kaiser war, besichtigte er Pferde, die gerade in Arabien eingekauft worden waren. Am Kopf eines Pferdes stand ein Araberjunge, auf ein großes Schwert gestützt. Das sei der Sohn eines Scheichs, der sich von seiner Stute nicht trennen wolle. Der Kaiser wollte sich das Schwert des Kleinen ansehen und griff danach.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Aber der Junge schlug nach seiner Hand. An das Schwert ließe der Junge keinen heran, erzählte man dem Kaiser. Dem gefiel der Junge, er solle aufs Kadettenkorps und Offizier werden. Der kleine Araber wurde Kavallerist, General, einer der treuesten Freunde Franz Josephs und Kommandeur des Gestüts. Fuhr der General nach Arabien, um dort Pferde einzukaufen, legte er die Uniform ab und trug den Burnus eines Araberscheichs. Unter keinem Kommandeur hat das Gestüt so geblüht wie unter dem Araber.

Bei meinen Besuchen in Ungarn machten zwei Männer den stärksten Eindruck auf mich. Der eine war Imredy, Ministerpräsident von 1938 bis 1939, der mir wirtschaftlich und politisch der klügste Kopf zu sein schien. Der andere war Bardossy, Außenminister von 1939 bis 1941 und selbst Ministerpräsident 1941 bis 1942, der mir menschlich den sympatischsten Eindruck machte. Er sprach lange mit mir über die Engländer, für die er eine besondere Vorliebe empfand, und über etwaige Möglichkeiten, mit ihnen doch zu einer Verständigung zu gelangen. Ein kluger und persönlich anständiger Mann war auch Remenyi-Schneller, der in allen Kabinetten von 1938 bis 1944 den Posten des Finanzministers bekleidete und mit dem ich mich immer gut verstand.

Ein Besuch beim Reichsverweser Horthy auf der Burg spielte sich nach einer farbenprächtigen und wirkungsvollen Zeremonie ab, bei der ich von einem in bunte und glitzernde Uniform gekleideten Adjutanten einem noch bunteren übergeben wurde. Horthy selbst war dann um so natürlicher, machte trotz seines Alters einen in seiner Frische und Lebhaftigkeit förmlich jugendlichen Eindruck und unterhielt sich mit mir über die Finanzierung gewisser Bahnbauten, die ihm am Herzen zu liegen schienen. Ich wurde das Gefühl nicht los, daß er in dieser Frage Schwierigkeiten mit seinem Finanzminister hatte und von mir eine Bestätigung seiner Auffassung haben wollte. Imredy, Bardossy und Remenyi wurden 1946 in Budapest hingerichtet. Horthy traf ich nach 1945 als Gefangenen wieder, er trug sein

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Schicksal mit Würde und war unverändert.

Am Abend vor dem Vortrag 1941 gab der Finanzminister im größten Hotel Budapests ein Festessen, zu dem etwa 90 Menschen erschienen. Es war eine Schaustellung von Schmuck, wie man sie in wenigen anderen Gesellschaften Europas finden konnte. Das Essen, bei dem es zum Schluß Erdbeeren mit sehr viel Schlagsahne gab, war typisch für die ungarische Einstellung. Man wollte sich den Lebenszuschnitte durch den Krieg nicht verkümmern lassen. Man lebte bis in das Jahr 1944 hinein wie im tiefsten Frieden. Als die Brennstoffknappheit bereits einen bedrohlichen Grad erreicht hatte, kamen die Magnaten noch immer zu den großen Jagden mit eigenen Flugzeugen an. Die Ungarn wollten die Vergrößerung gern annehmen, die ihnen das Schicksal durch die Deutschen in den Schoß zu werfen schien, aber sie wollten nicht dafür kämpfen.

Wenige Wochen vor meinem Vortrag hatte sich der hochkultivierte, feinbesaitete Ministerpräsident Graf Teleki das Leben genommen. Man sagte, die unheilbare Krankheit seiner Frau sei der Grund gewesen. Aber Remenyi gestand mir in Vertrauen, zu dem Entschluß des Grafen werde das Bewußtsein beigetragen haben, daß er durch Verhältnisse, die stärker waren als er, auf einen Weg gedrängt wurde, gegen den sich sein Gefühl sträubte, an der Seite des Nationalsozialismus gegen Rußland und den Westen kämpfen zu sollen. Es war kein Wunder, daß die Deutschen dem Ministerpräsidenten Kallai (1942 - 1944) nicht über den Weg trauten, mag er nun, um sich eine Rückzugslinie offen zu halten, mit den Gegnern verhandelt haben oder nicht. Jedenfalls beseitigte man ihn durch ein recht rücksichtsloses Verfahren, um nach zwei kurzen Übergangslösungen - 5 Monate lang leitete der fröhliche ungarische Gesandte Stojay, bei dessen Berliner Festen es hoch herzugehen pflegte, das Kabinett in Budapest - die Pfeilkreuzler, die ungarischen Faschisten unter Szalasi, an die Macht zu bringen. Horthy hat mir später unter vier Augen emphatisch bestritten, daß Kallai je an Verrat gedacht habe. Aber wir verstanden unter Verrat eben etwas

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

anderes als er. Horthy nahm als selbstverständliches Recht für sich in Anspruch, Fühler nach der anderen Seite auszustrecken und sich durch eigene Unterhändler Gewißheit darüber zu verschaffen, welche Friedensmöglichkeiten für sein Volk bestanden. Das aber nannten wir Verrat.

Mein Vortrag 1941 fand im ungarischen Parlament statt. Die Organisation war miserabel. Man hatte viel mehr Karten ausgegeben, als der Saal, in dem ich sprechen sollte, Plätze hatte. Als ich kam, begegneten mir Ströme von Menschen, die das Haus wieder verließen. Man hatte auch versäumt, mich abzuholen oder am Eingang des Parlaments zu empfangen. Ich stand schließlich allein und ziemlich verloren oben auf dem Flur des Parlaments, während meine Referenten unterwegs waren und den Präsidenten des Parlaments suchten, der zugleich Präsident der deutsch-ungarischen Gesellschaft war, vor der ich sprechen sollte. Dann kamen sie alle angelaufen, der Präsident, der Finanzminister, der Chef des Protokolls und unzählige Referenten, es regnete wortreiche Entschuldigungen und ich landete schließlich in einem Wartezimmer, in dem der Erzherzog Joseph die Zentralfigur bildete. Zu meiner Überraschung traf ich dort auch den Gauleiter Baldur von Schirach, der zufällig aus Wien herübergekommen war und nun meinen Vortrag mit anhören mußte.

Im Vortragssaal stand meinem Pult ein großer thronartiger Stuhl gegenüber, daneben ein sehr viel kleinerer Sessel. Auf den Thron steuerte Schirach zu, wurde aber auf das Stühlchen verwiesen, auf dem er mit sauersüßer Miene Platz nahm. Auf den Thron setzte sich majestätisch der Erzherzog, der als letzter der Gäste den Saal betrat und feierlich vom Präsidenten dorthin geleitet wurde. In diesen Äußerlichkeiten erwies sich die Anhänglichkeit der Ungarn an die Monarchie. Der Erzherzog, dem aus dem Hals eine bis zur Feldbinde reichende Ordenskaskade quoll - ich konnte nur das Goldene Vlies und den Pour le mérite erkennen - entpuppte sich abends als ein besonders liebenswürdiger, humorbegabter und Deutschland zugetaner Mann. Mit besonderer Liebe und Dankbarkeit sprach er von Seeckt, der bei

ihm Chef des Stabes gewesen war. Ich mußte noch in der Nacht zurück nach Berlin. Kurz danach begann der Krieg gegen Rußland.

Im Jahre 1942 kam ich auf einer Reise nach Sofia, wo ich auf Einladung meines bulgarischen Kollegen Sojiloff einen Vortrag halten sollte, durch Bukarest, hatte dort zwei Stunden Aufenthalt, wurde vom Ministerpräsidenten Mihail Antonescu, dem Namensvetter des Marschalls Johann Antonescu, zum Frühstück eingeladen und vom rumänischen Finanzminister, einem General mit riesigem Monokel, nach Giurgiu an der Donau gebracht, wo man zu Schiff nach Bulgarien übersetzen mußte. Während des Krieges stellten wir in Gestalt einer Pontonbrücke die erste dauernde Verbindung zwischen Rumänien und Bulgarien her. Ich traute weder Mihail noch dem Finanzgeneral über den Weg. Er konnte nicht so begriffsstutzig sein, wie er in unserer Unterhaltung den Anschein zu erwecken suchte. Zuweilen vergaß er sich und zeigte, daß er ein ganz gewiegter Bursche war. Aber natürlich war es ihm völlig unbekannt, daß die Rumänen durch den Krieg schwer an uns verdienten. Rumänien war für uns von jeher ein wichtiger Lieferant von Öl, aber auch von Mais und Weizen. Der Export dieser Nahrungsmittel sank im Kriege immer stärker, obwohl Rumänien gerade in den Kriegsjahren Rekordernten hatte. Mais und Weizen wurden an Schweine verfüttert, und der Fleischkonsum stieg. Das paradoxe Ergebnis war, daß, während im übrigen Europa Ernährungs- und Lebensstandard absanken, sie in Rumänien kräftig stiegen. Die Bauern wollten ihr gutes Korn nicht gegen schlechtes Geld abliefern. Man konnte es ihnen kaum verdenken. Der Lei sank stündig in seinem Werk.

Die Rumänen schoben das ausschließlich den Deutschen in die Schuhe, die durch ihre maßlosen Besatzungskosten die Inflation verschuldeten. Tatsächlich haben wir durch die Ausgaben für militärische Einrichtungen und Verkehrsanlagen in allen besetzten Ländern die Preise in die Höhe getrieben; zu diesen Ausgaben gehörten solche riesigen Pläne wie der Atlantikwall

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

in Frankreich und die Nordsüdstraße in Norwegen. Die Inflation hatten wir überall zu bekämpfen. Doch bei dem Bemühen, auch die rumänische Währung intakt zu halten, fanden wir keine Unterstützung bei den Rumänen selbst. Es hätte eine ganze Menge von Mitteln gegeben, durch eine energische Preis- und Steuerpolitik die Inflation einzudämmen oder gar nicht erst entstehen zu lassen. Aber die rumänischen Staatsmänner hatten nicht die geringste Lust, unpopuläre Maßnahmen zu ergreifen. Mein Monokelträger konnte überhaupt nicht verstehen, was ich meinte.

Es war viel bequemer, dem deutschen Verbündeten das Fell über die Ohren zu ziehen, wenn er es sich gefallen ließ. Merkwürdigerweise ließ er es sich gefallen. Während die deutsche Führung es an Härte und Rücksichtslosigkeit gegenüber anderen Ländern nicht fehlen ließ, zeigte sie auf bestimmten Gebieten eine geradezu unbegreifliche Schwäche und Nachgiebigkeit. So mußten wir, da wir die Entwertung der rumänischen Währung nicht berücksichtigten, Öl und Getreide in Rumänien zu Preisen einkaufen, die ein Mehrfaches der Friedenspreise ausmachten, während sie uns für Landmaschinen u.ä. nach wie vor nur die Friedenspreise bezahlten. Für ein bestimmtes Quantum industrieller Erzeugnisse, die wir nach Rumänien einführten, erhielten wir als Gegenleistung nur noch etwa ein Drittel der rumänischen Produkte, die wir im Frieden dafür erhalten hätten. Es war einfach grotesk. Auf diese Weise erhöhte sich dauernd der Betrag, den wir durch Warenlieferungen nicht abdecken konnten und daher den Rumänen schuldeten. Diese "Clearing-Schuld" stieg in die Milliarden Mark, während wir bei richtiger Preisbemessung überhaupt nichts geschuldet, wahrscheinlich sogar eine Forderung gehabt hätten. Unter Berufung auf diese "riesenhafte Verschuldung" Deutschlands verlangte Mihail Geldzahlungen und kürzte die Lieferung an Öl und Nahrungsmitteln. Bei uns aber schlug keiner auf den Tisch, wir durften nicht einmal den Sachverhalt klarstellen und eine Anpassung der Preise verlangen.

Der Grund war: Hitler hatte für diese Dinge kein Interesse und kein Verständnis. Wenn der Marschall Antonescu ihm einmal wie-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

der über Schwierigkeiten bei den Lieferungsverträgen verklagte, gab er entweder sofort nach oder ordnete an, bei den Verhandlungen den Rumänen entgegenzukommen. Dann waren dem Gesandten Clodius, der im Auswärtigen Amt diese Verhandlungen führte, die Hände gebunden. Er war sowieso lieber auf Reisen, als daß er sich zu Hause mit unverständigen Leuten herumstritt. Ribbentrop dachte auch nicht daran, bei Hitler vorstellig zu werden. Und vom Wirtschaftsministerium, wo die Referenten bis hinauf zu Funk die Hände rangen, ließ sich Hitler keinen Vortrag halten. Unsere Schwäche wurde von der anderen Seite reichlich ausgenutzt und sicher herzlich belacht. Ob auch der Marschall das bewußt tat, oder, wie Hitler, von diesen Dingen nichts verstand und Mihails Klagen und Forderungen gutgläubig vorgebracht hat, weiß ich nicht. Zu bedenken ist, daß er von Mihail weitgehend abhängig war. Der Marschall, dem sonst ein persönlich tadelfreies Leben nachgesagt wurde, hatte einen bösen Eheprozeß gehabt, in dem ihm Mihail als Rechtsanwalt zur Seite stand. Seitdem scheinen Bindungen zwischen Marschall und Namensvetter bestanden zu haben. Die 1971 erschienenen Erinnerungen des Grafen Hans von Holtzendorff "Landsknecht und Hofnarr" zeigen, daß weder Hansel, der eine zeitlang Adjutant des Marschalls gewesen zu sein scheint, noch sein Schwiegervater, der Gesandte Killinger, auch nur die leiseste Ahnung von den Wirtschaftsproblemen im Verhältnis von Rumänien und Deutschland hatten. Ich kam auf meiner Fahrt nach Giurgiu meinem Finanzgeneral nicht näher.

Beim Frühstück in Bukarest traf ich Killinger wieder, den ich Jahre vorher, im Juni 1934, zum letzten Male gesehen hatte. Am 30.6.1934 ging das Gerücht, daß der sächsische Gauleiter Mutschmann, ein besonders unangenehmer Typ, den Ministerpräsidenten von Killinger, mit dem er sich nicht stand, habe umbringen lassen. Ich hatte Killinger bei einem Vortrag vor Industriellen in Dresden flüchtig kennengelernt. Nach dem Vortrag hatte ich ein paar längere interessante Gespräche mit sächsischen Wirtschaftsführern gehabt. Am Tag nach dem Putsch war ich zu einem Vortrag bei Göring bestellt. Im "Wartezimmer"

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

traf ich einen Herrn, der mich wie einen alten Bekannten begrüßte und sich sofort mit mir über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Sachsen zu unterhalten begann. Ich ahnte nicht, wer er war, nahm aber als sicher an, daß er einer der Dresdener Industriellen sei, mit denen ich mich in Dresden so gut unterhalten hatte. In einer Gesprächspause fragte ich ihn, ob es wahr sei, daß Killinger den Tod gefunden habe. Er lachte, nein, das sei weit übertrieben. Er war es selbst. Aber er war wohl nahe dran gewesen. Ministerpräsident blieb er nur bis 1935. Dann ging er in den Auswärtigen Dienst, wo er von 1941 bis 1944 Gesandter in Bukarest war.

Bei meinem Besuch in Sofia machten die Audienz beim König und die Besichtigung der Kathedrale auf mich den stärksten Eindruck. König Boris war mir als klug geschildert worden, zugleich als ein Mann, der nicht gern starke Männer in seiner Regierung hatte, sondern Männer, die er durch seine geistige Überlegenheit oder durch die Furcht vor den von ihm in der Reserve gehaltenen starken Männern nach seinen Weisungen handeln lassen konnte. Ein solcher, dem König gefügiger Mann war wohl der Ministerpräsident Filoff, ein würdiger Gelehrter, Archäologe, aber politisch dem König sicher unterlegen. Daß Boris tatsächlich klug war, merkte ich bei der Unterhaltung. Er begründete, beinahe entschuldigend, weshalb sein Volk nicht in den Krieg eintreten könne. Es sei für ihn ganz unmöglich, die Bulgaren gegen Rußland ins Feld zu führen. Ein beträchtlicher Teil des Volkes, vielleicht ein Drittel, sei kommunistisch eingestellt. Darüber hinaus sähe fast das ganze Volk in Rußland den großen Befreier von Türkenjoch. Ob es der Zar oder Stalin seien, die Bulgaren fühlten eine rassische Verbundenheit und eine tiefe Dankesschuld gegenüber den Russen und ließen sich in keinen Krieg gegen sie treiben. Wenn Bulgarien gegenüber der Türkei Gewehr bei Fuß stehe, erfülle es eine Aufgabe, die für Deutschland wichtiger sei, als ein erzwungener Eintritt in den Krieg. Besonders beeindruckend war die Bestimmtheit, mit der Boris sagte, der Krieg sei in England beschlossene Sache gewesen, Hitler habe sich nur den für

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ihm günstigsten Termin aussuchen können. Diese Erfahrung habe er nach einem vierwöchigen Urlaub 1938 aus England mitgebracht und Hitler sofort mitgeteilt.

Es schien sich herumgesprochen zu haben, zu welcher Zeit ich die Kathedrale besuchen würde. Als ich vorfuhr, wartete am Haupteingang schon eine große Menschenmenge, die mich freundlich begrüßte und mir in die Kirche folgte. Ein Diakonus, zugleich Professor der Theologie und ehemaliger Student an der Leipziger Universität, führte mich. Er wußte erstaunlich gut mit allen Problemen der deutschen evangelischen Kirche Bescheid und fühlte sich mit ihr verbunden. Während er mich führte, setzten wundervolle Chorgesänge der Nachmittagsmesse in dem dichtgefüllten Gotteshaus ein. Es war so schön und so feierlich, daß ich den Geistlichen bat, wir möchten uns ein Weilchen still hinsetzen und nur lauschen. Er tat es gern.

Am letzten Tag meines Aufenthalts setzten mir meine liebenswürdigen Gastgeber eine Fasanenjagd vor. Die Jagd in einem zwei Stunden von Sofia entfernten Revier war eine etwas wilde Angelegenheit. Wir stapften in hohen Gummistiefeln durch das Wasser, das in den quadratisch abgeteilten und von einem kleinen Erdwall umgebenen Reisfeldern stand. Jeder der 10 Schützen wanderte für sich, begleitet von einem Jäger und einem Hunde, der 200 m und mehr vor dem Schützen herumstöberte. Der Jäger stieß zuweilen aufgeregte Rufe aus und zeigte auf einen am Horizont verschwindenden Fasan, den der Hund hochgemacht hätte. Ich bedeutete ihm, er solle die Bestie an sich nehmen, da ich sonst nie zu Schuß kommen würde. Er gab mir zu verstehen, der Hund werde bald müde werden. Er wurde nicht müde, aber ich wurde es. Das stundenlange Überklettern der Erdwälle in den geborgten Gummistiefeln, die mir viel zu groß waren, war mordsanstrengend.

Als mir daher die Bulgaren beim Frühstück eröffneten, die für den Nachmittag angesetzte Hühnerjagd sei längst nicht so gut wie die Fasanenjagd - ich hatte schließlich doch 4 oder 5 ge-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

schossen - und mir vorschlugen, stattdessen eine in der Nähe gelegene landwirtschaftliche Frauenschule anzusehen, entschied ich mich ohne Besinnen für die Schule. Der Besuch lohnte sich. Hier wurden in einem einjährigen Kursus Mädchen ausgebildet, die später in ihren Dörfern für die Bauersfrauen Lehrer, Berater und Vorbild sein sollten. Sie wurden in allen Künsten praktischer Haus-, Garten- und Stallwirtschaft ausgebildet und lernten dazu alte Volkslieder und -tänze, die sie uns mit Freuden vorführten. Die Mädchen sahen glänzend aus und machten einen frischen vergnügten Eindruck. Das Verhältnis zu den Lehrkräften, die offensichtlich fachliches Können mit pädagogischer Begabung verbanden, schien denkbar gut zu sein. Die Bulgaren waren auf diese Einrichtung mit Recht besonders stolz. Ich bedauerte, daß wir so etwas nicht in Deutschland hatten.

Im Herbst 1942 machte ich einen Besuch in der Slowakei, den ich schon lange versprochen und immer wieder aufgeschoben hatte. In Preßburg wußte man, daß ich mich 1939, als die Vertreter der Slowakei unter Führung des alten Tuka nach Berlin zu Göring zitiert wurden und der neue Staat aus der Taufe gehoben werden wollte, energisch für die Slowakei eingesetzt hatte, und empfing mich besonders freundlich. Vor allem Tuka bewahrte mir seitdem eine große Dankbarkeit, und wir feierten ein frohes Wiedersehen. Nun lernte ich auch den Staatspräsidenten Tiso genau kennen, den klügsten und stärksten Mann in der Slowakei. Von dem wohlbeleibten geistlichen Herrn ging eine Atmosphäre innerer Sicherheit, gelassener Ruhe und einer über menschliche Schwächen erhabenen Weisheit aus. Es war schwer, sich vorzustellen, daß dieser Mann einmal die Fassung verlieren könne.

Der deutsche Gesandte Ludin, der beste der fünf SA-Führer, die Ribbentrop zu Gesandten gemacht hatte, erzählte mir, daß er Tiso nur einmal, und nur für eine halbe Stunde, die Ruhe habe verlieren sehen, als im August 1944 ein bolschewistischer Aufstand unter Führung des slowakischen Verteidigungsministers ausbrach und ein großer Teil des Heeres zu den Rebellen über-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ging. Tiso sah sein Lebenswerk gefährdet und die christliche Kultur, die er als Geistesgrundlage seines Volkes ansah, von den bolschewistischen Geistern bedroht, die Männer seiner eigenen Regierung in vollendeter Kurzsichtigkeit gerufen hatten. Die wenigen deutschen Truppen in Preßburg stellten damals die Ruhe bald wieder her. Tiso, König Boris und Tanner waren die Persönlichkeiten, von denen ich bei meinen Besuchen im Ausland den nachhaltigsten Eindruck empfing.

Im Gegensatz zur rumänischen war die slowakische Regierung Deutschland gegenüber in wirtschaftlichen Fragen aufrichtig und loyal. Die Ratschläge, die wir zur Bekämpfung der Inflation gaben und die naturgemäß immer in scharfer Überwachung des schwarzen Marktes und einem Anziehen der Steuerschraube bestanden, wurden gewissenhaft geprüft und, obwohl sie unpopuläre Maßnahmen bedingten, zu einem erheblichen Teil durchgeführt. Der Finanzminister Prádalinski war ein großer, schwerer, wortkarger Mann, nüchtern und verständig in seinen wirtschaftlichen Anschauungen, klar und sauber in seiner Amtsführung. In seinem bürgerlichen Beruf war er ein mittlerer Gutsbesitzer; ich blieb mal auf einer Durchfahrt über Mittag in seinem Gutshaus und bekam ein Essen vorgesetzt, das an Zahl und Fülle der Gerichte an den Banat erinnerte. In der Tschechoslowakei waren Slowaken nur in begrenztem Umfang in höhere Stellungen gelangt. Es fehlte daher an genügend vorgebildeten slowakischen Beamten. Die Folge war, daß es in der Verwaltung haperte. Um Stellen zu besetzen, mußte man sich entweder mit mangelnder Vorbildung oder mit nationaler Unzuverlässigkeit abfinden. Das sympathische kleine Volk hatte, auch nachdem es selbständig geworden war, keine Zeit, sich als Staat zu organisieren und seine Eignung zu staatlicher Selbständigkeit unter Beweis zu stellen. Die slowakischen Führer, die diesen Versuch gemacht hatten, mußten ihn mit dem Tode büßen. Tuka wurde 1946, Tiso ein Jahr später von den Kommunisten gehängt. Ihr Schicksal teilte Ludin, der sich des slowakischen Problems mit Liebe und hingebendem Eifer angenommen hatte.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Trotz zahlreicher Einladungen habe ich Kroatien nie besucht. Ich hatte dafür zwei Gründe. Die Kroaten wiederholten ständig die gleichen Wünsche, die nicht zu erfüllen waren. Alles, was an Entgegenkommen möglich war, hatten wir längst ausgeschöpft. Ebenso hartnäckig lehnten sie die Ratschläge ab, die wir ihnen für die Bekämpfung der Inflation gaben. Es war keine angenehme Aussicht, als Gast dauernd unter Druck gesetzt zu werden, ständig das Nein wiederholen zu müssen und zu sehen, daß die eigenen Ratschläge von den Gastgebern konstant verworfen wurden. Da war es schon besser, daß die Kroaten alle paar Monate zu mehreren Ministern in Berlin anrückten und stets die gleichen Klagen und Anträge vorbrachten. Tatsächlich befanden sie sich in einer gräßlichen Zwickmühle.

Immer größere Teile des Landes wurden von den Aufständischen Titos besetzt; in den noch nicht besetzten Gebieten, vor allem in der Hauptstadt Agram, blühte ein schwungvoller Schwarzhandel; je weiter die Titotruppen vordrangen, um so höher schwollen die Besatzungskosten an; je stärker die Inflation anstieg, um so mehr verzweifelte und verärgerte Mitläufer folgten Titos Fahnen. Aus diesem verhängnisvollen Kreislauf hätte es nur einen Ausweg gegeben, die Einigung mit der Bauernpartei Matscheks, wahrscheinlich sogar nur die Übernahme der Regierung durch ihn. Daß es zu dieser Lösung nicht kam, lag an den Gewaltmethoden der Ustascha, die von allen rechtsradikalen Organisationen der in den Krieg verwickelten Länder die korrupteste und unerfreulichste war, und an der Persönlichkeit des Poglavnik. Das war der zweite Grund für meine Ablehnung kroatischer Einladungen. Alles, was ich über ihn hörte, war so unerfreulich, daß ich ein Zusammentreffen mit ihm vermeiden wollte.

Mein Kronzeuge war der erste kroatische Finanzminister Cozak, ein kluger und gebildeter Mann, den sein Staatschef als potentiellen Verschwörer oder Nebenbuhler im Ausland "kaltstellte". Der Poglavnik schickte ihn als Gesandten erst nach Budapest, dann nach Berlin. Cozak hielt sich für berechtigt und ver-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

pflichtet, als Vertreter des kroatischen Volks mir persönlich die Verhältnisse in Kroatien wahrheitsgetreu zu schildern. Es waren furchtbare Berichte über die Ustascha und den Poglavnik selbst, den Cozak als einen jeden Verbrechens fähigen Charakter schilderte. Er glaubte nicht an die Aufrichtigkeit der Freundschaft des Poglavnik für Deutschland. Der sei sofort bereit, Deutschland zu verraten, um sich zu retten. Um Cozak nicht zu gefährden, mußte ich in der Verwendung dieser vertraulichen Mitteilungen vorsichtig sein. Außerdem sagte mir der kluge General Glaise von Horstenau, Cozak sei eine durch Intellekt und Charme anziehende Persönlichkeit, aber man dürfe seine Worte und Urteile nicht auf die Goldwaage legen. Ich konnte also nur erreichen, daß man im AA begann, den Poglavnik skeptisch zu beobachten, und die allzu günstige Beurteilung durch den deutschen Gesandten Kasche mit mehr Kritik ansah. Auch die schärfsten Gegner des Poglavnik mußten es ihm lassen, daß er ein mordsgescheiter, geschickter Kerl war, der sich Kasche gegenüber von der besten Seite zeigte und alle ihm zur Last gelegten Schandtaten überzeugend ableugnete. Kasche wird den Listen des verschlagenen Kroaten zu widerstandslos ins Garn gelaufen sein. Männer wie Glaise-Horstenau kannten die Persönlichkeiten, die jetzt in den ehemals zu Österreich gehörenden Gebieten in die Höhe kamen, bis in die letzten Herzensfalten. Man hat von diesem Erinnerungsschatz keinen Gebrauch gemacht.

Als ich 1943 bei der Feier des 25jährigen Jubiläums der Befreiung Finnlands den Festvortrag vor der deutsch-finnischen Gesellschaft halten sollte, gab es eine böse Panne. Wenige Tage vor der Feier fragte Amerika bei den Finnen an, ob sie grundsätzlich zu einem Waffenstillstand mit Rußland bereit und mit einer Vermittlung Amerikas einverstanden seien. Die Finnen fragten zurück, unter welchen Bedingungen die Russen zu einer Verständigung bereit seien. Ribbentrop verdroß, daß sie nicht rundweg abgelehnt hatten, bestellte den Außenminister Ramsay nach Berlin, kanzelte ihn in verletzender Form ab und verlangte, die Finnen sollten sofort, ohne die Antwort

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

der Amerikaner abzuwarten, absagen. Die Finnen erklärten, in der Sache seien sie mit Ribbentrop einig, die Form müßte er ihnen überlassen, sie könnten erst nach der Antwort von Amerika definitiv ablehnen. Ribbentrop rief mich an, vier Tage vor der Feier: da die Finnen nicht die gewünschte Antwort gäben, müsse ich absagen, die Begründung überließe er mir. Ich sagte ab, aber über das Auswärtige Amt, dem ich, ärgerlich, wie ich war, überließ, einen ihm passend erscheinenden Grund anzugeben.

Nach zwei Tagen neuer Anruf Ribbentrops, er habe eine große Bitte, es sei doch so wichtig, daß wir bei der Feier in Helsinki vertreten seien, und es sei noch immer möglich, daß die Finnen den Amerikanern rechtzeitig antworteten. Ich möchte mich daher bereit halten, am nächsten Tage, dem Vortag der Feier, auf Abruf sofort abzufliegen. Ich erklärte, das sei nicht mehr möglich, ich hätte doch abgesagt und auch das Flugzeug bei der Luftwaffe abbestellt. Aber das AA stellte fest, die Absage sei den Finnen noch nicht übergeben; der kluge Gesandte Zechlin, der seinen Herrn und Meister kannte, hatte sie in seinen Schreibtisch gelegt, in der Erwartung, das werde sich bis zur letzten Minute noch dreimal ändern. Ribbentrop stellte mir sein eigenes Flugzeug zur Verfügung. Und dann klappte es tatsächlich in der letzten Minute. Die Finnen hatten die Amerikaner dringend gebeten, doch im Laufe des vormittags zu antworten, und alles, was dann weiter zu geschehen hätte, vorbereitet. Die Amerikaner antworteten, wie die Finnen erwarten hatten, sie kennten die Bedingungen der Russen nicht. Darauf lehnten die Finnen den Waffenstillstand ab und benachrichtigten Zechlin. Der meldete das nach Berlin, verschwieg dabei aber wohlweislich, daß sie erst nach dem Bescheid der Amerikaner geantwortet hätten. Ribbentrop war ausgepunktet, und die Bahn für mich frei.

Beim Jubiläumsfestessen saß ich neben der Frau des Ministerpräsidenten Linkomies. Das Essen war spartanisch einfach: Als Vorgericht ein Stückchen Brot mit Wurst, ohne Butter, als

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Braten Auerhahn, das einzige Fleisch, das nicht rationiert war, als Nachgericht Kronsbeeren. Als dann Nationalkaffee gereicht wurde, ein Getränk, das mit tropischen Produkten weder Verwandtschaft noch Ähnlichkeit aufwies, wickelte Frau Linkomies aus ihrer Handtasche ein kleines Päckchen, das drei Zuckerstückchen enthielt, und gab zwei dem Ehrengast: "Zwei für Sie, eins für meinen Mann". An dieser Art, im Kriege Feste zu feiern, sagte ich danach, könnten sich die Deutschen ein Vorbild nehmen.

Tanner und andere Freunde Deutschlands in Finnland sagten mir, der Skeptizismus, der Zweifel am Sieg und an Deutschland, habe noch nicht weite Kreise des Volks ergriffen und habe noch keine tiefen Wurzeln geschlagen. Er werde sich aber rasch ausbreiten, wenn ihm nicht einwandfreie militärische und politische Erfolge Halt geböten. Die Erfolge traten nicht ein, der Zweifel breitete sich aus, im Parlament wuchs von Monat zu Monat die Zahl derer, die in rechtzeitigen Verhandlungen die einzige Chance erblickten, die ihrem Volk noch verblieb.

Als 1944 die Waage zwischen Weiterkämpfen und Verhandeln schwankte, flog Ribbentrop nach Helsinki und erreichte, daß der Präsident Ryti und die finnische Regierung sich noch einmal entschlossen, an Deutschlands Seite zu bleiben. Aber es war ein kurzer Erfolg, ein Pyrrhus-Sieg, der vielleicht sogar durch den Eindruck der Abhängigkeit Finnlands von Deutschland den Stolz dieses nationalbewußten Volkes verletzt und die Zahl der Gegner des Dritten Reichs vermehrt hätte. Als im August 1944 der Präsident Ryti durch Mannerheim ersetzt wurde, glaubten in Deutschland viele, das bedeute den Entschluß Finnlands zum "totalen Krieg". Mir war klar, daß das im Gegenteil die Entscheidung für den Abbruch des Krieges bedeutete. Nur Mannerheim, der überdies kein Deutschenfreund, zum mindesten kein Nazifreund war, hatte die militärische und politische Autorität, die Wendung zu befehlen und durchzuführen. Tanner hatte mir 1943 gesagt, wir müßten bald im Westen zu einer Verständigung kommen, um im Osten den Bolschewismus ab-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

wehren zu können. Wollten oder könnten wir das nicht, bleibe für uns wie für Finnland nur die Kapitulation.

Von Ribbentrops Sucht, kleinere Nationen zu schulmeistern und zu "bestrafen", bekam ich noch eine saftige Probe. Bei meinem ersten Besuch in Finnland machte ich auf der Hin- wie auf der Rückfahrt in Stockholm beim Gesandten Prinz Wied Station. Auf der Rückfahrt stellte ich mich auf seine Bitte der Presse. Ich hatte keinen leichten Stand, die Abneigung gegen das Dritte Reich war unverkennbar, mir persönlich gegenüber äußerte sie sich in keiner Weise. Ich sagte zu, in Schweden einmal einen Vortrag zu halten. Da die Minister zu einem Vortrag im Ausland die Genehmigung des AA und des Führers brauchten, begann wegen meines Vortrages ein jahrelanges Tauziehen. Ich nahm eine Einladung der deutsch-schwedischen Gesellschaft zu einem Vortrag in Stockholm an. Die deutschfreundlichen Schweden wollten ihn ganz groß herausbringen. Aber kurz vorher erschien in der schwedischen Presse ein Artikel, der Ribbentrop nicht gefiel. Er holte die Rute hervor und strafte das schwedische Volk durch meine Absage.

Nach einiger Zeit kam die zweite Einladung mit der mündlich übermittelten Bitte, dieses Mal dürfe nicht wieder abgesagt werden. Ich nahm erst an, als mir das AA zugesichert hatte, ich würde nicht wieder zu einer Absage gezwungen werden. Wieder große Vorbereitung, wieder eine Panne und heftiger Streit zwischen Ribbentrop und mir, da ich mich weigerte, erneut abzusagen. Hitler mußte entscheiden und entschied gegen mich. Jetzt hatten die Schweden wie ich die Nase voll. Es dauerte lange, bis sich die Schweden wieder rührten. Inzwischen hatte sich das Verhältnis zwischen ihnen und uns wesentlich verschlechtert. Sven Hedin, der Prinz Wied und andere bemühten sich um eine Besserung. So kam die dritte Einladung und nach entsprechender Rückversicherung beim AA meine Zusage. Dieses Mal ließ ich mir die Zusicherung von Ribbentrop selbst geben. Doch der Teufel hatte seine Hand im Spiel. Die Panne trat ein, sie war sogar, wenn ich mich recht entsinne, ernsterer Art,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

und Ribbentrop widerrief seine Zusicherung. Die Referenten bis hinauf zum Staatssekretär von Weizsäcker waren verzweifelt und versuchten, ihren Minister umzustimmen. Wied telegraphierte dauernd, zum dritten Mal den Termin aufzuheben oder zu verschieben sei unmöglich, das würde die deutsche Sache in Schweden schwer schädigen, den Finanzminister, den Gesandten und das AA blamieren; ich versuchte es bei Ribbentrop in allen Tonarten. Es war hoffnungslos, er setzte seinen Dickkopf auf, den er mit Charakter verwechselte, und verschanzte sich hinter seine Straf- und Erziehungstheorie, die er für Außenpolitik hielt. Wieder entschied Hitler für seinen Außenminister.

Als mich später Ribbentrop selbst, unter Anführung aller seinerzeit von Sven Hedin und Wied vorgebrachten Gründe, inständig bat, mich einer nochmaligen Einladung nicht zu versagen, erwiderte ich, das könne ich nur tun, wenn er mir seine Zustimmung vorbehaltslos, endgültig, unter ausdrücklichem Verzicht auf eine clausula rebus sic stantibus, schriftlich erteilte. Er war beleidigt, das sehe wie Mißtrauen aus; es könnten doch Fälle eintreten, in denen der Vortrag nicht gehalten werden könne. Das sei selbstverständlich, entgegnete ich, aber die Entscheidung müsse bei mir liegen. Das wollte Ribbentrop nicht konzedieren. Dann könne ich eben, dabei blieb ich, nach den gemachten Erfahrungen eine erneute Einladung der Schweden nicht annehmen. Zu einem Besuch in Stockholm ist es nicht gekommen.

Der Vortrag, den ich 1943 in Mailand bei Gelegenheit einer Jubiläumsfeier der dortigen Handelskammer hielt, fiel in eine Zeit, in der die Stadt schon von den ersten Luftangriffen heimgesucht wurde, man wegen Kohlenmangels selbst in den ersten Hotels nicht mehr heizte, das Brot durch Beimischung von Sägemehl kaum noch genießbar war und die allgemeine Stimmung entsprechend unter Null lag. Einer der italienischen Kaufleute erzählte, er habe öfter in Deutschland zu tun. Wenn dort die Leute die Köpfe zusammensteckten, "Kennen Sie schon den neuesten?" und dann schrecklich lachten, sei es sicher ein "itali-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

[illegible]scher" Witz. Er habe an sich nichts gegen solche Witze, aber wenn er sie pausenlos hören müsse, gingen sie ihm auf die Nerven. Er sei auch noch deutschfreundlich, aber sonst sei die Opposition gerade in der Mailänder Wirtschaft gegen Deutschland besonders heftig. Mir waren die Eröffnungen, die von dem deutschen Konsul in Mailand, dem Sohn des Ministers Meissner, bestätigt wurden, einigermaßen peinlich. Noch peinlicher war es aber für die Vorstandsmitglieder, die als letzte mit mir den Vortragssaal verließen, daß in der Garderobe mein Mantel fehlte. Er war nicht vertauscht, sondern schlicht geklaut worden. Es blieb offen, ob der Mantel besonders gefallen hatte oder ob dem deutschen Minister ein Streich gespielt werden sollte. Die Sache wurde nie aufgeklärt, der Mantel kam auch nicht wieder zum Vorschein.

Auch vor der deutsch-niederländischen Handelskammer in Amsterdam hielt ich einen Vortrag. Interessant war, daß die Rede, die Rost van Tonningen bei dieser Gelegenheit hielt, in ihrer begeisterten Bejahung des "Reichsgedankens" weiter ging als die vorsichtigen Formulierungen, die der Reichs-Kommissar Seyss-Inquart bedachtsam vom Blatt ablas. Rost hatte ich in den Zoer Jahren in Genf als einen von Wilsons Idealen erfüllten Beamten des Völkerbundes kennengelernt. Dann war er als Kommissar des Völkerbundes in Wien Nationalsozialist geworden, hatte sein Amt in einem weithin beachteten Brief zur Verfügung gestellt, in Holland seinen Beruf als Bankfachmann wieder aufgenommen und sich der Mussert-Bewegung angeschlossen. Von Mussert, dessen Stellvertreter er wurde, trennte ihn eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit. Mussert wollte die Selbständigkeit Hollands erhalten und dort der zweite Hitler werden. Rost hing dem Gedanken des großgermanischen Reiches an, in das er Holland einbezog. So sprach er auch auf dem Festessen der Handelskammer für das Germanische Reich der Zukunft. Das Unglück wollte, daß dieser begeisterte Nazi nicht "reinrassig" war; er hatte Indonesisches Blut in den Adern. Er mußte damit rechnen, daß, wenn es zwischen ihm und Mussert, dem er geistig und charakterlich überlegen war, zum Machtkampf

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

kam, die deutschen Parteidienststellen Mussert's Partei ergreifen würden. In Holland selbst sah man über diesen kleinen Schönheitsfehler hinweg. Auch Seyss-Inquart, der wie die meisten Österreicher in diesen Fragen nicht so orthodox und fanatisch war wie die reichsdeutschen Nazis, stieß sich nicht daran und ernannte Rost zum Leiter der holländischen Nationalbank. Ich fand in ihm einen klugen, fachkundigen, loyalen Partner.

Noch interessanter war für mich ein Gespräch, das ich beim Essen mit einem der Direktoren einer der großen Kolonialfirmen Hollands hatte. Er war kein Anhänger der Mussert-Bewegung, sprach sich vielmehr kritisch und bitter über sie aus. An seine Firma, erzählte er mir, sei von deutscher Seite die Anregung herangebracht worden, durch Kapitalbeteiligung an den zur Erschließung Rußlands, vor allem der Krim, vorgesehenen Gesellschaften Ersatz für die verlorene Betätigung in Übersee zu finden. Die Holländer schrieben damals - es wird 1942 oder 1943 gewesen sein - ihr indonesisches Kolonialreich bereits ab und waren dem Ersatzgedanken gar nicht abgeneigt. Die Gesellschaft meines Gesprächspartners habe an Teeanbau im Großen in der Krim gedacht. Ihm kam es darauf an zu wissen, ob man in Deutschland nur ihr Kapital wolle oder ob sie an die Erschließung Rußlands auch mit Menschen und Erfahrungen herangehen sollten. Für seine Gesellschaft komme nur der letztere Weg in Frage. Mir war das Problem völlig neu. Aber ich hielt es für selbstverständlich, daß eine "Beteiligung" holländischer Kolonialfirmen nicht nur die Hingabe von Kapital, sondern den vollen Einsatz bedeute. Der Reichskommissar, den ich nach dem Essen zu diesem Gespräch hinzuzog, war der gleichen Auffassung. Der Holländer freute sich, bat aber Seyss, diese Ansicht den deutschen Kolonialfirmen mitzuteilen. Denn er habe guten Grund zu der Annahme, daß sie zwar das holländische Geld gern annehmen, aber die holländischen Firmen selbst von jeder Betätigung und Einflußnahme fernhalten möchten.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Kapitel 1o: Das Ende (1944/45)

Unter denen, die wegen des Attentats auf Hitler am 2o. Juli 1944 verurteilt oder angeklagt waren, befanden sich viele Verwandte und gute Bekannte, mein Schwager Fritz Zitzewitz, mein Vetter Schwerin-Schwanenfeld, Kurt Plettenberg, der Vetter meiner Frau, die Grafen Hardenberg, Yorck und Schulenburg, Goerdeler, Hassell, Popitz und zahlreiche Offiziere. Wegen meines Schwagers richtete ich Eingaben an Kaltenbrunner, Lammers und den Oberreichsanwalt Lautz, bat, ihn aus der Haft zu entlassen, und betonte den grundlegenden Unterschied zwischen einer Beteiligung am Attentat, auch wenn sie nur in der Kenntnis bestand, und dem meinem Schwager gemachten Vorwurf, den Posten eines Ernährungsministers in einem Kabinett von Goerdeler zwar abgelehnt, das Angebot aber nicht angezeigt zu haben. Man habe doch wohl, schrieb ich in dem Brief an Kaltenbrunner, die Goerdeler'schen Pläne für "Träumereien an reaktionären Kaminen" halten dürfen.

Am gleichen Tage aber schrieb ich Hitler, mein Schwager sei wegen des Verdachts der Mitwisserschaft an den Vorgängen des 2o. Juli festgenommen und dem Volksgerichtshof zur Aburteilung überstellt worden. Ich fühlte mich verpflichtet, ihm diesen Tatbestand mitzuteilen und es seiner Entscheidung zu überlassen, ob er mich als Reichsminister im Kabinett behalten wolle. Eine Antwort erhielt ich nicht. Mein Schwager wurde nicht entlassen. Die Sitzung des Volksgerichtshofs, in der über ihn geurteilt werden sollte, wurde verschoben. Der Flügel des Gefängnisses in der Prinz-Albrecht-Straße, in der die "Landwirte" saßen, mein Schwager, Puttkamer, Hermes usw., blieb wie durch ein Wunder von der Mordaktion der SS in den letzten Tagen verschont.

Ich nahm an, daß Goerdeler, vielleicht auch Stauffenberg, bereits vor dem 2o. Juli unter Beobachtung gestanden hatten. Durch die Besprechungen des Rechtsanwalts Langbehn, der Kontakt mit den obersten SS-Dienststellen aufgenommen hatte, mit

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Himmlers Adjutanten Wolff und von Popitz mit Himmler selbst hatte dieser sicher eine Ahnung bekommen, daß sich Widerstand vorbereitete, und wird "potentielle Widerständler" beschattet haben. Nun waren durch einen Zufall kurz vor dem Attentat Stauffenberg abends in meiner Wohnung gewesen, um über den Zollgrenzschutz mit mir zu sprechen, und Goerdeler im RFM in meinem Dienstzimmer, um mir Steuer- oder Kredit-Fragen des Bosch-Konzerns vorzutragen. Natürlich hatten wir auch die politische Lage erörtert. Meine Besucher hatten sich, selbstverständlich ohne das Attentat zu erwähnen, höchst kritisch geäußert.

Goerdeler, unvorsichtig wie immer, hatte sogar gesagt, er hoffe noch auf einen Wechsel des Regimes, bevor wir zusammensprächen. Es war durchaus denkbar, daß er in seinem berüchtigten Notizbuch, das so vielen zum Verhängnis geworden ist, auch meinen Namen notiert hatte. Als ich im Winter 1944/45 auf Grund der Mitteilung Damaschkes, dem SD falle meine dauernde Intervention für Häftlinge des 20. Juli auf die Nerven, Kaltenbrunner zu einer Aussprache zu mir bat und er im Laufe der Unterhaltung auf meine Frage, ob ich selbst ihnen schon verdächtig geworden sei, unbewegten Gesichts antwortete: "Noch nicht!", hielt ich das für eine Bestätigung, daß ich immerhin auf einer ihrer Listen erschien.

Von den Attentätern war in den letzten Monaten besonders häufig Fritzi Schulenburg bei mir gewesen. Die Tressower Schulenburgs, der General, des Kronprinzen alter Chef, und seine vier Söhne gehörten zu den ersten Adligen, die sich voller Erwartung und Idealismus Hitler anschlossen. Damals glaubte man noch, ein Tressower würde einmal Reichsstatthalter von Mecklenburg werden, ebenso wie man Popitz und mich neckte, wen von uns beiden Hitler zum Reichsstatthalter von Anhalt machen würde. Aber in Mecklenburg wurde der Landarbeiter und Wilddieb Hildebrandt dazu ernannt. Der Vater Schulenburg, in seiner Jugend einer der Verehrer von Schwester Sidonchen, hatte schon als Chef die Gewohnheit angenommen, bei schlechten Nachrichten die Kaumus-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

kein spielen zu lassen. Seit er PG geworden war, mußte er immer häufiger an ungenießbaren Sachen kauen.

Fritzi war der begabteste der Söhne, dem Vater ähnlich in der leichten Ironie, mit der er Menschen behandelte und die sich ebenso schnell in strahlende Güte wie in hochfahrende Schärfe wandeln konnte, sowie in der Eindringlichkeit des Sprechens, die Freunde bannen und Gegner lähmen konnte. Ihm war es gegeben, von allen Menschen, mit denen er zu tun hatte, stets als der Führende anerkannt zu werden. Als er in den Jahren 1943/44, bitter enttäuscht durch seine Erfahrungen in Ostpreußen, Schlesien und der Ukraine, im Reichsernährungsministerium und beim Stabe Unruh tätig war, trug er mir mehrfach seine Gedanken über Verwaltungsreformen und die Neugliederung des Reichs vor. In dem Kapitel über ihn in meinem Buch "Es geschah in Deutschland" bin ich dem Genie dieses großartigen Mannes nicht annähernd gerecht geworden. Eberhard Keller hat in seinem "Geist der Freiheit" die Bedeutung der Pläne Schulenburgs begreiflich zu machen gesucht.

Seit 1944 stand ich in engerem Kontakt zu Speer. Seit wir uns am Gardasee bei Hahn getroffen und uns dort verabredet hatten, fortan in Berlin öfter zusammenzukommen, traf sich der "Cafetistenklub" - wie Bormann uns nannte - Speer, Dorpmüller, Backe, manchmal Seldte, und ich in einer unserer Wohnungen. Die Mitglieder des "Klubs", die sich auch durch ein uns von Bormann übermitteltes Verbot nicht hindern ließen, abends zu Besprechungen zusammenzukommen, bildeten den Stamm der späteren "Regierung Dönitz". Speer hat in seinen glänzend geschriebenen Erinnerungen diesen Klub nicht erwähnt, auch nicht die Verdienste von Männern wie Dorpmüller und Paul Pleiger um die Verhütung von Zerstörungen.

Dagegen erwähnte er, er habe mir im Februar 1945 vergeblich vorgeschlagen, zur Bekämpfung der Inflation den gesamten, seit 1933 eingetretenen Vermögenszuwachs zu Gunsten des Reichs einzuziehen. Ich dankte ihm damals sofort für seinen Brief, sein

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Vorschlag sei mir sehr sympathisch, und es sei immer meine Absicht gewesen, eine solche Besteuerung nach Kriegsende durchzuführen. Ich setzte ihm aber auseinander, aus welchen Gründen dieser Vorschlag jetzt undurchführbar sei. Speer hatte auch nicht bedacht, daß ich allein diese Besteuerung nicht anordnen könne, und ahnte nicht, mit welchen Schwierigkeiten ich bei jedem Steuervorschlag während der Kriegsjahre zu kämpfen hatte, am meisten bei Hitler selbst. Den Speer'schen Plan hätte er vom Tisch gefegt, auch wenn die übrigen beteiligten Minister ihn angenommen hätten. Aber die hatten bereits in einer Chefbesprechung derartige Vorschläge abgelehnt.

In der Rückerinnerung kommen mir die Gespräche, die ich in den letzten Monaten ausgerechnet mit Goebbels geführt, und die Briefe, die ich mit ihm getauscht habe, geradezu gespenstisch vor. Der Anstoß ging von Goebbels aus. Er sah, daß die Sache verloren war, und daß Friedensverhandlungen aufgenommen werden müßten. Er glaubte aber noch immer, daß auch hierfür nur Hitler in Frage käme. Alle Verhandlungsmöglichkeiten scheiterten jedoch bereits an Ribbentrop. Ob ich nicht mit Hitler reden wolle? Ich war, wie ich schon Hess vor seinem Englandflug gesagt hatte, davon überzeugt, daß mindestens die Engländer sich nie auf Verhandlungen mit Hitler einlassen würden. Mit ihm zu sprechen, war daher für mich zwecklos. Aber vielleicht sah Goebbels, wenn man ihn richtig behandelte, selbst ein, daß Hitlers Person alle Verhandlungen unmöglich machte. Auch dies war vergebliche Liebesmüh'. Der Tod Roosevelts gab Goebbels noch einmal Auftrieb. Dann war er immer mehr mit dem "heroischen" Untergang beschäftigt; das Ende der Ostgoten am Vesuv sollte in Berlin wiederholt werden.

Drei lange Gespräche mit Himmler sind für mich mit dem Ende Deutschlands verknüpft. Im April 1945 sprach ich mit ihm in Berlin, auf Veranlassung von Schellenberg, den ich durch meinen, ihm seit der Kaltstellung von Canaris unterstellten Vetter Ottfried Dewitz kennengelernt hatte, und von Staatssekretär Stuckart, der, ein enttäuschter Idealist, sich zuletzt eng

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

an Popitz angeschlossen hatte. Himmler war damals noch der mächtigste Mann im Reich, hinter dem Polizei, SS und Ersatzheer standen, aber unsicher, schwankend zwischen seiner Bindung an Hitler und der Einsicht, daß man Schluß machen müsse, ohne oder gegen Hitler. In der zweiten Besprechung, am Abend des 1. Mai in Holstein, hatte er, nach dem Tode Hitlers, die Macht verloren, schwelgte dafür um so mehr in Illusionen; er wollte unter Dönitz der zweite Mann im Staat werden, und Deutschland sei dem Ziel, an den Ural zu kommen, noch nie so nahe gewesen wie jetzt. Wenige Tage darauf fragte mich ein kleiner ängstlicher Mann, was aus ihm werden solle. Der "Methodiker des Schreckens", wie ich in "Es geschah in Deutschland" das Kapitel über ihn überschrieb, dem das Leben von Millionen nichts bedeutete, der Phantast, der sich bis in die letzten Wochen seines Daseins an Illusionen klammerte, dachte nur noch daran, wie er sein erbärmliches Leben retten könne, ein Feigling, der die Hunderttausende, die er betrogen, mißbraucht oder verführt hatte, in der Verantwortung allein ließ.

Seit 1941 war Edi mit den jüngsten drei Kindern, unserer ältesten Tochter Annli Nelson und deren zwei Söhnen in Hecklingen bei meinem Schwager Trotha. Ich selbst wohnte in Berlin erst in der "Villa Gailani", dann, als auch diese ein Opfer der Bombenangriffe geworden war, in der Dienstwohnung Neuraths, die immer mehr Bombenflüchtlinge aufnehmen mußte. Von unseren Kinder war Wilfried bei den Kämpfen um Petersburg vermißt, Tono war Fähnrich bei der Luftwaffe, Alfred auf der Klosterschule Roßleben, Ehrengard bei der Kinderlandverschickung im Erzstift, Almuth als Krankenpflegerin in Pommern. Hier mögen einige Mitteilungen über ihr Schicksal im letzten Jahr vor dem Zusammenbruch folgen.

Am 26. Januar 1945 rief Almuth aus Köslin an. Sie habe seit 14 Tagen keine Nachricht von uns. Sie wisse nicht, ob sie weiter in Köslin bleiben oder nach Hause kommen solle, und habe deswegen öfter geschrieben. Sie erbat baldigen Anruf in Köslin. Da ich in Hecklingen war, nahm das Ministerbüro den

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Anruf an und gab ihn nach Hecklingen durch. Am 30. Januar schrieb Donandt an Ehrengard, die im KLV-Flüchtlingslager Bad Podiebrad Kummer und vor allem Hunger zu haben schien, wegen Reisemarken und berichtete, für Pommern, sowohl Stolp wie Köslin, sehe die Lage nicht sehr rosig aus. Am 28. Januar sei das Witzleben'sche Haus durch Volltreffer zerstört worden, seitdem wohnten Wolf mit Frau, Tochter und Schwiegersohn bei mir, auch Frau Donandt mit ihren drei Kindern war Ende Januar dort eingetroffen. Im Brief an Ehrengard hieß es: "Wie schön, daß Herr von Neurath sich so ein großes Palazzo ausgesucht hat!"

Das Palazzo nahm nicht nur Ausgebombte auf, es sah in der Nacht, wenn Alarm war, viele Nachbarn in seinem Keller. Der war durchaus nicht bombensicher, gab aber doch ein gewisses Schutzgefühl. So kamen seit langem auch Witzlebens regelmäßig herüber, sie wohnten ja ganz in unserer Nähe. Am 28. Januar wollte Wolf in seinem Hause bleiben, es gelang seiner Frau und Uta nur mit Mühe, ihn zum Mitkommen zu bewegen. Nach der Entwarnung begleitete ich Witzlebens hinaus. Wir rieben uns die Augen, ihr Haus war verschwunden, wir liefen hin, es lagen nur noch Trümmer herum.

Almuth kam mit einem der letzten Züge aus Köslin heraus. Mit Küstrin hatte ich noch Telefonverbindung, als es schon abgeschnitten war. Bila Zitzewitz, der stets bei mir wohnte, wenn er in Berlin war - und er war in den letzten Kriegsmonaten häufig in Berlin, um Lebensmittel und sonstiges für seinen Haufen zu besorgen -, hatte eine Freundin bei der Reichspost. Das war ein großartiges Mädchen, sie verschaffte Bila oder mir innerhalb kürzester Zeit Verbindungen, wohin wir wollten. Während eines Besuchs berichtete mir Bila, seine Freundin hätte ihn eingeladen, abends in ihr väterliches Haus zu kommen; ob er hinfahren solle? Er fuhr hin und berichtete am nächsten Morgen halb erheitert, halb verlegen, es sei eine pompöse Villa gewesen, der Vater, ein eleganter Herr, habe ihn gefragt, ob er ein Sohn des Küstriners sei. Als Bila bejahte, stellte

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

sich der Hausherr als Verteidiger seines Vaters vor. Es war der Rechtsanwalt Dr. Gustav Schwarz, einer der wenigen Verteidiger, die es wagten, vor dem blutdürstigen Präsidenten des Volksgerichtshofs, Roland Freissler, etwas zu Gunsten des Angeklagten zu sagen.

In Sorgen war ich in diesen letzten Wochen auch um Tone und Alfred. Die Ausbildung der Luftwaffenfähnriche hatte schon seit dem Sommer 1944 unterbrochen werden müssen, weil der Sprit fehlte. Sie wurden dann für alle möglichen Zwecke verwandt, so im Herbst als Erntehelfer. Seit dem März 1945 waren sie mit Sturmgeschützen östlich von Berlin eingesetzt, um zur Verteidigung von Berlin russische Panzer abzuwehren. Ich war einmal draußen, um Tone zu sehen. Der Anblick dieser prächtigen Jungens, die für eine hoffnungslose Sache nutzlos geopfert wurden, griff ans Herz. Schließlich ist Tone leicht verwundet in Gefangenschaft geraten. Die Gefangenen wurden in drei Gruppen aufgeteilt: nach Sibirien, in russische Gefangenschaft, nach Hause. Tone bekam bei der entscheidenden ärztlichen Untersuchung nicht das Pappstück, das zur Entlassung berechtigte. Er versuchte es noch einmal, indem er sich erneut untersuchen ließ. Hier gab ihm eine verständige Ärztin das richtige Pappstück: nach Hause.

Sinnlos war auch der Einsatz von Alfred. Die 15jährigen Roßleber mußten in Sachsen Schützengräben ausheben und Tankfallen bauen. Ich telephonierte dauernd nach Sachsen, um dem zuständigen Mann zu sagen, er solle endlich die Jungens nach Hause schicken. Aber keiner war zuständig, keiner wußte Bescheid, die Bürgermeister sagten immer, gestern sei der Trupp noch in ihrem Dorf gewesen; wo er heute sei, wüßten sie nicht. Endlich hat ein vernünftiger Offizier von sich aus die Jungens nach Hause geschickt. Alfred begab sich nach Hecklingen. Am 16. April schrieb mir Ehrengard aus Podiebrad: "Daß unser kleiner Pi (der Spitzname für Alfred) so in der Weltgeschichte rumfährt, ist scheußlich, ich hoffe nur sehr, daß er noch rechtzeitig nach Hecklingen gekommen ist".

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Auch um Ehrengard hatte ich Sorge. Die Russen würden in Tschechien einrücken, und der Aufstand würde unter den Tschechen bald ausbrechen. Ich schrieb ihr oder ließ ihr durch Donandt sagen, sie möchten nur rechtzeitig aus Podiebrad abrücken. Sie wiederum hatte Angst um mich. Der Brief am 16. April begann: "Es ist so tröstlich, daß ich wenigstens von dir noch schnell Nachricht bekomme, wenn auch die Vorstellung, daß du letztlich mit dem Flugzeug Berlin verläßt, nicht sehr angenehm ist". Ihr Brief war also eine Antwort auf einen von mir, in dem ich schrieb, voraussichtlich würde ich aus Berlin herausgeflogen werden. Ehrengards Brief ging weiter:

"Hier bröckelt der Verein allmählich auseinander, und es scheiden sich die Geister. Es ist erschütternd, wieviel Egoismus zutage kommt, wenn die Mäntelchen "Kameradschaft, Erziehung" plötzlich abfallen. Es steht dann plötzlich so ein armseliges, ach ein erbärmliches Männchen, da, das nichts weiter als die eigenen Koffer und das liebe Leben im Sinn hat und mir auch in der schönsten Uniform nicht für 5 Pf imponieren kann. ... Aber es schmerzt doch, wenn man sieht, daß alle Ideale - und ich halte auch die Kameradschaft für ein Ideal, das vielleicht mit am schwersten zu verwirklichen ist - so ganz zerfallen und also die Schlagwörter "Einer für alle - alle für Einen" usw. zu 90 % propagandistischer Hokuspokus sind, an den 5 % glauben, den ein ganz, ganz geringer Teil lebt und den der Rest stets im Munde führt.

Ich möchte nur wissen, was aus den KLV-Kindern hier werden soll. ... Man spielt wohl mit dem Gedanken, Podiebrad zur Lazarettstadt und Kinderstadt zu erklären, aber ob auch der Gegner damit einverstanden ist? Ob überhaupt noch Zeit bleibt, bei der rasenden Geschwindigkeit, mit der sich die Dinge im Augenblick entwickeln, die notwendigen Verhandlungen zu führen? Ich weiß es nicht, ich glaube beinahe, daß man später, hoffentlich nicht zu spät! doch meinen Vorschlag befolgen wird, mit Kofferwagen, ansonsten zu Fuß nach Westen zu ziehen, um wenigstens westlich der Demarkationslinie zu kommen. ...

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Mir selbst geht es insofern gut, als Arthur Meyer, der wohl erheblich Feuer gefangen hat, wirklich rührend für mich - und dann auch gleich für Gretel (Ehrengards Freundin Gretel Seelig) mit - sorgt. Er hat mir einen Rucksack besorgt, er hat mir eine patente Kiste gezimmert, er schafft Rat in allen Dingen und ist treu bemüht, überall zu helfen. Das läßt dann die anderen Döskäppe vergessen und ich wäre eigentlich ganz froh -, wenn die Sorgen um die Hecklinger, den kleinen Pi, er ist doch noch so dumm!, um Tone und zuletzt auch um dich nicht wären. Man kann nur glauben und hoffen, daß es gnädig abläuft. Gott helfe uns dazu! Er macht es uns schwer, an ihn zu glauben!"

Natürlich führte man ihren Vorschlag zu spät durch. Der Abtransport geriet in den tschechischen Aufstand und den russischen Einmarsch. Der größte Teil der Führer versagte und verkrümelte sich. Ehrengard und Gretel mußten die Aufgaben erfüllen, die eigentlich den Männern oblagen. Als Frauen und Kinder einmal des abends in einem Keller lagen, kamen angetrunkene Soldaten herein. Die Lage wurde gefährlich. Da sprützte Ehrengard die Treppe hinauf auf die Straße, griff sich den ersten besten Offizier und fuhr ihn an - er verstand etwas Deutsch -: sie wollten eine Kulturnation sein und nun ließen sie solche Schweinereien geschehen; er solle sofort in den Keller steigen, die betrunkenen Soldaten hinauswerfen und die verängstigten Kinder schützen! Unter dem Eindruck ihres jugendlichen Zornes und ihrer blitzenden Augen tat der Russe, was sie von ihm verlangt hatte.

Als die Kinder einer internationalen Organisation übergeben worden waren, schlugen sich Ehrengard und Gretel allein weiter nach Westen durch. Sie klauten zwei russische Militärpferde von der Weide und einen Wagen vom Hofe eines tschechischen Bauern. Auf diesem Gefährt sitzend, den Revolver in der Hand, fuhren sie meist nachts, quer durch die aus Sachsen nach Böhmen einrückenden Russen Richtung Heimat. Die erste Station bei Verwandten war Helmsdorf. In Hecklingen kamen sie noch mit einem ihrer Beutepferde an; es wurde später gegen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Lebensmittel umgetauscht. Ihre Odyssee ging wunderbar aus. Alfred war schon daheim. Im September kehrte Toné aus der Gefangenschaft zurück, im Frühjahr 1951 auch ich. Es war alles gnädig abgelaufen, Gott hatte geholfen.

Als in der Nacht vom 20. zum 21. April 1945 die Reichsregierung, bis auf Hitler, Goebbels und Bormann, die in Berlin blieben, und bis auf die Minister, die sich schon nach Süden abgesetzt hatten (Göring, Lammers, Funk, Ohnesorge), nach Eutin verlegt wurde, übergab ich im Berliner Oberfinanzpräsidium, in das ich nach der Zerstörung des Ministeriums am Wilhelmplatz die Zentrale verlegt hatte, die Leitung des Rests des Ministeriums dem Ministerialdirektor Wever. Als ich mich im früheren preußischen Finanzministerium im Kastanienwäldchen von den dort arbeitenden Herren verabschiedete, schlugen im Norden Berlins die ersten russischen Granaten ein. Während ich mittags den Wilhelmplatz passierte, lagen bereits die Linden unter Feuer. Am Nachmittag fuhr ich mit Ministerialdirektor Kluge und Donandt, meinem persönlichen Referenten über Heiligengrabe, wo wir im Stift bei Tante Aja übernachteten, nach Eutin.

In Schleswig-Holstein wohnte ich zunächst bei meinem alten Freund Mohl, der Landrat in Bad Segeberg war, und fuhr von dort täglich nach Eutin zu den Sitzungen der "Reichsregierung", in denen ich als Dienstältester den Vorsitz führte. Da englische Tiefflieger die Chausseen nach Eutin ständig unter Feuer nahmen - der Feldmarschall von Bock kam dabei ums Leben -, mußte ich leider das Quartier wechseln. 10 Jahre später besuchte ich Mohl, der als pensionierter Landrat am Segeberger See wohnen geblieben war. Rund 20 Jahre später wurde mein Sohn Tone sein Nachfolger.

Am 2. Mai wurde ich von Dönitz zum Außenminister und zum Leitenden Minister der geschäftsführenden Reichsregierung ernannt. Am 1. Mai hatte mir Speer, der mit Dönitz zusammen in Plön wohnte, gesagt, der Großadmiral wolle mich als Außenminister haben. Er werde am nächsten Tag mit mir darüber sprechen;

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

noch habe er keine Zeit, da er die Rede vorbereite, die er am Abend über den Rundfunk zum Tode Hitlers halten müsse. Ich bat Speer, Dönitz zu sagen, er möchte von meiner Ernennung absehen. Die Berufung eines Mannes zum Außenminister in diesem Augenblick müsse die Außenpolitik zum Ausdruck bringen, die Dönitz zu führen beabsichtige. Wenn er sich an England anzuschließen gedenke, solle er den alten Neurath ernennen, wenn er den Schwerpunkt auf Wirtschaftspolitik legen wolle, einen Hamburger oder Bremer Großkaufmann. Ich sei außenpolitisch ein unbeschriebenes Blatt, ein sunny boy.

Speer teilte meine Bedenken Dönitz mit. Der Großadmiral ließ mir sagen, wir wollten sie am 2. Mai ausführlich besprechen; ich möchte aber auf alle Fälle eine Rede zu Papier bringen, die ich für den Fall meiner Ernennung abends über den Flensburger Sender halten könnte. Ich hatte keinen Bleistift bei mir, Speer nur einen Stummel. Mit diesem schrieb ich auf schlechtem Papier in wenigen Minuten eine solche Ansprache nieder. Dönitz, dem Speer den Entwurf brachte, erklärte sich völlig damit einverstanden. Den Verlauf der Besprechung, die ich am Vormittag des 2. Mai mit Dönitz hatte und die mit meiner Ernennung zum Außenminister schloß, habe ich in dem Buch "Staatsbankerott", das im Musterschmidt-Verlag erscheint, eingehend geschildert. Jede Minute des 2. Mai war mit Besprechungen angefüllt. Ich hatte deswegen keine Zeit, den Entwurf meiner Ansprache nochmal durchzusehen und hielt sie unverändert. Ich habe die Rede hier gekürzt folgen:

"Deutsche Männer und Frauen! Der Großadmiral Dönitz, den der Führer zu seinem Nachfolger bestimmte, hat mir die Führung der Geschäfte des Reichsaußenministers übertragen. In der schwersten Stunde Deutschlands wende ich mich an die Öffentlichkeit. Noch hallt die Welt wieder vom Lärm der Waffen, noch fallen deutsche Männer im letzten Kampf um die Verteidigung der deutschen Heimat. Auf den Straßen des noch nicht besetzten deutschen Gebietes wälzt sich ein Strom verzweifelter, hungernder, von Jagdbombern gejagter Menschen westwärts

auf der Flucht vor unsagbarem Terror, vor Mord und Schändung. Im Osten wird der Eiserne Vorhang immer weiter vorgerückt, hinter dem, den Augen der Welt entzogen, das Werk der Vernichtung der in die Gewalt der Bolschewisten gefallenen Menschen vor sich geht.

In San Franzisko wird über die Organisation einer neuen Weltordnung beraten, die der Menschheit eine Sicherheit gegen einen neuen Krieg geben soll. Die Welt weiß, daß ein dritter Weltkrieg nicht den Untergang einer Nation, sondern das Ende des Menschengeschlechts bedeuten würde. Die furchtbaren Waffen, die in diesem Krieg nicht mehr zur Anwendung gekommen sind, würden in einem dritten Weltkrieg zur Wirkung gelangen und Tod und Verderben über die gesamte Menschheit bringen. Wir Deutschen haben vor allen Völkern der Erde am stärksten erlebt, was der Krieg schon jetzt in seiner Vernichtung aller Kultur bedeutet hat. Unsere Städte sind zerstört, unsere Kulturdenkmäler in Dresden und Nürnberg, in Köln und Bayreuth und anderen weltbekannten Städten deutschen Geistesschaffens liegen in Trümmern, unsere Dome sind Opfer der Bomben geworden. Hunderttausende von Frauen und Kindern sind von der Kriegsfurie dahingerafft, während Millionen deutscher Männer und Jünglinge an den Fronten gefallen sind. Wenn daher aus den Herzen gequälter Frauen und Mütter das Stoßgebet zum Himmel aufsteigt, daß die Welt vor den grauenhaften Schrecknissen eines neuen Krieges bewahrt bleiben möge, dann am stärksten und sehnlichsten im deutschen Volk. ...

Ebenso wie nach dem äußeren Frieden sehnt sich die Menschheit nach dem inneren Frieden, nach der Lösung der in allen Ländern brennenden sozialen Frage. Diese Lösung kann nicht im Bolschewismus gefunden werden, sondern nur in einer die Freiheit und Würde des Menschen achtenden gerechten sozialen Ordnung. Wir glauben ehrlich, zur Lösung dieser Frage einen Beitrag geliefert zu haben, indem wir zeigten, daß Arbeitslosigkeit und Krisen sich auch unter schwersten wirtschaftlichen Verhältnissen überwinden lassen, und indem wir in unserem Bereich

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

gerechte und menschenwürdige Arbeits- und Lebensbedingungen für den Arbeiter schufen und dadurch dem Bolschewismus den Nährboden entzogen.

Die Welt steht in diesem Augenblick vor einer der folgenschwersten Entscheidungen der Menschheitsgeschichte. Je nach dem sie ausfällt, wird Chaos oder Ordnung, Krieg oder Frieden, Tod oder Leben die Folge sein".

Da mich Dönitz auch zum Leitenden Minister machte, hatte ich allerhand zu tun. Ich konnte die Arbeit aber verteilen. Die wenigen Aufgaben, die das Finanzministerium zu erledigen hatte, nahm mir Kluge ab. Die Arbeiten im Auswärtigen Amt (Verkehr mit neutralen Staaten und Japan), soweit solche von Holstein aus überhaupt noch möglich waren, übernahmen Beamte des AA, die sich nach Holstein durchgeschlagen hatten, an der Spitze der Staatssekretär von Steengracht, an den ich von dieser Zeit an eine dankbare Erinnerung bewahre. Als eine Art Kabinettchef fungierte Donandt. Ich selbst war als Berater von Dönitz voll beschäftigt. Dönitz ernannte den Gauleiter Wegener zum Chef der Präsidialkanzlei. Ich traf Fritz Krosigk-Poplitz, der die Marineattachés in Berlin betreut und zuletzt nach Mürwick begleitet hatte, dort arbeitslos an und machte ihn zu meinem persönlichen Adjutanten.

Mit Dönitz habe ich bestens zusammengearbeitet. Wir waren uns gleich darüber einig geworden, daß die Posten des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers wieder getrennt würden. Er übernahm den ersteren, ich, unter einer den Verhältnissen entsprechenden, etwas bescheideneren Bezeichnung, den zweiten. Er hatte bei seiner Aktivität anfangs etwas Schwierigkeiten, sich an die dem Staatsoberhaupt zukommende Zurückhaltung zu gewöhnen. Wir hatten unsere Dienstzimmer im Standortgebäude der Mürwiker Fähnrichschule. Kam man die Treppe hinauf, war der nächste Raum das Zimmer, in dem der Stab von Dönitz saß; dahinter war das Zimmer des Großadmirals. So kam es leicht, daß der Strom der sehr verschiedenartigen Besucher bald bei

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Dönitz landete. Ich fand es richtiger, daß er zum OKW oder mir gelenkt und erst einmal gesiebt wurde. Damit war Dönitz auch durchaus einverstanden. Aber am Tage nachdem ich eine entsprechende Anordnung gegeben hatte, wurde ich gegen 10 vormittags dringend zu ihm bestellt, er saß zornig auf seinem roten Sofa: was er eigentlich tun sollte? Ich lachte, es sei offenbar gar nicht leicht, Staatsoberhaupt zu sein.

Zu den Besuchern gehörten anfänglich auch viele Parteimitglieder. Flüchtige Funktionäre suchten das Standortgebäude auf, um sich dort Rat und Hilfe zu holen. Mir lag aber daran, daß sich die "Regierung Dönitz" deutlich von der Partei abhob. Ich bat also Wegener, dafür Sorge zu tragen, daß alte PG höflich, aber bestimmt veranlaßt würden, das Haus zu verlassen. Als eines Tages Donandt mir sagte, unten halte sich Rosenberg schon seit längerer Zeit bei Wegener auf, bestellte ich diesen zu mir und erinnerte ihn an seine Pflicht. Er entschuldigte sich, Rosenberg sei sofort nach dem Eintritt in sein Zimmer ohnmächtig zusammengebrochen, er habe einen Arzt kommen lassen, der habe aber festgestellt, der Patient sei nur sturzbetrunken. Er werde gerade fortgebracht.

Ich versuchte, den Reichsgerichtspräsidenten Bumke als Reichsjustizminister zu gewinnen. Als sich nicht feststellen ließ, wo er sich befand, übertrug ich die Führung der Geschäfte dem Staatssekretär Klemm. Speer schreibt in seinen Erinnerungen, es sei lange über die Ernennung eines Kirchenministers diskutiert worden. Daran hat nie ein Mensch gedacht, ich jedenfalls nicht. Wahrscheinlich hat, da der frühere Justizminister Kerrl gleichzeitig Kirchenminister war, bei der Beauftragung Klemms jemand den Scherz gemacht, ob ich nun wohl Klemm auch die Kirchengeschäfte übertragen würde.

Ich wohnte in Mürwik erst auf einem der im Hafen ankernden Hausboote, der als Wohnschiff eingerichteten "Patria", dann mit Dönitz zusammen in der Dienstwohnung des Standortältesten, des Kapitäns zur See Lüth, der als einziger Marineoffizier

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

die Brillanten zum Ritterkreuz trug. Er wurde leider sehr bald Opfer eines Mißverständnisses. Heimkehrende Soldaten knallten gern die Munition, die sie noch besaßen, in die Luft. Das war natürlich streng verboten. In einer Nacht wurde in der Nähe der Lüth'schen Wohnung wieder schrecklich geballert. Lüth sprang aus dem Bett, warf einen Mantel über und lief durch ein Wäldchen, aus dem die Schüsse stammten und das gerade von einer Marinepatrouille durchgekämmt wurde. Aus dem Wäldchen herauskommend, sah Lüth die Schützen davonlaufen und lief hinter ihnen her. Er hörte nicht die Haltrufe der Patrouille, die ihn nicht erkannte, oder bezog sie nicht auf sich. Die Patrouille schoß, Lüth wurde durch den Kopf getroffen.

Die Kapitulation bei Montgomery vollzog sich korrekt; nur mußten vor Erscheinen Montgomerys die deutschen Unterhändler, Generaladmiral von Friedeburg, Konteradmiral Wagner und General Kinzel, Chef des Führungsstabes Nord, sich genau auf einem Platz aufstellen, der ihnen mittels eines Stöckchens auf dem Boden markiert wurde. Der wendige Friedeburg setzte sich über diesen Mangel an ritterlicher Form hinweg. Dadurch hätte der frostige Beginn keinen nachteiligen Einfluß auf den weiteren Verlauf. Dagegen empörte sich der leicht verletzliche Feldmarschall Busch über die "entehrende" Zeremonie, die auch ihm gegenüber angewandt wurde, und fand keinen Kontakt zu den Engländern.

Die Kapitulation ging in zwei Punkten über unsere Absichten hinaus. Die Niederlande und Dänemark wurden einbezogen, und Kriegsgerät durfte nicht vernichtet werden. Die Forderung Montgomerys hinsichtlich der besetzten Gebiete enthob mich der Sorgen, die ich um sie hatte. So wollte der Generaloberst Lindemann in Dänemark die "letzte anständige Schlacht des Krieges" schlagen. Ich wollte diese Gebiete unter allen Umständen aus dem Kriegsgeschehen heraushalten und hatte daher, als am 3. Mai die für sie verantwortlichen Männer sich beim Großadmiral trafen, von ihnen verlangt, sie sollten keinen Anlaß für Aufstände geben und keinesfalls weitere Zerstörungen,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

in Holland vor allem keine Überschwemmungen, vornehmen. Nach Holland gelangte diese Weisung nicht mehr, da das stürmische Wetter dem Reichskommissar Seyss-Inquart, der meine Ansicht teilte, die Rückfahrt auf dem Schnellboot nicht gestattete und der Seeweg die einzige noch vorhandene Verbindung mit Holland darstellte. Die Einbeziehung Hollands und Dänemarks kam also meinen Wünschen voll entgegen.

Die Forderung, alle vorhandenen Waffen, auch die U-Boote, auszuliefern, traf Dönitz besonders hart. Keitel und Jodl hielten diesen Passus mit der Ehre der deutschen Waffen nicht für vereinbar und schlugen vor, die Vernichtung selbst vorzunehmen. Ich widersprach: damit würde der ganze Vertrag illusorisch, Montgomery würde sich auch nicht mehr an ihn gebunden halten und Gelegenheit zu Repressalien haben, mit solchem Vertragsbruch würde Dönitz seinen Kredit als Verhandlungspartner verlieren. Ich fand unerwartet Unterstützung bei Friedeburg. Er hielt es zwar für möglich, daß Lüdde-Neurath, der Adjutant von Dönitz, der wie das OKW für Selbstvernichtung war, formell Recht habe mit seiner Auslegung: da man bis zum Inkrafttreten des Vertrages kämpfen könne, dürfe man bis dahin auch vernichten; aber Friedeburg stellte klar, daß sie dem Sinn des Abkommens widerspreche. Dönitz entschloß sich schweren Herzens, auch diese Forderung anzunehmen. "Regenbogen", das Stichwort für die auf allen U-Booten vorbereitete Selbstversenkung, entfiel.

Zwei U-Bootskommandanten stürmten in der Nacht zu Lüdde-Neurath. Sie hätten den für sie unfaßbaren Befehl erhalten, die Selbstversenkung zu verhindern. Sie würden ihn nur befolgen, wenn Dönitz selbst ihnen die Richtigkeit mündlich bestätigte. Lüdde-Neurath verweigerte ihnen den Zutritt zu Dönitz mit dem Bemerken, er wüßte, was er als Kommandant tun würde. Sie verstanden. Die meisten U-Boote wurden trotz des Befehls versenkt. Die befürchteten Repressalien unterblieben. Die Vernichtung lag auch im Interesse der Westalliierten. Denn bei der späteren Dreiteilung der deutschen Seestreitkräfte fielen

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

nur wenige U-Boote in die Hände der Russen.

Die Verhandlungen mit Eisenhower verliefen nicht so glatt wie die mit Montgomery. Er verlangte die bedingungslose Kapitulation für alle Fronten, also auch im Osten. Jodl funkte, er sehe keinen anderen Ausweg als Chaos oder Unterzeichnung. Dönitz gab ihm die Vollmacht zu unterschreiben. Am nächsten Tage berichtete uns Jodl, Eisenhower sei schroff und unnachgiebig gewesen. Er habe nicht nur gedroht, die Grenze nach Osten auch für Zivilisten hermetisch zu sperren, sondern sogar die Städte im deutschen Nordraum erneut zu bombardieren; die Kapitulation gegenüber Montgomery besitze für die amerikanischen Luftstreitkräfte keine Gültigkeit.

Unsere mit den Teilkapitulationen verfolgte Verzögerungstaktik hatte beachtliche Erfolge. Schätzungsweise 2 1/2 bis 3 Millionen Menschen konnten vor den Russen gerettet werden. Insbesondere konnten die Reste der Armee des Generals Busse aus dem schlesischen, des Generals Wenck aus dem brandenburgischen und der Heeresgruppe des GeneraloberSten Heinrici aus dem pommerschen Raum fast vollständig über die Elbe oder den Elbe-Trave-Kanal zurückgeführt werden. Auch große Teile der Heeresgruppen des Feldmarschalls Schörner und des GeneraloberSten Rendulic kämpften sich nach Westen durch, freilich wurden die meisten von ihnen von Eisenhower den Russen ausgeliefert. In pausenlosem Einsatz transportierten Kriegs- und Handelsmarine Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen und Truppen aus Kurland auf überladenen Schiffen, doch mit geringen Verlusten in die Heimat zurück. Trotz der Katastrophe des großen KdF-Schiffes "Wilhelm Gustloff" lagen die Verluste der seit Herbst 1944 über See zurücktransportierten Personen unter 1 %.

Am 7. Mai um 12.45 Uhr gab ich die Kapitulation über den Sender Flensburg mit folgender Ansprache bekannt:

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Deutsche Männer und Frauen!

Das Oberkommando der Wehrmacht hat heute auf Geheiß des Großadmirals Dönitz die bedingungslose Kapitulation aller Truppen erklärt. Als Leitender Minister der Reichsregierung, die der Großadmiral zur Abwicklung der Kriegsaufgaben bestellt hat, wende ich mich in diesem tragischen Augenblick unserer Geschichte an das deutsche Volk.

Nach einem fast sechsjährigen heldenmütigen Kampf von unvergleichlicher Härte ist die Kraft Deutschlands der überwältigenden Macht unserer Gegner erlegen. Die Fortsetzung des Krieges hätte nur sinnloses Blutvergießen und unnütze Zerstörung bedeutet. Eine Regierung, die Verantwortungsgefühl vor der Zukunft unseres Volkes besitzt, mußte aus dem Zusammenbruch aller physischen und materiellen Kräfte die Folgen ziehen und den Gegner um Einstellung der Feindseligkeiten ersuchen.

Es war das vornehmste Ziel des Großadmirals und der ihn unterstützenden Regierung, nach den furchtbaren Opfern, die der Krieg gefordert hat, in seiner letzten Phase das Leben möglichst vieler deutscher Menschen zu erhalten. Daß der Krieg nicht sofort und nicht gleichzeitig im Westen und im Osten beendet wurde, erklärt sich allein aus diesem Ziel. Wir verneigen uns in dieser schwersten Stunde des deutschen Volkes und seines Reiches in Ehrfurcht vor den Toten des Krieges, deren Opfer unsere höchste Verpflichtung ist. Unsere Anteilnahme und Sorge gilt vor allem den Verschleppten, den Hinterbliebenen und allen, denen dieser Kampf Wunden geschlagen hat. Niemand darf sich über die Schwere der Bedingungen hinwegtäuschen, die unsere Gegner dem deutschen Volk auferlegen werden. Es gilt, ihnen ohne jede Phrase klar und nüchtern entgegenzusehen. Niemand kann in Zweifel darüber sein, daß die kommende Zeit für jeden von uns hart sein und auf allen Lebensgebieten Opfer von uns fordern wird. Wir müssen sie auf uns nehmen und loyal zu den Verpflichtungen stehen, die wir übernommen haben. Wir dürfen aber auch nicht verzweifeln und uns einer stummen Resignation hingeben. Wir müssen uns den Weg durch das Dunkel

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

der Zukunft durch drei Sterne erleuchten und führen lassen, die stets das Unterpfand echten deutschen Wesens waren: Einigkeit und Recht und Freiheit.

Aus dem Zusammenbruch der Vergangenheit wollen wir uns eines bewahren und retten: die Einigkeit, den Gedanken der Volksgemeinschaft, die in den Jahren des Krieges in der Frontkameradschaft draußen, in der gegenseitigen Hilfsbereitschaft in allen Nöten daheim ihren schönsten Ausdruck gefunden hat. Wir werden diese Kameradschaft und Hilfsbereitschaft in den kommenden Nöten des Hungers und der Armut ebenso brauchen wie in den Zeiten der Schlachten und der Bombenangriffe. Nur wenn wir uns diese Einigkeit erhalten und nicht wieder in streitende Klassen und Gruppen auseinanderfallen, können wir die künftige harte Zeit überstehen.

Wir müssen das Recht zur Grundlage unseres Volkslebens machen. In unserem Volk soll Gerechtigkeit das oberste Gesetz und die höchste Richtschnur sein. Wir müssen das Recht auch als die Grundlage der Beziehungen zwischen den Völkern aus innerer Überzeugung anerkennen und achten. Die Achtung vor geschlossenen Verträgen soll uns ebenso heilig sein wie das Gefühl der Zusammengehörigkeit unseres Volkes zur europäischen Völkerfamilie, als deren Glied wir alle menschlichen, moralischen und materiellen Kräfte aufbieten wollen, um die furchtbaren Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat.

Dann können wir hoffen, daß die Atmosphäre des Hasses, die heute Deutschland in der Welt umgibt, einem Geist der Versöhnung in den Völkern weicht, ohne den eine Gesundung der Welt gar nicht möglich ist, und daß uns die Freiheit wieder winkt, ohne die kein Volk ein erträgliches und würdiges Dasein führen kann.

Wir wollen die Zukunft unseres Volkes in der Besinnung auf die innersten und besten Kräfte des deutschen Wesens sehen, die der Welt unvergängliche Werke und Werte gegeben haben.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Wir werden mit dem Stolz auf den Heldenkampf unseres Volkes den Willen verbinden, als Glied der christlich-abendländischen Kultur in redlicher Friedensarbeit einen Beitrag zu liefern, der den besten Traditionen unseres Volkes entspricht.

Möge Gott uns im Unglück nicht verlassen und unser schweres Werk segnen!"

Am 8. Mai wurde die Kapitulationsurkunde noch einmal in Berlin unterschrieben. Um 12.3o Uhr hielt Dönitz eine Ansprache über den Sender; er schloß mit den Sätzen: "Gebietet mir die Pflicht, in meinem Amt zu bleiben, dann werde ich versuchen, euch zu helfen, soviel ich irgend kann. Gebietet mir die Pflicht zu gehen, so soll auch dieser Schritt ein Dienst an Volk und Reich sein". Es war die letzte unzensierte Rundfunksendung. Der Flensburger Sender wurde nunmehr von der Besatzungsmacht übernommen.

Am 7. und 8. Mai erörterte Dönitz die Frage seines Rücktritts in zahlreichen Gesprächen mit den Mitgliedern des Kabinetts und seines Stabes. Ihm schien, seiner soldatischen Natur entsprechend, der Rücktritt die klarste und beste Lösung zu sein. Vornehmlich Speer unterstützte ihn, während ich zum Abwarten riet. Speer hat in seinen Erinnerungen fast nur die Gründe angeführt, die für den Rücktritt sprachen. In dem Buch "Regierung Dönitz", das 1964 in 3. wesentlich erweiterter Auflage erschien, hat Lüdde-Neurath die Gründe für und gegen den Rücktritt objektiv aufgeführt. Bei Dönitz und in seiner Umgebung setzte sich die Ansicht durch, daß die Abdankung des Reichspräsidenten, der Rücktritt des Kabinetts oder beide Maßnahmen zusammen nachteilige Folgen haben und schwere Fehler sein würden. Der freiwillige Rücktritt würde den Alliierten eine willkommene Begründung für die Einsetzung einer Militärregierung geben. Die Sieger sollten später nicht sagen können: "Wir mußten die Regierungsgeschäfte übernehmen, weil die deutschen Stellen weggelaufen waren. Wir wollten ja einen legalen Übergang, doch hat die deutsche Regierung durch ihre Flucht diese

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

Möglichkeit selbst verhindert!"

Bald nach dem 8. Mai erschien in Mürwik die "Alliierte Kontrollkommission beim OKW". Sie sollte die legale Durchführung der Kapitulationsbedingungen durch das OKW überwachen. Sie bestand aus einem amerikanisch-englischen Stab unter Führung des Generalmajors Rooks (USA) und des Brigadiers Foord (Großbritannien), mit einer großen Zahl von Fachleuten. Dönitz verhandelte mehrfach mit den Generälen, die Ressorts, vor allem Korpmüller und Backe, mit den Referenten. Die Formen waren kühl, aber korrekt. Am 17. Mai traf der russische Stab unter Generalmajor Truskow ein. Er erhielt von uns das gleiche Material, die gleichen Informationen und Vorschläge. Im Gegensatz zu ihren westlichen Kollegen behandelten die Russen ihre deutschen Gesprächspartner mit ausgesuchter Höflichkeit.

Um die gleiche Zeit fand sich der politische Berater Eisenhowers in Mürwik ein und befragte Dönitz auf der "Patria", auf die der Großadmiral zu Rooks gebeten worden war, über seine Legitimation als Staatsoberhaupt. Murphy zeigte Skepsis, als Dönitz statt einer schriftlichen Urkunde nur die bekannten drei Funksprüche vorlegen konnte. Wir vermuteten, daß man, zum Zweck einer Verhaftung, die Rechtmäßigkeit der Stellung von Dönitz und seines Kabinetts in Zweifel ziehen wolle. Wir fanden diese Vermutung verstärkt, als Presseverlautbarungen Dönitz' Legalität verneinten und ihn als "self-proclaimed successor" bezeichneten. Im Gegensatz dazu stellte später das Nürnberger Gericht ausdrücklich fest: "Am 1. Mai 1945 wurde er als Nachfolger Hitlers Staatsoberhaupt". Unsere Annahme, daß das Ende der Regierung Dönitz bevorstehe, erhielt durch die Haltung in Presse und Rundfunk der Russen weitere Nahrung. Im Gegensatz zum Benehmen des Stabes Truskow verschärften sich die Ausfälle der russischen Propaganda von einem Tag zum anderen und gipfelten schließlich in der Forderung, die "Verbrecher von Mürwik" sofort zu liquidieren.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Dönitz bat mich, über die geschäftsführende Reichsregierung einen Schriftsatz auszuarbeiten, den er am 2o.5. der Alliierten Kontrollkommission übergab. Darin waren die Aufgaben der Regierung aufgeführt. "Die geschäftsführende Reichsregierung sieht ihre Aufgabe als zeitlich begrenzt und sachlich beschränkt an. Die zeitliche Begrenzung ist durch die Notwendigkeit gegeben, daß das Deutsche Volk seinen politischen Willen in der Gestaltung seiner Verfassung, der Wahl seiner Staatsform, der Bestellung seines Staatsoberhaupts und einer Reichsregierung bekundet". Diese Bekundung werde für eine gewisse Zeit noch nicht möglich sein. Während dieser Zeit müßten die Geschäfte der Reichsregierung durch erfahrene Fachleute wahrgenommen werden. "Ihre Aufgaben beschränken sich auf eine Abwicklungs- und Überleitungstätigkeit".

Als Lüdde-Neurath am 22.5. nachmittags Dönitz die Aufforderung von Brooks überbrachte, er, Jodl und Friedeburg sollten am nächsten Morgen um 9.45 auf der Patria erscheinen, sagte der Großadmiral nur: "Koffer packen!" Der Tag der Verhaftung stand bevor. Auf der Patria eröffnete Rooks an der Spitze der drei alliierten Generäle, er habe Befehl vom Alliierten Hauptquartier erhalten, Regierung und OKW zu verhaften. Die hier befindlichen Offiziere hätten sich von jetzt an als "prisoner of war" zu betrachten. Rooks schloß: ein alliierter Offizier werde sie zu ihrem Quartier begleiten und, wenn sie gepackt, ihr Lunch eingenommen und ihre Sachen geregelt hätten, zum Flugplatz zum Abflug um 1.3o Uhr bringen.

Als Dönitz abfahren wollte, war der angekündigte Begleitoffizier nicht da; der Großadmiral, nicht gewohnt zu warten, ließ anfahren. Als in diesem Augenblick ein amerikanischer Seeoffizier angelaufen kam und sich in einen anderen Wagen warf, um den Anschluß zu erreichen, befahl Dönitz dem Fahrer, etwas zu verhalten, um "dem armen Kerl Unannehmlichkeiten zu ersparen". Im Hause Lüth trafen um 11.oo Uhr Engländer ein, die entgegen der Zusage von Rooks zur Eile antrieben, "Abfahrt sofort, nur 1 Koffer" befahlen und das Haus durch-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

suchten. Als die weinende Frau Lüth sich mit den Kriegsauszeichnungen ihres Mannes, die man ihr wegnehmen wollte, zu Lüdde-Neurath flüchtete, bat er den amerikanischen Offizier, die Sachen vor dem Zugriff der Engländer zu retten. Der Amerikaner distanzierte sich von dem Vorgehen seiner Bundesgenossen und half der armen Frau.

Ging es auf der "Patria" noch einigermaßen gesittet zu, spielte sich die Verhaftung im Verwaltungsgebäude in weniger schöner Form ab. Kurz nach Beginn der Kabinettsitzung, zu der ich täglich um 10 Uhr Minister, Staatssekretäre und hohe Offiziere des OKW zusammenholte, sprangen bewaffnete englische Soldaten in das Zimmer. "Hände hoch! Ausziehen!" Wir mußten uns mit dem Gesicht an die Wand stellen und wurden körperlich untersucht. Als nichts undurchforscht blieb, drang mir das Blut zu Kopf. Der neben mir stehende General von Krosigk merkte, daß ich im Begriff stand, mich umzudrehen und mit der Faust zuzuschlagen, und raunte mir zu: "Keep smiling!" Die Warnung nützte und rettete mir wahrscheinlich das Leben. Die Behandlung widerfuhr auch einigen Offizieren und Sekretärinnen die sich zusammen in ihren Arbeitsräumen befanden. In alliierten Zeitungen erschienen Abbildungen über das Décolleté mit der Bemerkung, man habe das Herrenvolk in den Betten überrascht. Das war eine Tendenzlüge. Im Verwaltungsgebäude gab es keine Betten.

Auf dem Hof zusammengetrieben, mußten wir lange, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, dastehen, von der Bevölkerung angestarrt, von den Photographen der Alliierten geknipst. Prieoburg, der, von der Patria kommend, im Vorüberfahren das Schauspiel sah, nahm sich das Leben; seine Leiche wurde geplündert. Ein Engländer trat zu mir und richtete mir von Mr. Ward, dem Berichterstatter des BBC, mit dem ich mich zweimal lange unterhalten und der viel Verständnis gezeigt hätte, einen Gruß aus, Ward wolle unter den obwaltenden Verhältnissen nicht selbst kommen; ich ließ ihm sagen, das sei auch besser, denn ich würde ihm gesagt haben, daß ich die Engländer bis heute für Gentlemen gehalten hätte. Die Aktion wurde mit einem gewaltigen

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Aufwand von Panzern, Infanterie und Militärpolizei von der 11. englischen Panzerdivision durchgeführt, deren Name in der deutschen Armee einen guten Klang hatte. Der Leiter, Brigadier Churcher, der Stadtkommandant von Flensburg, hatte sich vorher in Verhandlungen mit deutschen Stellen als korrekter und anständiger Mann erwiesen. Es ist anzunehmen, daß er für die Form der Verhaftung höhere Weisungen erhalten hat.

Ich weiß nicht, ob die Wegnahme aller Wertgegenstände, der Jodl die Bezeichnung "organisierte Plünderung" gab, auch auf Anordnung von oben beruhte. Ich bat, mir zwei Erinnerungsstücke zu belassen, die goldene Uhr, die mein Vater lebenslang getragen hatte, und das silberne Zigarettenetui, das ich von meinem gefallenen Bruder bei seiner Hochzeit mit seinem eingeritzten Namen von ihm erhalten hatte. Alle Sachen, wurde mir gesagt, würden mich in der Gefangenschaft von Lager zu Lager in einem Beutel begleiten. Er war schon im ersten Lager nicht da und ist auch nie wieder aufgetaucht. Meine Briefe, in denen ich mich nach dem Verbleib erkundigte, blieben unbeantwortet.

Am 5. Juni 1945 wurde in Berlin eine Erklärung von Eisenhower, Shukow, Montgomery und de Lattre-Tassigny unterzeichnet, nach der die Regierungen der vier von ihnen vertretenen Länder die oberste Regierungsgewalt in Deutschland übernahmen. Darin hieß es: "Es gibt in Deutschland keine zentrale Regierung oder Behörde, die fähig wäre, die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Ordnung, für die Verwaltung des Landes und für die Ausführung der Forderungen der siegreichen Mächte zu übernehmen". Diese Tatsache hatte am 23. Mai in Mürwik aller Welt drastisch vor Augen geführt werden sollen. Am 7. Juli erklärte der Gefängniskommandant in Bad Mondorf, Oberst Andrus, vor den Inhaftierten: "Der Deutsche Staat hat aufgehört zu bestehen". Als diese Behauptung Wogen der Erregung auslöste, berichtigte sich der Colonel: "Die Deutsche Regierung hat aufgehört zu bestehen". 25 Jahre später war immer noch nicht klar, welche Formulierung galt.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Anlage

Übersicht über die Reichskanzler, Reichsfinanzminister,
Staatssekretäre im RFM und Etatsdirektoren von 1919 bis 1945

Reichskanzler	Reichsfinanzminister	Staatssekretäre	Etatsdirektoren
Gustav Bauer 14.8.1919-26.3.1920	Matthias Erzberger 21.6.1919-12.3.1920	Carl Moesle 1919-31.12.1920	Otto v. Schlieben 1920-1925
Hermann Müller (1. Mal) 27.3.-8.6.1920	Dr. Joseph Wirth 27.3.1920-22.10.1921	Carl Bergmann 1919-Sept. 1921	"
Konstantin Fehrenbach 25.6.1920-4.5.1921	"	Franz Schröder 1920-1924	"
Dr. Joseph Wirth (1. Mal) 10.5.-22.10.1921	"	Heinrich Zapf 1920-1924	"
Dr. Joseph Wirth (2. Mal) 26.10.1921-14.11.1922	Dr. Andreas Hermes 26.10.1921-12.8.1923	David Fischer 1921-1926	"
Dr. Wilhelm Cuno 22.11.1922-12.8.1923	"	"	"
Dr. Gustav Stresemann (1. Mal) 13.8.1923-4.10.1923	Dr. Rudolf Hilferding 13.8.-4.10.1923	"	"
Dr. Gustav Stresemann (2. Mal) 6.10.-23.11.1923	Dr. Hans Luther 6.10.1923-15.12.1924	"	"
Dr. Wilhelm Marx (1. Mal) 30.11.1923-26.5.1924	"	"	"
Dr. Wilhelm Marx (2. Mal) 3.6.-15.12.1924	"	"	"
Dr. Hans Luther (1. Mal) 15.1.-5.12.1925	Otto v. Schlieben 15.1.-26.10.1925	Johannes Popitz Jan. 1925-Dez. 1929	Karl Lotholz 1925-1926
Dr. Hans Luther (2. Mal) 20.1.-12.5.1926	Dr. Peter Reinhold 20.1.-17.12.1926	"	"

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

ZS/A-29 / 12 - 167
I 933 I

Dr. Wilhelm Marx (3. Mal) 16.5.-17.12.1926	Dr. Peter Reinhold 2o.1.-17.12.1926	Johannes Popitz Jan. 1925-Dez. 1929	Karl Lotholz 1925-1928
Dr. Wilhelm Marx (4. Mal) 29.1.1927-12.6.1928	Dr. Heinrich Köhler 29.1.1927-12.6.1928	"	"
Hermann Müller (2. Mal) 28.6.1928-27.3.1930	Dr. Rudolf Hilferding 28.6.1928-21.12.1929	"	Lutz Graf Schwerin Krosigk 1929-1932
Dr. Heinrich Brüning (1. Mal) 30.3.1930-7.1o.1931	Dr. Paul Moldenhauer 23.12.1929-2o.6.1930	Hans Schäffer 1.1.1930-3o.5.1932	"
Dr. Heinrich Brüning (2. Mal) 9.1o.1931-3o.5.1932	Dr. Hermann Dietrich 2o.6.1930-3o.5.1932	"	"
Franz v. Papen 1.6.-17.11.1932	Lutz Graf Schwerin Krosigk 2.6.1932-23.5.1945	Arthur Zarden 1o.6.1932-6.4.1933	Alfred Olscher 1932-1936
Kurt v. Schleicher 3.12.1932-28.1.1933	"	"	"
Adolf Hitler 3o.1.1933-3o.4.1945	"	Fritz Reinhardt 6.4.1933-Mai 1945	Joachim v. Manteuffel 1936-1944
Lutz Graf Schwerin Krosigk 3.5.-23.5.1945 "Leitender Minister der geschäftsführenden Reichsregierung"	"	"	Johannes Kluge 1944-1945

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Übersichten
über die familiären
Zusammenhänge

Anlage 1: Vorfahren und Nachkommen des Verfassers

Anlage 2: Die Kroeigks

Anlage 3: Die Westphalens

Anlage 4: Die Schwerins

Anlage 5: Die Schwanenfelds

Anlage 6: Die Plettenbergs

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

ZS/A-20 / 12 - 170

Anlage 1

Vorfahren und Nachkommen des Verfassers

Gebhard Adolf (Gebert) v. Krosigk (1754-1840) Der Gesamtrat, auf Hohenerxleben u. Rathmannsdorf ∞ Auguste (Gustchen) v. d. er Schulenburg (1760-1840) Die Gesamträtin

Hermann Graf v. Schwerin (1776-1858) auf Wolfshagen ∞ Rosalie Gräfin v. Dönhoff (1789-1863) auf Tamsel

Adolf v. Krosigk (1799-1856) - siehe Anlage 2 - ∞ Liselle v. Westphalen (1800-1863) - siehe Anlage 3 -

Wilhelm Graf v. Schwerin (1821-1896) - siehe Anlage 4 - ∞ Luise v. Schwanenfeld (1830-1910) - siehe Anlage 5 -

Erich v. Krosigk (1829-1917) auf Rathmannsdorf ∞ Luise Gräfin v. Schwerin (1853-1920)

Lutz* 1887 ∞ Ehrengard (Edi) Freiin v. Plettenberg * 1895 - siehe Anlage 6 -

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

1. Anna-Luise (Annli), * 1920
   oo Hans-Joachim (Hajo) v. Raison, * 1912, + 1971
   a) Lutz, * 1941
   b) Alexander (Axel), * 1944
      oo Heide Drechsel, * 1947
         (1) Jeanette, * 1969
         (2) Véronique, * 1972
   c) Wolter, * 1956
   d) Winrich, * und + 1959

2. Wilfried, * 1921, 1943

3. Ehrengard, * 1922
   oo Gottfried (Gorri) v. Bismarck, * 1921
   a) Klaus-Bernd (Kolja), * 1958
   b) Udo (Utz), * 1960
   c) Sylvester, * 1963

4. Almuth, * 1924
   oo Eckart (Ecki) v. Arnim, * 1923
   Detlev, * 1958

5. Anton (Tono), * 1925
   oo Hildegard Christine (Hildchen) Holtz, * 1925
   a) Wilfried, * 1954
   b) Volkrat, * 1956
   c) Barbara, * 1959
   d) Alexandra, * 1962

6. Alfred, * 1929
   oo Jutta (Jutti) v. Brackel, * 1928
   a) Dedo, * 1957
   b) Ehrengard (Bega), * 1958

7. Dedo, * 1933
   oo Ulrike Freiin v. Stackelberg, * 1937

8. Bia, * 1936
   oo Wedig Kolster, * 1935
   a) Hubertus, * 1962
   b) Rikus, * 1965
   c) Benita, * 1967
   d) Anabel, * 1972

9. Felicitas-Anita (Fenita), * 1941
   oo Huno Herzog v. Oldenburg, * 1940
   a) Beatrix, * 1971
   b) Sophie, * 1972

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Anlage 2

Die Krosigks

Adolf v. Krosigk (1799-1856), auf Hohenerxleben und Rathmannsdorf, Landrat
oo 1821 Lisette v. Westphalen (1800-1863)

1. Anna "Änne" (1822-1909), die Familiendichterin

2. Armgard (1823-1875)
oo Otto Baron Digeon v. Monteton (1822-1913)

a) Adolf (1851-1946), Generalleutnant
oo Emma Schott v. Schottenstein (1858-1946)
(1 Sohn, 3 Töchter)

b) Wilhelm (1853-1931), Generalmajor
oo Helene Gräfin v. der Schulenburg (1856-1948)
(1 Tochter)

c) Lisette (1856-1889)
oo Albrecht v. Gadenstedt -vgl. 6.b-

d) Anton (1860-1937), Gen.-Major, Kmdr der "eisernen Brigade"
oo Elisabeth v. Alvensleben (1861-1945)
(2 Söhne, beide Generäle, 1 Tochter)

e) Armgard (1863-1942), Oberin

3. Margarethe (1824-1885)
oo Werner v. Veltheim (1817-1855), auf Ostrau und Harbke

a) Werner "Pimpam" (1843-1919), auf Schönfließ
oo Auguste v. Gadenstedt -vgl. 6.a-

(7 Kinder, darunter: Franz, + 1922, oo Frieda v. der Lancken-Wakenitz -vgl. 7.f; Burghard "Burki", + 1951; Josias, ✝ 1916)

b) Armgard (1845-1904)
oo Karl Freiherr v. Biel (1836-1912), auf Zierow

(7 Kinder, darunter:)

1) Dora (1864-1945)
oo Edgar v. Knebel Doeberitz (1853-1894), auf Friedrichsdorf

(5 Kinder, darunter: Margarethe oo I. Wichard v. Stülpnagel, ✝ 1916, oo II. Herbert Frhr. v. Wolff, + 1967; Karl Magnus, + 1942, oo Elisabeth v. Waldow; Armgard "Aja", + 1970, oo Jochen v. Alvensleben -vgl. 3.h-)

5) Viktoria "Torlein" (1870-1961)
oo Albrecht v. Gadenstedt -vgl. 6.b-

6) Karl "Charly" (1873-1943), auf Zierow
oo Anna v. Plessen (1874-1952)
(4 Söhne, 3 Töchter)

Institut für Regionalgeschichte — Archiv

c) Elisabeth (1847-1916)
oo Otto v. der Groeben (1836-1907)
(2 Söhne, 2 Töchter)

d) Franz (1848-1927), auf Harbke, seit 1908 Fürst zu Putbus
oo Marie Fürstin und Herrin zu Putbus (1858-1930)

e) Margarethe (1849-1898)
oo Rudolf v. Biel (1839-1893)
(1 Sohn, 1 Tochter)

f) Ulrich (1851-1919)
oo Frieda v. Katte (1849-1917)
(4 Söhne, 2 Töchter)

g) Josias (1852-1888), auf Elvershagen
oo Adelheid v. Veltheim aus Veltheimsburg (1858-1915)

(4 Kinder, darunter: Josias auf Elvershagen, oo Leona Baronesse v. Fircks)

h) Anna "Änncheu" (1853-1897)
oo Werner Graf v. Alvensleben-Neugattersleben (1840-1929)

(7 Kinder: Jochen, ✝1914, oo Aja v. Knebel Doeberitz -vgl. 3.b.1; Werner, + 1947; Armgard oo Iwan v. Radowitz; Konstantin "Gustin", + 1965; Bodo, + 1961, oo I. Ada Gräfin v. Kerff gen. Schmising, + 1924, oo II. Josi v. Blücher; Alvo, ✝1914; Wilhelmine "Elmi" oo Albert Meyer-Thalhoff)

4. Auguste (1825-1836)

5. Anton (1827-1888), auf Hohenerxleben
oo Ernestine v. Veltheim (1836-1888)

a) Margarethe "Gretchen" (1856-1886)
oo Kuno v. Katte (1846-1897)

b) Adolf (1857-1927), auf Hohenerxleben
oo Ilse v. Breitenbuch (1868-1922)

(7 Kinder: Anton, ✝1947, oo Setten v. Heydebreck; Gebhard, + 1967, Pastor, oo Emmeline v. Bentivegni; Ilse; Vollrat auf Quitila, oo Minette Frelin v. Plettenberg -vgl. Anlage 6-; Eberhardt, ✝1915; Krafft, ✝1916; Maritha oo Jochen v. Ribbeck -vgl. 5.c)

c) Adelheid (1859-1927)
oo Henning v. Ribbeck (1856-1896), auf Ribbeck

(9 Kinder, darunter: Hans, ✝1945; Ehrengard "Metta" oo Hans Henning v. Quast; Karl Henning, ✝1918; Heidi oo Werner Freiherr Grote; Jochen, + 1936, oo Maritha v. Krosigk -vgl. 5.b)

d) Siegfried "Friedel" (1860-1946)
oo Auguste v. Müller (1879-1960)
(1 Sohn, 4 Töchter)

e) Lisette (1862-1952)
oo Fritz v. Rochow (* 1858, ✝1914), auf Plessow

(1 Tochter: Emmy oo Wolfgang v. Schierstädt)

Institut für Zeitgeschichte — Archiv

f) Anton (1863-1925), der "kleine Kammerherr"
oo Minette "Timmi" Freiin v. Dodelschwingh-Plettenberg
-vgl. Anlage 6-

g) Fritz (1864-1932), der "Dynast"
oo Helene Freiin v. Bodenhausen (1874-1950)

(3 Söhne: Ernst Anton, ✝1945, General; Fridolf; Henning)

h) Heinrich (1867-1941), Forstmeister
oo Klara v. Gadenstedt -vgl. 6.b-
(2 Töchter)

i) Ernst (1868-1939), der "Onkel"
oo Elisabeth Dionysius (1880-1950), die "Tante"

6. Hedwig (1828-1905), auf Volkersheim
oo Albrecht v. Gadenstedt (1826-1862), auf Gadenstedt

a) Auguste (1849-1886 durch Sturz mit dem Pferde)
oo Werner v. Veltheim -vgl. 3.a-

b) Albrecht (1850-1929), auf Gadenstedt und Volkersheim
oo I. Lisette Baronesse Digeon v. Monteton -vgl. 2.c-
oo II. Viktoria "Torlein" v. Biel -vgl. 3.b.5-

(8 Kinder, darunter: Klara oo Heinrich v. Krosigk -vgl. 5.h-; Auguste "Gustchen" oo Conrad Graf v. Brockdorff-Ahlefeldt; Irmgard "Irmchen" oo Albrecht v. Wallmoden; Burghard, ✝1944, oo Annina Freiin Knigge)

c) Gebhard (1861-1885)

7. Erich (1829-1917), auf Rathmannsdorf
oo I. Sidonie v. Veltheim (1838-1873)
oo II. Luise Gräfin v. Schwerin (1853-1920)

I. Ehe:

a) Dedo (1858-1932), auf Rathmannsdorf, Kreisdirektor
oo Minette Freiin v. Plettenberg (1864-1954)

(5 Kinder: Erika oo Ulrich Freiherr v. Richthofen; Friedrich, ✝1946, oo Kunhild Gräfin Eckbrecht v. Dürckheim-Montmartin; Luise oo Peter Graf v. Hohenthal; Jenny oo Jürgen Werner v. Bandemer, ✝1939; Annette oo Bernhard v. Helldorff-Gleina)

b) Rikus (1863-1898)

c) Gertrud "Trudchen" (1867-1952)

d) Sidonie (1869-1938)
oo Raban v. Kerssenbrock (1869-1952), auf Barntrup

(7 Kinder: Franz, ✝1917; Sidonie "Dona" oo Werner Freiherr v. und zu Gilsa, ✝1945; Achatz, ✝1915; Lucie "Cichen" auf Barntrup; Mathilde "Tillein" oo Werner "Krause" v. Krosigk; Ernst "Pummi", ✝1945, oo Elisabeth-Charlotte "Totto" v. Klot-Heydenfeldt; Anna)

e) Friederike "Frieda, Mutti" (1872-1941)
oo I. Malte Freiherr v. der Lancken-Wakenitz (1864-1911), auf Clevenow
oo II. Hans v. Tschirschky und Boegendorff (1864-1935), Generalmajor

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

(5 Kinder I. Ehe: Malte, + 1969; Clothilde "Mädada" oo Ottfried v. Dewitz -vgl. Anlage 4-; Frieda oo I. Franz v. Veltheim -vgl. 3.a-, oo II. Basil Wevell v. Krüger; Jürgen, + 1944; Ehrengard "Peter" oo Siegfried Griefahn; Rickwan, + 1955, oo Heidy Gräfin v. Perponcher)

f) Ehrengard "Ehrchen, Ömi" (1873-1943)
oo Friedrich Graf v. Plettenberg-Heeren -vgl. Anlage 6-

II. Ehe:

g) Wilfried (*1882, ✠ 1914), Rechtsanwalt, Leutnant
oo Luise "Ulli" v. Wedel (1887-1969) -vgl. 11.c-

(3 Söhne: Erich, ✠ 1943; Dedo oo Margarethe v. Zitzewitz; Wilfried oo Maria v. Leyser)

h) Anton "Tone" (* 1885, ✠ 1915), Reg.-Assessor, Leutnant

i) Johann Ludwig "Lutz" -vgl. Anlage 1-

8. Dedo (1831-1853)

9. Adolf (1832-1906), auf Eichenbarleben
oo I. Antonie v. Kersaenbrock (1834-1858), Erbin von Helmsdorf
oo II. Adelheid v. Kotze (1837-1913)

I. Ehe:

a) Bernhard (1858-1934), auf Helmsdorf
oo Barbara v. Kotze (1872-1955)

(2 Söhne: Bodo, + 1924; Bernhard "Bernd", ✠ 1948, oo Ilse "Ilie" v. Helldorff)

II. Ehe:

b) Antonie (1861-1925)
oo Leopold Freiherr v. Beaulieu-Marconnay (1848-1923)
(2 Söhne, 2 Töchter)

c) Albrecht "der Trübe" (1864-1930), Oberst
oo Jenny Gräfin v. der Schulenburg (1871-1943)

(5 Kinder, darunter: Gisela, * 1898, Stiftsdame in Ebstorf)

d) Johann "Hans" (1866-1942), auf Eichenbarleben, Landrat

e) Lorenz (1867-1944), Bezirksamtmann in Kamerun

f) Günther (1870-1928), auf Eichenbarleben, Rittmeister

g) Adolf (1876-1937), Major

10. Gebhard (1835-1904), General der Kavallerie
oo Hedwig v. Alvensleben (1838-1914)

a) Gebhard (1860-1901, ermordet), Rittmeister
oo Gisela v. Saldern (1868-1956)
(3 Söhne, 1 Tochter)

b) Adolf (1861-1918), Rittmeister
oo Frieda Kargus (1874-1938)

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

c) Maria (1863-1916)
oo I. Karl Freiherr Spiegel v. und zu Peckelsheim (1851-1895), auf Spiegelsberge und Werna
oo II. Johannes Hoffmann (1873-1953), Pastor

(7 Kinder I. Ehe: Melanie oo Bruno Hoffmann; Elisabeth; Maria oo Bruno Hoffmann; Charlotte auf Werna; Karl, ✝ 1914; Auguste auf Werna; Gebhard auf Spiegelsberge oo Carla v. Kleist.
2 Kinder II. Ehe: Heinrich "Heiner", Leiter des Landerziehungsheims Honneroth, oo Ruth Rabke; Margarethe, Oberin von Neuendettelsau)

d) Friedrich Karl (1870-1906 durch Sturz beim Rennen), oo Ursula v. Maltzahn Freiin zu Wartenberg und Penzlin (1881-1962)

(2 Kinder: Ursula, Buchhändlerin in Berlin; Joachim Gebhard, ✝ 1945)

e) Anette (1879-1945), Schwester

11. Walpurgis "Wally" (1838-1917)
oo Friedrich "Fritz" v. Trotha (1829-1885), auf Hecklingen

a) Gustav Adolf "Gustolf" (1857-1932), auf Hecklingen
oo Ehrengard Freiin v. Steinäcker (1858-1932), auf Brumby

(3 Kinder, darunter: Friedrich "Fritz", ✝ 1947, oo Anni Freiin v. Plettenberg -vgl. Anlage 6-; Gustav-Adolf, ✝ 1914)

b) Friedrich "Fritz" (* 1859, ✝ 1914), Generalmajor

c) Walpurgis "Wally" (1860-1925)
oo Karl v. Wedel (1845-1917), auf Piesdorf

(2 Kinder: Busso oo Annli v. Oertzen; Luise "Ulli" oo Wilfried v. Krosigk -vgl. 7.g-)

d) Wolf (1863-1943), GReg.-Rat
oo Hildegard Freiin v. Erffa (1874-1945)
(3 Töchter)

e) Hans (* 1865, ✝ 1914), Oberförster
oo Hedwig "Heta" Gräfin v. der Schulenburg (* 1880), auf Kruge

(5 Kinder, darunter: Hans auf Kruge, oo II. Martha "März" v. Deichmann; Hedwig-Maria "Echen" oo Karl Christian "Krischan" Prinz zur Lippe-Weißenfeld; Bernhard "Beune" oo Magdalene Schmidt; Walpurgis "Puppa" oo Günther Graf v. Stosch)

f) Gebhard (1871-1933), Landrat

12. Friedrich (1839-1912), der "Konsul"

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ZS/A-20 / 12 - 174

Anlage 3

Die Westphalens

Isaak Johann Christian Westphal
fürstl. braunschweig. Hofpostmeister

Reverend D. George Wishart of Pitarow
∞ Anne Campbell a.d.H. der Herzöge von Argyll

Philipp v. Westphalen (1724 – 1792)
Der "Sekretär" Ferdinands von Braunschweig
∞
Jeanie Wishart of Pitarow (1742 – 1811)

Johann Ludwig v. Westphalen (1770 – 1842)

∞ I. 1798
Lisette v. Veltheim (1778 – 1807)

∞ II. 1812
Caroline Heubel (1775 – 1856)

1. Ferdinand (1799–1876)
preuß. Minister des Innern

Ferdinand (1836–1906) "Mando"
Luise (1839–1928)

2. Lisette (1800 – 1863)
∞ Adolf v. Krosigk
– siehe Anhang 1 –

3. Carl (1803 – 1840)
Jurist in Trier

4. Franziska (1807 – ?)
"Tante Fränzchen"

5. Jenny (1814 – 1881)
∞ Karl Marx

6. Edgar (1819 – 1890)

Institut für Zeitgeschichte / Archiv

Anlage 4

Die Schwerins

Otto Freiherr v. Schwerin (1616–1679)
auf Alt-Landsberg, Wolfshagen, Wildenhoff
1658/79 Erster Minister u. Oberpräsident des Geheimen Rats in Brandenburg

|

Otto Graf v. Schwerin (1645–1705)
auf Alt-Landsberg, Wolfshagen, Wildenhoff
1675/1705 Mitglied, 1698/99 Präs. d. Geheimen Rats, Dr. iur. h.c. der Univ. Oxford

|

Otto Graf v. Schwerin (1684–1755)
Stifter der Linie Wolfshagen

|

Otto Alexander (1731–1819)
58 Jahre auf Wolfshagen

Wilhelm (*1773 ✝1815)
Kurier des Königs

∞ Sophie Gräfin v. Dönhoff (1785–1863)
auf Skandau i. Ostpr.
Verf. d. "Lebensbilds"

Rosalie ∞ Hermann (1770–1855)
Gräfin v. Dönhoff (1789–1863)
auf Tamsel
auf Wolfshagen
seit 1840 Göhren v. Lemmersdorf

Amélie (Emmi)
∞ Alfred Graf Solms-Sonnenwalde
Erbin von Lemmersdorf
stiftete die Amalienstiftung

Carl
auf Wolfshagen

Wilhelm
(1827–1896
auf Göhren u.
Skandau (ver
∞ Louise v.
Schwanenfeld
(1830–1910)
Erbin v. Sartowitz

Institut für Adelsgeschichte - Archiv

1. Sophie (1851-1933)
   oo Carl v. Arnim (1846-1913), auf Lützlow und Züsedom

   (7 Kinder: Marie-Luise oo Adelbert Freiherr v. Rosenberg; Wilhelm auf Lützlow oo Margarethe v. Arnim; Carola oo Eberhard v. Arnim; Sophie; Bertha oo Detlev "Detti" v. Arnim-Kröchlendorff -Eltern von Ecki, vgl. Anlage 1: 4-; Hans-Karl auf Züsedom oo Hermy v. Loos; Elsa oo Bruno Schwarze)

2. Luise (1853-1920)
   oo Erich v. Krosigk (1829-1917), auf Rathmannsdorf
   -vgl. Anlage 1 und Anlage 2: 7-

3. Martha (1854-1948), die eine der "Strelitzer Tanten"

4. Wilhelm (1856-1926), auf Sartowitz und Göhren
   oo Elisabeth "Lisa" v. Turtschaninow (1859-1931)

   (Adoptiveltern von Ulrich-Wilhelm, vgl. 8)

5. Ida (1857-1947), die andere der "Strelitzer Tanten"

6. Alfred (1859-1946), auf Lemmersdorf
   oo Anita v. Düring (1870-1954)

   (Adoptiveltern des Verfassers -vgl. Anlage 1-)

7. Maria (1862-1921)
   oo Otto v. Dewitz (1853-1919)

   (4 Kinder: Elisabeth; Luise oo Hans Berg; Ottfried oo Clothilde "Mädi" v. der Lancken-Wakenitz -vgl. Anlage 2: 7 e-; Marie)

8. Ulrich (1864-1930)
   oo Freda v. Bethmann-Hollweg (1876-1959)

   (6 Kinder: Irmgard oo Hans Freiherr Seutter v. Lötzen; Alexandra oo Kurt Baron Zoege v. Manteuffel; Ilse; Ulrich-Wilhelm Schwerin-Schwanenfeld oo Marianne Sahm; Freda oo Hans-Werner v. Negenborn; Anna-Luise oo I. Friedrich Heinrich v. Both, oo II. Wolfgang Thomale)

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Anlage 5

Die Schwanenfelds

Johann Joachim Sartorius (+ 1745)
1731/44 Rektor in Danzig

Andreas (1712–1768)
Bürgermeister in Marienburg

- Ernst (+1820), unverh. Generalpostmeister in Polen, 1786 geadelt: "Sartorius v. Schwanenfeld" auf Sartowitz u. Kobelnik
- Andreas (1745–1816) Postmeister in Elbing 1792 in Sartowitz eingesetzt. 6 Söhne u. 4 Töchter
- Johann (1749–1822) unverheiratet verwaltet Kobelnik

Andreas:

- Ernst II (1773–1843) unverheiratet, auf Sartowitz
- Friedrich (1783–1855) ∞ Emma v. Wilamowitz auf Kobelnik, vererbten die Wilamowitz-Möllendorff
- Franz (1783–1863) der "ungeduldige Rittmeister" auf Sartowitz ∞ Luise v. Haenlein (1793–1861)

Franz:

- Ernst III (1827–1874) seit 1873 Graf v. Schwanenfeld ∞ I. Ida v. d. Decken (1829–1870) II. Eveline Gfn. v. d. Hagen (1839–1906) 32 Jahre Nutznießerin von Sartowitz
- Emma (1829–1915) ∞ Benno v. Tschirschky-Reichell (1810–1878) auf Schlanz
- Louise (1830–1910) ∞ Wilhelm Graf v. Schwerin – siehe Anlage 4 –

Ernst III:

- Franz gestürzt im Rennen Münchhausens "Gottes Gnade"
- Luise "Ittel" (1858–1943) Freundin des Kaisers
- Agnes (1860–1945) ∞ August v. Veltheim (1857–1922) auf Oldenburg

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Anlage 6

Die Plettenbergs

Gisbert Frhr. v. Bodelschwingh - Plettenberg (1790 - 1866) auf Bodelschwingh ∞ Wilhelmine Freiin von Plettenberg (1795 - 1845)

Friedrich Frhr. v. Plettenberg (1796 - 1861) auf Heeren ∞ Caroline Freiin v. Bodelschwingh-Plettenberg (1801 - 1851)

Adolf "Väterchen" Freiherr v. Bodelschwingh-Plettenberg (1826 - 1902) auf Bamenohl ∞ Berta Freiin v. Plettenberg (1832 - 1900) auf Heeren

Friedrich "Päppel" Graf v. Plettenberg-Heeren (1863 - 1924) auf Heeren u. Bamenohl ∞ Ehrengard "Ehrchen, Ömi" v. Krosigk (1873 - 1943) -siehe Anlage 2-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

1. Ehrengard "Edi" (* 1895)
oo Lutz Graf Schwerin v. Krosigk (* 1887)
-vgl. Anlage 1-

2. Bertha (* 1896)
oo Friedrich-Karl "Zippel" v. Zitzewitz (* 1888), auf Muttrin

(5 Kinder: Margarethe oo Dedo v. Krosigk -vgl. Anlage 2: 7 g-; Ehrengard "Püppi" oo Ulrich Pohl; Friedrich-Karl "Bila" oo Sigrid v. Bandel; Bertha "Lottchen" oo Hans Karl Himme; Claus oo Doris Buchholz)

3. Anna-Luise "Anni" (1898-1971)
oo Friedrich "Fritz" v. Trotha (1888-1947), auf Hecklingen
-vgl. Anlage 2: 11 a-

(6 Kinder: Ehrengard "Ehri" oo Carl-Wilhelm "Kalle" Köhne; Anna-Luise "Anni" oo Peter Graf v. Hohenthal -vgl. Anlage 2: 7 a-; Thilo-Lebrecht oo I. Anita v. Dewitz -vgl. Anlage 4: 7-, oo II. Margarethe v. Dewitz -vgl. Anlage 4: 7-; Walpurgis "Kecke" oo Eberhard v. Krosigk -vgl. Anlage 2: 5 b-; Gustav-Adolf "Gustel" oo Elisabeth v. Viereck; Adelheid oo Eggert Pölster)

4. Minetta "Neggi" (1901-1965)
oo Vollrat v. Krosigk (* 1893), auf Quitila
-vgl. Anlage 2: 5 b-

(5 Kinder: Eberhard oo Walpurgis "Kecke" v. Trotha -vgl. oben 3-; Ilse "Illi" oo I. Erich v. Tiedemann, oo II. Georg Tübben; Krafft "Hüffel" oo Gisela "Gila" v. Burgsdorff; Ernestine "Stine" oo Hans Krüger; Anna-Minette "Ami" oo Hubertus "Hubs" v. Pogrell)

5. Wilhelm-Adolf "Affel" (1902-1950), auf Heeren und Damenohl
oo Emilie "Emmy" Gräfin Eckbrecht v. Dürckheim-Montmartin (* 1909; oo II. Friedemann Freiherr v. Münchhausen)

(5 Kinder: Friedrich oo Astrid v. Graevenitz; Jobst-Henrich "Henner" oo Brunhild "Brunchen" v. Prittwitz und Gaffron; Christoph "Tito" oo Heilwig Freiin v. Münchhausen; Johann Adolf "Hanno" oo Marianne v. Koppenfels; Almuth "Müthi" oo Tilman Sauerbruch)

6. Auguste "Pocki" (* 1904)
oo Herbert Köhne (* 1910, † 1943)

(4 Kinder: Friedrich Wilhelm "Sohni" oo Christa Pyttel; Brita oo Dieter Alex; Jürgen oo Ilse Michalla; Gisela "Gila")

7. Sidonie "Döni" (* 1908)
oo Rudolf Krieger (* 1903)

(4 Kinder: Peter oo Lore Freiberg; Ernst-Friedrich "Jubel" oo Margarethe Holzwarth; Elisabeth-Charlotte "Lottchen"; Barbara "Bärbel")

Institut für Familiengeschichte - Archiv